Prinzessin Ilse.

Dritter Band.

Prinzessin Ilse.

Roman

von

Ernst Pasqué.

Dritter Band.

Berlin, 1882.

Verlag von Otto Janke.

Dritter Band.

Margot.

Erstes Kapitel.

Wieder Daheim.

Das Wohnhaus des Kommerzienraths Imhof hatte im Laufe der verflossenen sechs Jahre in seinem Aeußeren keine Veränderung erfahren. Noch immer lag über seine Façade der Promenade des Kanals, jene vornehme Ruhe gebreitet, die von jeher ein charakteristisches Merkmal des Hauses gewesen und so sehr gegen die übrigen Bauwerke der Nachbarschaft abstach; noch immer sahen auf der andern Seite der weiten Wohnstätte die öden ehemaligen Lagerhäuser mit ihren geschlossenen Fenstern auf das Leben und Treiben der Hellstedt nieder, das womöglich noch bunter und lauter geworden war als ehedem. Der Gemüseladen im Hause der Mutter Bernis hielt wie früher seinen offenen Verkauf; die alte Frau hantirte in der ersten Etage

emsig wie immer, nur war sie noch ernster und schweigsamer geworden, denn sie hauste jetzt ganz allein. Auch die Wohnung des zweiten Stockwerks stand leer und zu vermiethen, wie ein Zettel an der Hausthür besagte und das Fenster der Giebelstube war dicht verhüllt, ein Zeichen, daß es nicht bewohnt und vielleicht auch sonst nicht benutzt wurde. So war es seit sechs Jahren gewesen, seit jenem Unglückstage, an dem der alten Mutter Bernis auch ihr zweites und letztes Enkelkind auf eine so geheimnißvolle Weise entführt worden war.

Dafür hatte sich im Innern des Imhof'schen Hauses eine vollständige Veränderung vollzogen. Der Kommerzienrath, heute etwa dreiundsechzig Jahre zählend, schien sehr gealtert und dabei matt und lebensmüde geworden zu sein. Seine Nichte, Frau von Rambert, war heute die eigentliche Herrin des Hauses und übte diese Herrschaft mit einer solchen eisernen Willenskraft, einer solchen rücksichtslosen Härte, daß keiner der Bediensteten des Hauses, nicht einmal der eigentliche Herr desselben, nur mit einer Miene dagegen anzukämpfen wagte. Kurz nach jenen Unglückstagen vor sechs Jahren und nach der Rückkehr des Herrn de Voß hatte unter thätiger Mithülfe des Letzteren die Liquidation des großen Geschäfts stattgefunden. Herr Kommerzienrath Imhof wollte es so und Frau Margot von Rambert wünschte und betrieb es von ihrer Seite. Doch was nicht nach dem Wunsche Margots gewesen und diese, trotz allen Machina-

tionen nicht hatte verhindern können, war, daß ihr Onkel die bedeutenden Summen, welche Herr de Voß vom Cap und aus Rotterdam mit heimgebracht, gleichsam gerettet hatte, diesem zum Geschenk machte. Eine schmerzliche Resignation lag in dieser Liebesgabe des alten Herrn, der dem Sohn seines Jugendfreundes ja so gern sein Liebstes, sein einziges Kind gegeben hätte, und mit diesem Alles was er besaß. Herr de Voß nahm nach einigem Zögern das so wohlwollend gebotene fürstliche Geschenk an und trat dann als Theilhaber in das bedrohte van der Meulen'sche Geschäft, das er vom Untergang zu retten und in neuen Flor zu bringen bestimmt war. In gleich liebevoller Weise verabschiedete Kommerzienrath Imhof die treuen Diener des Geschäfts. Für die älteren Herren sorgte er, daß diese den Abend ihres Lebens in Ruhe genießen konnten; die arbeitskräftigen jüngeren Leute erhielten ansehnliche Geschenke, um im Stande zu sein, die Erlangung passender Stellen abzuwarten, oder solche in fremden Ländern zu suchen. Dann erlosch die alte hochgeachtete Firma Sebastian Imhof und das Haus wurde geschlossen.

Nun begann die Herrschaft Margots, langsam und unmerklich, doch unaufhaltsam, keinen Widerstand fürchtend noch duldend, breitete sie sich aus. Der alte gebrochene Mann musste sich zuerst fügen. Margot kannte nur zu gut die schwachen, wunden Stellen seines Gemüths und Herzens; sie hielt nur zu viel Mittel in Händen, hierauf in peinigender

oder tröstender Weise zu wirken und war dazu noch mit einer dämonischen Klugheit ausgerüstet, ihre Hebel wirksam in Bewegung zu setzen, es sogar dahin zu bringen, daß die gewagtesten ihrer Wünsche von dem alten Manne, den sie spielend beherrschte, ausgesprochen wurden.

Vorerst traf sie Veränderungen in den Wohnräumen. Während der Kommerzienrath seine Zimmer der ersten Etage fort bewohnte, verlegte sie ihr eigenes Appartement in die Parterre- und ehemaligen Komptoirräume, trotzdem diese Region keineswegs die freundlichste des großen Hauses war. Die Schlaue wusste indessen genau, weshalb sie dies that. Das untere Stockwerk wurde theilweise, besonders in seinen Korridoren, umgebaut, dann mit einem Luxus, der Beherrscherin von Millionen würdig, ausgestattet und darauf von Margot bezogen. Die Verbindungstreppe führte sie rasch in das Schlafzimmer des Onkels und der große eiserne Schrank, in der Dicke der Mauer angebracht, passte vortrefflich zur Bergung des Nothpfennigs, den die Schlaue sich für alle Fälle auf die Seite zu bringen gewusst. Die Zimmer der zweiten Etage, welche Ilse bewohnt hatte, in denen Margots Gatte, der Hauptmann von Rambert gestorben war, hätte sie nicht länger bewohnen können. Wenn auch am Tage kalt und voll trotzigen Hohns, so waren ihre Nächte doch nicht frei von Furcht, wie ein böses Gewissen sie gebiert und zu Schreckgestalten zeitigt. In den Parterre-Räumen, umgeben von dem das Auge

blendenden Luxus und fernab von jenem verhängnißvollen Schlafgemach, vermochten diese entsetzlichen Träume und Bilder ihr nichts anzuhaben. So wähnte sie, und fand ihren Wahn, wenn auch nur für eine kurze Zeit bestätigt. Eine andere Veränderung, welche Frau von Rambert in dem Hauswesen vornahm, war die Säuberung und Erneuerung des Dienstpersonals. Unter der Anklage, ihrer Herrschaft nicht treu und wachsam genug gedient, wohl gar die Hand bei der Flucht der Tochter des Hauses mit im Spiele gehabt zu haben, wurde nach einander und in rascher Folge die sämmtliche Dienerschaft entlassen, um durch andere Personen ersetzt zu werden. Nur solche, welche dem Hause fremd gewesen und im Stande waren, die neue Ordnung der Dinge als naturgemäße Verhältnisse zu betrachten, konnte Margot gebrauchen. Zwei Männer allein waren von diesem allgemeinen Kehraus verschont geblieben: der alte Kammerdiener Gottfried und der Portier Wenzel. Ersteren hatte Herr Imhof nimmer von sich gelassen und Margot nur einen schüchternen Versuch gewagt, den alten schwachen Mann durch eine jüngere frischere Kraft zu ersetzen. Der Widerstand, welchen sie hierbei erfuhr, nöthigte zur Vorsicht und sie vertagte diese Ausweisung vorläufig, um sie später um so wirksamer durchsetzen zu können. Eine Gelegenheit dazu dünkte der Schlauen nicht schwer herbeizuführen. Anders stand es mit dem Portier Wenzel. Dieser war Herrn Imhof seit der Flucht Ilsens

eine durchaus unsympathische Persönlichkeit geworden; er glaubte an die Mitschuld des Mannes, oder doch, daß er das Unglück hätte verhüten können. Anderer Ansicht war Margot. Sie konnte Wenzel, der bereits ziemlich tief in ihre Familienverhältnissen eingeweiht war, nicht entbehren und vertheidigte ihn lebhaft, allerlei fingirte Thatsachen als Ausschmückung ihrer Reden in so wirksamer Weise verwendend, daß der alte Herr seufzend verstummte. Wenzel blieb und wurde nun der wahrhaft hündisch treue Diener Margots. Seine etwaige Lust zu bösartigem Auflehnen durch Worte und Handlungen gegen die neue Haustyrannin, wusste diese geschickt und mit voller Wirkung im Keime zu ersticken. — Wenzel war ein großer Freund des Weines und Frau von Rambert sorgte scheinbar unabsichtlich dafür, daß er dieser Leidenschaft nach Herzenslust fröhnen konnte; sie ernannte ihn zu ihrem Mundschenk. Er erhielt die Erlaubniß in den Weinkeller hinabsteigen zu dürfen, um den kleinen Bedarf an spanischen Weinen und feinen Liqueuren, von denen Margot stets einige Flaschen in ihrem Zimmer in Vorrath hatte, zu holen. Es war dies jedoch nur ein Vorwand, denn sie kostete kaum davon, dafür fand Wenzel Gelegenheit, den sehr großen Wandschrank seiner eigenen Behausung mit den besten und feinsten Wein- und Liqueursorten des Kellers zu füllen. — Nun begann für den Durstigen ein stilles behagliches Leben des Genusses, das sich gegen Abend meistens zu einer

solchen Lustigkeit steigerte, daß die Wände seiner Loge davon widerhallten und der wein- und branntweinselige Wenzel sehr oft die Nacht auf seinem Portiersstuhl zubrachte, um dann auf dem Boden seinen furchtbaren Rausch auszuschlafen. Auch am Tage durfte er seinem Gott Bacchus ungescheut reichliche Opfer bringen, denn der Besucher des Hauses wurden immer weniger. Margot, die sorgsame Pflegerin des alten, matten und kränklichen Herrn Imhof wusste solche nach und nach zu entfernen und dann für die Folge gänzlich fern zu halten.

Eine der ersten Personen, welche das Haus hatte verlassen müssen, war Fräulein Bontemps gewesen. Es konnte der gewandten Frau von Rambert nicht schwer fallen, ihren Onkel von der direkten Mitschuld der Gouvernante an der Flucht Ilsens zu überzeugen und Herr Imhof glaubte ihr, wie er Alles glauben musste, was Margot vorbrachte, da sie zugleich im Stande war, es durch Thatsachen zu belegen. So galt Herrn Imhof Lucie als die eigentliche Urheberin seines grenzenlosen Familienunglücks und musste aus seinem Haus scheiden, ohne ihn noch einmal sehen und sprechen, sich vertheidigen zu können; so galt Felix Volker, der Entführer seiner Tochter, ihm als ein elender Dieb, der zweimal seine Privatkasse bestohlen hatte. Und felsenfest glaubte der alte Herr daran, denn er hielt die unumstößlichsten Beweise, von der treuen Margot herbeigeschafft, dafür in Händen.

Fräulein Bontemps war hierauf als ständige Lehrerin in die Pension eingetreten, in welcher sie bisher nur einzelne Stunden ertheilt hatte. Ihr bedeutendes, ungewöhnliches Talent als Erzieherin und geeignete Repräsentantin eines vornehmen Hauswesens hatte sich glänzend bewährt, denn heute, nach sechs Jahren, stand sie bereits als Vorsteherin an der Spitze des reichen, weit und breit wohlrenommirten Pensionats. Die Eigenthümerin desselben, eine alte Dame, hatte in der Bontemps schon nach kurzer Zeit eine Nachfolgerin erkannt, wie kaum eine passendere und bessere hätte gefunden werden können und so zauderte sie denn schließlich nicht, der jungen Lehrerin, trotzdem diese noch nicht einmal dreißig Jahre zählte, ihr ganzes werthvolles Anwesen zu übergeben und sich zur Ruhe zu setzen. Und sie hatte es nicht zu bereuen; Fräulein Bontemps zeigte sich als eine so ernste, imponirende Persönlichkeit, dabei mit einem Herzen voll Milde und liebevoller Güte für ihre Schülerinnen, daß diese nicht allein mit einer scheuen Ehrfurcht zu ihr aufblickten, sondern sie auch liebten, sogar vergötterten. Ob sie selbst sich in ihrer neuen glänzenden Stellung glücklich fühlte? Als Lehrerin gewiß, denn sie hatte rasch ein schönes Ziel erreicht, einen seltenen Erfolg errungen. Dennoch schien sie nicht glücklich zu sein, denn ihr Ernst war bei einer noch so jungen Dame ein fast unnatürlicher. Gedanken mussten in ihr lebendig sein, die sie selbst peinigten und die wohl mit jener entsetzlichen Nacht,

jenem schrecklichen Morgen im Imhof'schen Hause zusammenhingen. Oder sollte noch Anderes in ihr vorgehen? Sollte das Herz der ernsten Lehrerin endlich eine Leere empfinden, ein Sehnen dort eingezogen sein, dem kein Mädchenherz sich verschließen kann? Wer weiß es! Die festgeschlossenen Lippen des schönen Mundes werden sich wohl nimmer öffnen, ein solches Geheimniß zu verrathen.

Margot war es nicht schwer geworden, den Zorn ihres Onkels gegen Felix Volker zur hellen Flamme anzufachen und dem Vaterherzen das Mitleid für die entflohene Tochter fern zu halten. Wie es ihr gelungen, Beweise für das Verbrechen des Diebstahls gegen Felix beizubringen, so benutzte sie das angebliche Schweigen Ilsens als Beleg für deren Herzlosigkeit und daß sie ihren alten Vater nie geliebt habe. Nachdem die erste Aufregung vorübergegangen, Herr Imhof ruhiger geworden, hatte er im Stillen begonnen, auf ein Lebenszeichen seines Kindes zu hoffen. War Ilse auch für ihn verloren, für immer an einen Menschen gekettet, den er verachten musste, nie — niemals als seinen Sohn hätte anerkennen können, so glaubte er doch eine Bitte um Vergebung ihrer schweren Schuld erwarten zu dürfen. Dies hätte seinem so schwer gekränkten und gefolterten Vaterherzen wohlgethan. Doch er hörte nichts mehr von ihnen, denn Ilsens und Felix' Briefe waren nur an Margot gerichtet und diese hütete sich wohl, ein Wort davon zu erwähnen. Dafür ließ Frau von Rambert Aeuße-

rungen fallen, als ob es ihren Bemühnngen dennoch gelungen wäre, Nachricht über die Entflohenen einzuziehen, und zugleich auch durchblicken, daß diese schlimmster Art seien und ihre Lippen es nimmer wagen würden, davon zu reden. Beide wären — nach Amerika geflohen, nur dies eine kündete sie dem alten Manne und dieser ließ, wie gerichtet, das Haupt auf die Brust niedersinken. Von nun an war zwischen ihnen nie mehr die Rede von Ilse, Herr Imhof gedachte der Tochter nur noch als einer Todten. Er wurde immer stiller, seinen Gedanken an schöne vergangene Zeiten nachhängend, gleichgültiger gegen Alles, was um ihn her vorging, und ließ seine Nichte schalten und walten, wie sie wollte, unumschränkt, als ob sein großes Vermögen ihr allein gehöre und dessen eigentlicher Eigenthümer erst recht. Margot ordnete Alles an, im Innern des Hauses die täglichen Bedürfnisse der Tafel, wie die Ausfahrten und wenigen Zerstreuungen. Sie schrieb sogar die Briefe, welche Herr Imhof an seinen Banquier und die Bank zu richten hatte, und gleichgültig unterzeichnete der Kommerzienrath. Doch gegen Eines hatte er sich mit dem letzten Rest seiner Willenskraft gesträubt: keine Vollmacht ertheilte er seiner Nichte, für ihn zu quittiren, wie schlau Margot es auch anfing, ihm dies seiner eigenen Ruhe halber nahe zu legen. Ebenso entschieden wies er später die erste Andeutung über eine letztwillige Verfügung, welche Margot wagte, zurück und knirschend vor Zorn musste diese sich fügen.

„Gut denn!“ sagte sie sich, „so werde ich auf andere Weise suchen, die Millionen, für welche ich so Vieles gewagt, mir zu retten, um nach diesen Jahren ekelhafter Unterwürfigkeit das Leben genießen zu können. Und bald — bald müssen sie enden, soll ich nicht alt und stumpf werden, nicht vergebens gekämpft und — gesündigt haben!“

Da langte jener Brief Ilsens aus Schottland, direkt an die Adresse des Vaters gerichtet, an, der diesem die Geburt seiner kleinen Enkelin kündete. Arme Mutter! Wie alle eingehenden Briefe wurde auch dieses Schreiben in der Loge des Portiers abgegeben und wanderte dann in Margots Hände, um von ihr geöffnet, gelesen und mit einer höhnischen Verachtung bei Seite geworfen zu werden. Nun galt es, einen entscheidenden Schlag zu führen. In stiller Nacht wurde die Antwort gefertigt, feuriger Wein musste nachhelfen und nach manchen vergeblichen Versuchen standen endlich die verhängnißvollen Zeilen in verstellter Handschrift auf dem Papier. Ein böses triumphirendes Lächeln verzerrte die Züge der erregten Schreiberin; es war in der That die Handschrift des de Voß, welche Margot glücklich nachgeahmt hatte.

„Er mag Alles gethan haben,“ sagte sie sich, „seine Hand ist am geeignetsten, ihr Urtheil zu vollstrecken, und ihm wird sie glauben und mich — endlich in Ruhe lassen. Fehlt nur noch die Unterschrift des Alten und auch diese soll dem hübschen

Briefchen werden; eine passende Gelegenheit dazu wird sich wohl bald finden."

Und eine solche fand sich leider nur zu bald. Eines Tages hatte Margot dem Onkel verschiedene Schriftstücke zur Unterschrift vorzulegen und einen Augenblick gewählt, wo der alte Mann ungewöhnlich matt und gleichgültig gegen Alles, in seinem Sessel kauerte. Er bat um Schonung. doch Margot war unerbittlich, sie hörte nicht auf seine klagenden Worte: die Angelegenheiten seien dringend, gab sie vor, und um die ersehnte Ruhe zu erlangen, unterzeichnete Herr Imhof, was Margot ihm vorlegte, ohne hinzuschauen, sich mit deren Erklärungen begnügend. So erhielt auch jener verhängnißvolle Brief, der das Urtheil der Tochter aussprach, die ganze Lebenshoffnung der Armen vernichten sollte, die Unterschrift des arglosen Vaters und nun war Ilse auch für Margot todt und abgethan.

Frau von Rambert hatte ihr Ziel erreicht, sie war scheinbar Herrin der Millionen ihres Onkels geworden und dennoch fühlte sie kaum eine Befriedigung ihres glühenden Verlangens nach Gold. Daß das Errungene nur ein Scheinbesitz war, quälte, verfolgte sie, wirkliche Herrin wollte sie werden, um jeden Preis. Auch vergingen die Jahre in ihrem Einerlei pfeilgeschwinde, und einmal daran gemahnt, fragte Margot sich mit einem jähen Erschrecken, was sie denn eigentlich mit all ihren Kämpfen und Sünden errungen habe? War denn das Leben,

welches sie führte, so begehrenswerth, um dafür zu wagen, was sie gewagt hatte? Zwar lagen in ihrem eisernen Wandschranke in sicherer Kassette außer einer Menge Goldrollen die Besitztitel über große Summen, in der Bank und bei verschiedenen Bankiers angelegt, die sie im Laufe der Jahre durch alle möglichen Listen und Lügen zusammengerafft, dabei in Etuis die Schmucksachen Ilsens und die Diamanten von deren Mutter, welche Margot ohne viel Umstände, als ihr Eigenthum an sich genommen hatte und die wohl auch einen bedeutenden Werth repräsentirten. Zwar hatte sie sich mit allem erdenklichen Luxus an kostbaren Möbeln, werthvollen Gemälden und Kunstsachen, der Galerie entnommen, umgeben; die reichsten, glänzendsten Toiletten, die kostbarsten, modernsten Geschmeide waren ihr eigen, die prächtigsten Pferde, die elegantesten Equipagen hatte sie zu ihrem Dienst angeschafft und im Hause stand jeder erdenkliche Genuß der Tafel zu ihrer Verfügung und dennoch! — dennoch langweilte sie sich, fand keine Befriedigung ihrer Wünsche, denn sie war trotz Allem doch nur die Wärterin, oder noch schlimmer die Gefängnißhüterin eines alten, mürrischen Mannes, den auf Stunden zu verlassen, sie kaum wagen durfte. Fuhr sie in ihrer eleganten Equipage mit dem gallonirten Kutscher, ihren zwei Lakaien in reichster Livrée durch die Promenaden der Stadt, bewundert, beneidet von Bekannten und Fremden, dann quälte sie die Angst, daß während dieser Zeit sich irgend etwas im Hause ereignen

könnte, trotz der hündischen Wachsamkeit Wenzels, was ihren geheimen Interessen zu schaden im Stande wäre, und es drängte sie heim. Besuchte sie eine Gesellschaft oder sah sie eine solche in ihren Zimmern, dann hatte sie wohl den alten Onkel vorher zur Ruhe gebracht, doch zu keinem Genuß vermochte sie zu gelangen. Immerfort trieb es sie aus den glänzenden Räumen hinweg, die dunkle Verbindungstreppe hinauf nach dem Alkoven, um zu sehen, ob der fatale Alte wirklich schlafe oder ob er etwa die Gelegenheit benutzte, mit seinem Gottfried heimlich gegen sie zu komplottiren.

„Das muß anders werden!“ sagte sie sich wiederholt und immer energischer, immer finsterer dreinblickend und schwere, sündige Gedanken gebar das gährende Hirn.

Der Winter wurde auf solche Weise für Frau von Rambert die schlimmste, kaum zu ertragende Zeit; doch war der Frühling gekommen, standen die Bäume in Blüthe, die Blumen im Flor, schien die Sonne warm hernieder, daß man im Freien weilen konnte, dann kam für Margot gleichsam die Stunde der Erlösung heran. Dann fuhr sie nach Tisch mit dem Onkel hinaus nach Eichenhain. Hier, unter der Obhut wohlinstruirter Diener glaubte sie ihn sicher und durfte ihn verlassen, um ihrem eigenen Vergnügen nachzugehen. Den ganzen Nachmittag blieb sie ihrem Gefangenen fern und erst am Abend holte sie ihn zur Heimfahrt ab. Das waren Stunden der Freiheit für Margot, in denen sie aufathmen,

sich in etwas erfreuen konnte, und für den alten Mann wurden sie dies erst recht. Hier in dem sonnigen Garten, befreit von seiner treuen, nur allzuwachsamen Wärterin, fühlte Herr Imhof sich glücklich. Sein Blick wurde freier, heiterer, um leider nur zu bald wieder in die unendliche Ferne zu schauen, zu suchen, was er wohl nimmer wiederfinden sollte. Um solchen peinvollen Gedanken, die ihm das Herz zusammenschnürten, ihm Thränen in die alten guten Augen trieben, sich zu entwinden, ließ er sich auf seinem Lieblingsplätzchen in der Nähe des Gitters, das die Straße begrenzte, nieder und schaute auf den Weg hinaus, den Vorübergehenden und fröhlich lachenden und spielenden Kindern zu, an denen er ein ganz besonderes Wohlgefallen zu finden schien, die er oftmals zu sich heranrief, mit ihnen plauderte und waren es solche ärmerer Leute, auch reich beschenkte. War der Weg und die Gegend still und menschenleer, dann zog er auch wohl ein Büchlein hervor, daß recht abgegriffen aussah, einstens jedoch ein reichgoldenes rothes Kleid gehabt haben musste, und begann zu lesen, um bald darauf in ein tiefes und schmerzliches Sinnen zu verfallen. Es war ein altes Märchenbuch, und was der alte Herr darinnen las, war immer nur eine und dieselbe Erzählung: Das Märchen von der Prinzessin Ilse.

„O wäre ich bei meinem Vater geblieben!“ mit diesen Worten, der elend zur Bettlerin gewordenen Prinzessin, in der Mitte der Erzählung, be-

gann Herr Imhof stets seine Lektüre und dann verfolgte er das Schicksal der armen Ilse, wie diese heimgekehrt, sich dem Vater bereuend zu Füßen geworfen und wie der alte reiche Mann, nun so einsam und unglücklich, sein Kind unter Thränen emporgehoben, in seine Arme, an sein Herz gedrückt, es geküsst und ihm verziehen habe. Und wie dann Alle wieder glücklich geworden. Doch den Schluß des Märchens las er ebensowenig, wie dessen Anfang, denn dort wurde erzählt von dem Minnesänger, der die Treue bewahrt hatte, der unendlichen Liebe der Prinzessin und der Achtung des Vaters werth gewesen und wie alles Leid nur durch den Haß einer bösen Fee herbeigeführt worden war, die denn auch der gerechten und verdienten Strafe nicht entging.

Wie malte Herr Imhof sich ein solches Wiedersehen aus! Doch ach! seine Ilse kehrte ihm niemals wieder! Dann sank die Hand mit dem Buche herab in seinen Schooß, sein Auge wurde naß und sein Herz blutete. Armer Vater! Nahte am Abend Margot mit gewohnter süßer Freundlichkeit, doch scharfen spähenden Blicken und fand sie ihn also, dann schrak der alte Mann heftig zusammen, im ersten Augenblick wähnend, die böse Fee des Märchens sei ihm erschienen und hastig barg er das Buch in seine Brusttasche, als ob es sein größter Schatz gewesen wäre, ein Talisman, im Stande, ihn von all seinem Weh zu erlösen.

Die sonnigen Stunden seiner Freiheit und Ruhe

waren dann für ihn vorüber und seufzend, doch fügsam, fast willenlos ließ er sich von seiner sorgenden Hüterin in die Stadt — in sein Gefängniß zurückführen. [Doch beim Scheiden streifte sein Blick den friedlich grünen Aufenthalt und mit einem kaum merklichen wehmüthigen Lächeln sagte er: „Auf morgen!"

So war im Hause des Kommerzienraths der Frühsommer des sechsten Jahres, seit Ilse daraus geschieden, herangekommen und nur der Vater gedachte noch im Stillen der Tochter. Für Margot war sie längst gestorben. Andere weit ernstere Gedanken, weit wichtigere Angelegenheiten nahmen sie in Anspruch, wie hätte sie sich da auch nur des unbedeutenden Geschöpfes erinnern können, das sich so tölpisch hatte überlisten lassen, wohl schon längst als Strafe für seinen sündigen Leichtsinn in Kummer und Elend untergegangen war.

An einem Morgen war es, da trat der Portier Wenzel in den Salon, wo Margot im üppigsten Negligé nachlässig auf dem Sopha ruhte und von einem Lakaien in reichster Livree bedient, ihre Chokolade schlürfte. Wenzel meldete ihr in devoter Weise, daß eine Fremde draußen sei, die Frau von Rambert zu sprechen verlange und sich nicht abweisen lasse. Sie müsse die gnädige Frau sprechen und augenblicklich habe sie fast weinend vorgegeben, denn ihre Angelegenheit sei dringend und wichtig.

„Es wird eine Bettelei sein," sagte Margot, die kaum auf den Portier gehört hatte, leichthin. „Dafür ist jetzt die Stunde nicht, sie mag wiederkommen."

„Die gnädige Frau dürfte sich diesmal ausnahmsweise irren," entgegnete Wenzel, wenn auch in kriechender Unterwürfigkeit, doch mit einem recht schlauen Lächeln. „Die fremde Frau bettelt nicht, oder doch nur um eine Unterredung mit —"

Margot, wohl nicht an einen solchen Ton ihres gefügigsten Werkzeugs gewöhnt, fuhr zornig auf. Ihr dunkles Auge blitzte und den Portier nicht zu Ende reden lassend, rief sie mit ihrer scharfen Stimme, die noch schneidender als vor Zeiten klang:

„Hinweg! Ich will nichts von der Zudringlichen wissen!"

Doch Wenzel ging nicht, trotz der barschen zornigen Abweisung. Es schien ihm sogar eine ganz ungewöhnliche Freude zu machen, seiner gestrengen Gebieterin ungestraft trotzen zu dürfen, denn er wusste, daß sie ihm später alles vergeben würde. Sein geröthetes Gesicht verzerrte sich jetzt zu einem wirklichen und höchst respektswidrigen spöttischen Grinsen und die Achseln zuckend sagte er nur:

„Die gnädige Frau dürfte sich doch freuen, die Fremde zu sehen, die am Ende gar keine Fremde, sondern eine alte gute Bekannte ist. Auch verlangte sie, im Falle die gnädige Frau von Rambert etwa nicht zu sprechen oder abwesend sein sollte, zu dem Herrn Kommerzienrath geführt zu werden. — Soll ich sie nun noch immer abweisen?"

Margot war bleich geworden, denn die selt=

samen Worte des Portiers hatten eine Unruhe in ihr erregt, die sofort sich ihres ganzen Seins bemächtigte.

„Nein, nein!" rief sie, wie in Gedanken sich bereits mit der Fremden beschäftigend. „Ich will die Frau sehen und sprechen, doch nicht hier — auch nicht in Deiner Loge. Führe sie in Dein Zimmer, in wenigen Augenblicken bin ich bei ihr."

Mit einem „Sehr wohl, gnädige Frau" und einer tiefen Verbeugung drückte der Portier sich zur Thür hinaus und Margot erhob sich, durchschritt einige Male den Salon, ihre volle Ruhe wieder zu erlangen, dann folgte sie, hocherhobenen Hauptes und mit einer kalten Gelassenheit in den Zügen, dem Portier.

Die Wohnung Wenzels bestand nur aus der Loge mit einem Alkoven und einem zweiten Wohnzimmer, für eine solche Persönlichkeit mehr als behaglich eingerichtet und zugleich auch die Vorrathskammer bildend. Hier ruhten in einem großen Wandschrank die vielen Flaschen feiner Weine und Liqueure, die Delikatessen, welche so trefflich den Appetit reizen, den Durst steigern, Vorräthe, die so oft erneuert wurden, als nur eine Lücke in ihnen entstanden war, oder der wackere Wenzel Lust und Verlangen darnach spürte. Aus diesem Wohnzimmer führte eine Thür auf den Korridor, somit in das Innere des Hauses und zunächst nach den Zimmern Margots. In dies, sein Heiligthum, hatte der

Portier die fremde schwarzgekleidete und tief verschleierte Frau geführt, welche ihn in seiner Loge aufgesucht und veranlasst, sie Margot zu melden. Einen galant gebotenen Stuhl lehnte die Fremde ab, mitten in der Stube blieb sie stehen, die Blicke auf die Thür gerichtet, der Erwarteten geduldig harrend.

Da öffnete sich der Eingang und Frau von von Rambert trat stolz und hastig in ihrem eleganten und koketten Negligé ein, die Thür hinter sich schließend. Doch sofort hemmte sie ihre Schritte und die dunklen Augen verschlangen gleichsam die schwarze Gestalt, die in ihrer einfachen Gewandung unbeweglich vor ihr stand.

„Wer sind Sie und was wollen Sie von mir?" fragte sie, von einer neuen grimmen Angst erfasst.

Da schlug die Fremde den Schleier zurück, streckte der Fragenden die Rechte entgegen und sprach zugleich mit einer vor Wehmuth zitternden Stimme: „Margot!"

„Ilse?!" keuchte Frau von Rambert kaum hörbar und zusammenzuckend, wie von einem Dolchstich berührt. Doch sie erlag ihm nicht; eine Ahnung hatte sie auf diesen Anblick vorbereitet und ihre starke abgehärtete Natur ertrug ihn. Sie fasste sich sogar rasch wieder und die kalten Finger vorsichtig in die Hand ihrer Cousine legend, diese mit einem spöttischen Mitleid von oben bis unten betrachtend, sprach sie, ihren Grimm hinter ihrer Herzlosigkeit bergend:

„Ilse! — wie Du Dich verändert hast! wie alt und — hässlich Du geworden bist."

„Und wie elend!" ergänzte die arme Frau die Rede Margots, deren eisige Finger pressend und über die rücksichtslose Bemerkung in Thränen ausbrechend. „So sehen wir uns wieder!" fuhr sie fort mit einem langen Blick auf die Cousine, ein Blick, der ihre sämmtlichen Jahre der Prüfung zu umfassen schien.

„Wo und wie kommst Du hierher und was willst Du hier?" sprach Margot, die jetzt ihre volle Ruhe und Ueberlegenheit wiedergefunden haben musste, die stechenden Augen nicht von Ilse abwendend.

„Was ich hier will?" klang es mit einem wehen Vorwurf als Antwort. „Du kannst es fragen? — Den Vater will ich sehen, sprechen, ihm zu Füßen fallen, meine Schuld und Sünden ihm reumüthig bekennen und seine Verzeihung mir erflehen. Das will ich und Du — Du musst mir den Weg zu ihm bahnen."

Margot zuckte gleichgültig die Achsel. „Das ist leichter gesagt als gethan," erwiderte sie. „Du wirst doch damals, — es werden wirklich schon fünf Jahre sein, wie die Zeit vergeht! — seinen Brief erhalten haben? Nun, wie in jener Stunde denkt Dein Vater auch heute noch. Der Fluch, den er Dir gesandt hat, scheint ihm noch immer auf den Lippen zu schweben, sobald ich nur eine Anspielung auf Dich wage. Doch davon sogleich.

Erzähle mir erst, weshalb Du Dich hierher gewagt hast und wo Dein Mann eigentlich steckt. Daß er Dich nicht begleitet hat, finde ich ganz natürlich, es wäre des Guten, oder vielmehr des Schlimmen auch zu viel gewesen."

„Ich habe keinen Gatten mehr," sprach Ilse dumpf vor sich hin.

„Ah! er ist todt?!" rief Margot mit einem Anflug von Schreck.

„Nein — er hat mich und sein Kind verlassen."

„Verlassen?!" wiederholte Margot, die bleiche zusammengebrochene Gestalt vor ihr mit Blicken spöttischer Schadenfreude messend. Wie gerne hätte sie höhnend hinzugesetzt: „So musste es kommen; hast es in Deiner blinden, täppischen Einfältigkeit nicht besser verdient!" Doch sie bezähmte, bezwang ihre Spottlust, sehr deutlich erkennend, daß sie der nun allein stehenden Ilse gegenüber weit vorsichtiger handeln müsse, als wenn diese in Begleitung ihres Mannes gekommen wäre, der unter der Anklage des Diebstahls stand. Auch drängten Klugheit und Schadenfreude sie dazu, die weiteren Lebensschicksale Ilsens kennen zu lernen, zu erfahren, welche Pläne sie für die Zukunft hege und was sie etwa von ihr zu befürchten habe. So nahm sie denn einen freundlicheren Ton an, drängte die Heimgekehrte auf das durchaus nicht einladende Sopha Wenzels, mit der Bemerkung, daß sie nur hier ungestört und vor allen Dingen in voller Sicherheit zusammen plaudern könnten. Nachdem Ilse sich zögernd niedergelassen,

schlüpfte Margot in die Loge Wenzels, redete hastig einige Worte mit diesem und zurückgekehrt setzte sie sich neben Ilse. Mit nachlässig freundlichen Worten ermunterte sie die Cousine zu beginnen, worauf sie mit ihrer Ansicht und ihrem Rath nicht zurückhalten würde.

In der bedrückten, angstbeklommenen Stimmung, welche Ilse beherrschte, hatte diese den wenig freundschaftlichen Empfang ihrer Cousine wohl bemerkt, doch in ihrem schmerzerfüllten Herzen nicht so bitter empfinden können, als dies unter anderen Umständen der Fall gewesen wäre. Sie hegte noch immer festes Vertrauen zu Margot, als der Einzigen, die ihr helfen könne und in der Hoffnung, deren volle Theilnahme zu erwecken, begann sie in treuherziger Weise ihre Erlebnisse darzulegen. Mit wenigen schlichten Worten erzählte sie, was ihr begegnet war, von ihrer Abreise von England nach Paris, bis zu dem treulosen Verschwinden ihres Gatten und ihrer Heimkehr, in der einzigen Absicht, die Verzeihung ihres Vaters zu erlangen. Aufmerksam folgte Margot ihren Worten, mit verschleierten, doch scharfen Blicken die Erzählerin dabei unaufhörlich beobachtend. Nachdem diese geendet, verfiel Margot in ein tiefes Sinnen, scheinbar über Mittel und Wege nachdenkend, wie dem Wunsche Ilsens entsprochen werden könnte. Doch dies lag Frau von Rambert fern. Ihre eigene Lage prüfte sie und kam endlich zu dem Ergebniß, daß sie vor der Hand von der Heimgekehrten nichts zu fürchten habe.

Nur müsse dieselbe ihren Anordnungen folgen und der Alte endlich, koste es, was es wolle, ihren Wünschen, in Bezug auf eine letztwillige Verfügung nachkommen. Keinen Augenblick dürfte sie mehr verlieren, dies Ziel zu erreichen und wehe ihm! wenn er sich dennoch gegen ihren eisernen Willen sträuben würde. Endlich, nach einer langen Pause, hob sie den Blick und die in einer athemlosen Spannung neben ihr sitzende Ilse mitleidig anschauend, sagte sie ruhig, fast geschäftsmäßig:

„Um über Deine romanhaften Erlebnisse weiter reden zu können, fehlt es jetzt an Zeit. Die Hauptsache ist, eine Zusammenkunft mit Deinem noch immer erzürnten Vater herbeizuführen, und ich will versuchen, dies zu erreichen. Es wird mir gewiß auch gelingen, nur musst Du mir in Allem folgen, was ich Dir rathen werde. Ich könnte Dich sogleich zu ihm führen, einen Ueberfall versuchen, doch darf ich Dir das Gefährliche eines solchen Schrittes nicht verhehlen. Dein Vater ist nicht ganz wohl — krank, trätest Du unvorbereitet vor sein Angesicht, so könnte eine solche Ueberraschung tödtlich wirken. Ich habe allen Grund, dies zu fürchten und willst Du doch gewiß nicht auch noch ein solch entsetzliches Unglück auf Dein Gewissen laden?" —

„O nein, nein! Lieber würde ich mit seinem Fluch belastet in mein Elend zurückkehren," schluchzte Ilse händeringend und Margots Rede unterbrechend.

„Das wusste ich," entgegnete diese mit einem zufriedenen Kopfnicken. „Also merke auf, was Du

zu thun haben wirst, um meine Bemühungen zu unterstützen. Befolgest Du pünktlich meine Worte, so glaube ich bestimmt, daß wir bald ans Ziel gelangen werden."

„Rede, ich will gewissenhaft thun, was Du mir sagen wirst."

„Du bist wohl in einem Gasthofe abgestiegen und im Stande, dort vierzehn Tage oder drei Wochen zu bleiben?"

„So lange soll ich harren müssen? — Entsetzlich!"

„Ich nehme Vorsichts halber einen längeren — wohl den längsten Zeitraum an. Gelingt es mir, die Zusammenkunft und Eure Aussöhnung früher zu Stande zu bringen, um so besser!"

„So werde ich mich fügen und in Geduld mein Urtheil abwarten."

„Bleibe denn ruhig daheim, verkehre nicht mit vielen Leuten und erwarte meine Nachrichten — die Du hier bei dem Portier persönlich in Empfang nehmen wirst. Der Mann ist zuverlässig und verschwiegen. Du führst wohl noch immer den Namen, welchen Ihr in England angenommen habt? Wie lautet er doch? Ich habe ihn, glaube ich, vergessen."

„Didier."

„Ganz richtig, Frau Didier — es klingt recht hübsch! doch nun gehe — liebe arme Ilse, denn länger dürfen wir nicht beisammen bleiben — ich muß hinauf, nach meinem Kranken zu sehen."

„Ach! dürfte ich an Deiner Stelle sein — Dich

begleiten!“ sprach Ilse mit einem tiefen, wehen Seufzer, sich von dem Sopha erhebend.

„Vor der Hand geht es nun einmal nicht, doch verspreche ich Dir noch manchen Liebesdienst aufzusparen. Und nun leb wohl! vergiß nicht, oft — recht oft bei dem Wenzel nachzufragen und verliere weder den Muth noch die Geduld, im Falle er keine Nachricht für Dich haben sollte. Ich werde dem Manne nur dann eine solche für Dich hinterlassen, wenn sie von einer wirklichen Bedeutung für unser Vorhaben ist. Hoffentlich wird dies recht bald der Fall sein. Leb wohl!“

Dabei drängte sie Ilse in die Loge des Portiers zurück und dann zur Thür hin. Ilse hatte den Schleier wieder vor das Antlitz gezogen und schritt langsam, gesenkten Hauptes zu dem Hause ihres Vaters hinaus.

Kaum war die kleine Pforte des Thores hinter ihr zugefallen, als Margot sich hoch aufrichtete und schüttelte, als ob sie Unangenehmes, Häßliches und Lästiges von sich abwerfen wolle. Ihr Auge blickte mit einer grimmen Verachtung der Abgegangenen nach, dann wandte sie sich zu dem Portier und sprach zu diesem mit ihrer scharfen Stimme kurz und befehlend:

„Diese Frau wird wiederkommen, vielleicht in der nächsten Zeit alle Tage, um nach mir und Nachrichten für sie zu fragen. Die Antwort lautet ein wie das andere Mal: Die gnädige Frau habe nichts für sie hinterlassen; sie sei auch im Augen-

blick nicht zu sprechen, da der Herr Kommerzienrath unwohl wäre und das Zimmer nicht verlassen dürfe. Weiter wird nichts gesprochen, doch stattest Du mir regelmäßig Bericht ab, wann sie gekommen und was sie gesagt. Hast Du mich wohl verstanden, Wenzel?"

„Sehr wohl, gnädige Frau," entgegnete der der Portier mit seinem devoten Lächeln, das ganz sicher ein freches gewesen wäre, wenn er nur den Muth dazu hätte finden können.

Hierauf verließ Margot die Wohnstube des Portiers und eilte über die teppichbelegte Haupttreppe des Hauses nach dem Appartement ihres Onkels.

Als sie in das Wohngemach trat und den alten Mann mit seinen langen weißen, flatternden Haaren zusammengesunken in seinem Lehnstuhl sitzen sah, da weitete sich ihr dunkles Auge, als ob es die gebrechliche Gestalt mit einem Blick hätte umspannen und erdrücken wollen, während ihr Hirn schwarze, sündige Gedanken durchwogten.

„Du bleibst heute lange, Margot," sprach Herr Imhof mit matter Stimme.

Nun wandelten sich wie durch einen Zauber Margots Züge, ihr Antlitz lächelte in einer unbefangenen Fröhlichkeit und leichten Schrittes schwebte sie zu dem Onkel heran, um sich sofort vor ihn auf den Teppich des Bodens niederzukauern. Ihren Kopf auf seine Knie bettend, erfasste sie seine Hand und ihm mit einer wahrhaft kindlichen Schalkhaftig-

keit in das Antlitz schauend, entgegnete sie mit weicher, süßer Stimme:

„Verzeihung, lieb', lieb' Onkelchen, es geschah nur Deinetwegen! Nur mit Dir und Deinem Wohlsein beschäftigte ich mich. Wir werden von nun an schon am Morgen, nach dem Kaffee nach Eichenhain hinaus fahren und den ganzen Tag dort bleiben, denn das Wetter ist gar zu schön und die frische, gesunde Luft wird Dir wohlthun, weit besser behagen, als hier in den dumpfen Zimmern. Unsern Leuten gab ich dazu die nöthigen Befehle."

„Ah!" rief Herr Imhof mit einem frohen Aufathmen und mit leuchtenden, dankbaren Blicken auf seine Nichte niederschauend. „Wie gut Du bist, meine liebe — Margot."

Margot musste ihr Antlitz wegwenden, sie vermochte den Blick des alten Mannes nicht zu ertragen, dessen Urtheil sie in diesem Augenblick im Geiste gesprochen hatte.

Zweites Kapitel.

Fräulein Lucie Bontemps.

Nach einer mehrtägigen Fahrt war Frau Ilse mit ihren Kindern und in Begleitung ihres getreuen Malten glücklich in der Vaterstadt angelangt und hatte hier unter ihrem angenommenen Namen Didier einen bescheidenen, doch guten bürgerlichen Gasthof, fern von dem Getriebe des Hafens, bezogen, während Malten bei seiner früheren Hauswirthin einkehrte und dort auch ein passendes Unterkommen in einem just freien, hübsch eingerichteten Zimmer bestehend, fand. Gleich am andern Morgen schlug die junge Frau den Weg nach ihrem väterlichen Hause ein und Malten setzte sich mit den Kindern in einen Fiaker, um ihnen die Herrlichkeiten des neuen Aufenthalts, besonders den Hafen mit seinen großen Schiffen zu zeigen. Nach zwei Stunden, so hatte er mit Frau Ilse verabredet, wolle er wieder daheim sein. Diese hatte vor der Hand einen vergeblichen Versuch gemacht, doch verlor sie den Muth

nicht zu hoffen — sie durfte es nicht, ihres Kindes wegen nicht, denn andern Falles hätte sie befürchten müssen, wahnsinnig zu werden. Ihre Unterredung mit Margot dünkte ihr im ersten Augenblick wie ein verworrener Traum. Durch ihr Unglück an Demuth gewöhnt, nach langen Jahren an der Stätte weilend, wo sie so schwer gesündigt, wo ihr Vater ihr geflucht hatte und jetzt darnieder lag und litt, war eine solche Niedergeschlagenheit über sie gekommen, daß sie sich unfähig fühlte, klar zu schauen und zu denken. Den Empfang, der ihr von Seiten Margots geworden, vermochte sie in seiner ganzen herzlosen Kälte nicht zu beurtheilen; sie durfte dies nicht einmal, denn sie musste an deren Hülfe glauben und war schon dankbar für ein Wort des Trostes und der Hoffnung, für einen mitleidigen, theilnehmenden Blick, die Margot ihr wie Almosen einer Bettlerin hingeworfen. Doch draußen auf der Gasse, langsam mit ihren Gedanken dahin wandelnd, wurde das soeben Erlebte nach und nach, gleichsam stoßweise, wieder wach in ihr und abermals glaubte sie einzelne Reden Margots zu hören, über deren Inhalt und Ton sie jetzt erschrak. Gewaltsam sträubte sie sich gegen solche peinigende Eindrücke, versuchte ihnen zu entfliehen, indem sie ihren Gang beschleunigte. Da sah Ilse sich plötzlich von einer bunten Menschenmenge umgeben, die laut redend und rufend sie umwogte und mit fortzureißen drohte. Sie hemmte ihren Schritt und schaute sich um, zu erkennen wohin sie gerathen sei.

Ilse befand sich auf der Hellstedt. Ohne es zu wollen hatte sie das Häuserquadrat, in dem die Wohnung ihres Vaters lag, umschritten und erkannte nur zu gut die marktartige Straße wieder, an welche die Hintergebäude ihres väterlichen Hauses stießen, an der das Wohnhaus der alten Frau Bernis, der Großmutter ihres unwürdigen Gatten lag. Dort, gerade vor ihr, erhob es sich und ihr Auge vermochte sich nicht von dem alten Bauwerk abzuwenden. Sie sah den offenen Laden mit dem großen gedruckten Zettel an der Thür, die mit weißen halboffenen Gardinen versehenen Fenster der Zimmer der alten Frau, darüber die leerstehende Etage und höher — das Giebelzimmer mit seinem ebenfalls, doch dicht verhängtem Fenster, das verhängnißvolle Gelaß, in dem das Märchen ihrer Liebe so sonnig begonnen hatte, das nun ein so trauriges Ende gefunden. Ihr starres Schauen auf das alte Haus begann in ihrer Umgebung Aufsehen zu erregen und einzelne Worte schlugen an ihr Ohr, die sie aus ihrem träumerischen Thun aufweckten. Rasch eilte sie weiter.

Jetzt stand Ilse vor den ehemaligen Lagerhäusern ihres Vaters und abermals musste sie ihre Schritte hemmen, verweilen, um die Thür zu suchen, durch die sie in jener Unglücksnacht dem väterlichen Hause entflohen war. Nur zu bald hatte sie dieselbe gefunden, es konnte nur die erste neben dem Hause der Mutter Bernis sein, dort, wo die kleine ambulante Bude eines Schuhverkäufers wider der

Giebelmauer lehnte. Wie deutlich erinnerte Ilse sich des Niedersteigens der schweren Bohlentreppe, des an der Wand-Hintastens bis zur Straßenthür in jener verhängnißvollen Nacht! Doch auch hier war ihres Weilens nicht, die hin- und herfluthende Menge riß sie in ihren Strudel hinein und trieb sie fort.

Wieder in ihrem Gasthofe angelangt, hatte sie Zeit, nochmals über ihren ersten Ausgang nachzudenken, denn die Kinder waren noch nicht zurückgekehrt. Düster, trost- und hoffnungslos erschien der muthlosen Mutter wie die Gegenwart auch die Zukunft, und als Malten mit den Kleinen eintrat, fand er sie in Thränen. Die Kleinen drangen jubelnd auf die Mutter ein, ihr die Herrlichkeiten der Fahrt zu erzählen und die arme Ilse musste lächeln. Erst nachdem sie von ihr abgelassen, vermochte Malten nach dem Erfolg ihres Schrittes zu fragen — daß er ein vergeblicher gewesen, hatten ihm die Thränen der jungen Fran bereits gesagt. Ilse schilderte dem Freunde den Empfang, welchen sie bei der Cousine gefunden hatte und theilte ihm getreulich deren Worte und Rathschläge mit. Malten schwieg und schaute finster zu Boden, die Lippen aufeinandergepresst. Endlich, nach einer langen Pause, sagte er:

„Und was gedenken Sie zu thun?“

„Jeden Tag werde ich nachfragen, ungeduldig harren und hoffen, bis Margot mir das Wort der

Erlösung senden wird," entgegnete Ilse mit matter tonloser Stimme.

„Und ich werde mit Ihrer Erlaubniß, Anderes versuchen!" rief der Musiker, mühsam seine zornige Erregung verbergend.

„Unternehmen Sie nichts, ich bitte Sie! was meinem Vorhaben schaden könnte!" bat Ilse.

„Beruhigen Sie sich, arme, vortreffliche Frau! Was ich im Sinne habe, hängt nicht im mindesten mit dem von Ihnen gethanen Schritt zusammen. Auf alle Fälle kann es uns Licht verschaffen, und dies scheint mir vor der Hand eine Hauptsache zu sein."

„Thun Sie denn was Ihnen gut und recht erscheint, ich vertraue Ihnen, dem einzigen, letzten Freunde, der mir geblieben."

So beantwortete Ilse die eifrige Rede des Musikers, ihm dankbaren Herzens die Hand zum Abschied reichend. Denn ohne einen Augenblick zu verlieren wollte er sich auf den Weg machen, und mit dem Versprechen, sobald als möglich und hoffentlich mit guter Nachricht wiederzukehren, verließ er eilfertig die junge Frau.

Malten fuhr hinaus nach dem großen Pensionat, dem heute Fräulein Lucie Bontemps, die ehemalige Erzieherin Ilsens, als Directrice vorstand. Der Musiker hatte Fräulein Bontemps schon vor Jahren kennen und schätzen gelernt, damals als sie nach der Flucht Ilsens das Haus des Kommerzienraths rasch hatte verlassen müssen und in das Pensionat

als Lehrerin eingetreten war. Zur selben Zeit hatte auch er dort Unterricht ertheilt und oftmals mit Fräulein Bontemps musicirt, deren vielseitige Bildung ihn fesselte, während ihre Schönheit und ernste Ruhe ihm imponirten und dabei im Herzen doch wohlgefielen. Sein rascher edelmüthiger Entschluß, Paris zu verlassen und Frau Didier in die Heimat zu begleiten, war durch den Gedanken, Fräulein Bontemps wiederzusehen, in Enthusiasmus verwandelt worden und er freute sich nun auch im Stillen der Reise. Heute war der erste Morgen, die erste freie Stunde, welche er in der Vaterstadt zubrachte und diese sollte Fräulein Bontemps gewidmet sein. Das Wiedersehen wollte er feiern und zugleich die Versöhnung zwischen ihr und Ilse herbeiführen. Hiervon hoffte er viel. Fräulein Bontemps musste die Verhältnisse des Imhoffschen Hauses und Frau von Rambert genau kennen und gewiß im Stande sein zu beurtheilen, ob man dieser trauen dürfe oder nicht. Frau Ilse schien fest auf Margot zu bauen, doch er, Malten, hatte nach den ihm von Felix und Ilse gewordenen Mittheilungen über sie, nie an ihre Aufrichtigkeit glauben können. Fräulein Bontemps sollte entscheiden, doch nicht ihm sondern Ilsen gegenüber, die es doch allein anging. Und deshalb musste die Annäherung und Versöhnung beider versucht und auch bewirkt werden.

Der gute Malten irrte sich in einer seiner Voraussetzungen ebenso vollständig, wie er die andere

über Erwarten in Erfüllung gehen sah. Er feierte ein wirklich herzerfreuendes, schönes Wiedersehen, denn Fräulein Bontemps, die jetzt eine Dame von seltener, imponirender Schönheit und wahrhaft königlicher Haltung geworden war, empfing den Zurückgekehrten wie einen alten lieben Bekannten, mit einer so herzlichen Freude, einer solchen gewinnenden Freundlichkeit, daß der Musiker sich davon in angenehmster Weise berührt fühlte. Sein Herz pochte sogar lauter und lebendiger, hatte er doch bis jetzt durch ein weibliches Wesen einen solchen Eindruck noch nicht empfangen. Ungehindert gab er diesem wohlthuenden belebenden Gefühl sich hin und seine Rede erhielt eine Frische, sein Blick einen Ausdruck feuriger Begeisterung, daß auch Fräulein Bontemps dadurch angeregt, sich immer natürlicher gab und nun erst recht liebenswürdig erschien. Doch als Malten, seines zweiten Vorhabens gedenkend, aus seinem Sinnenrausch erwachte und nun beginnen wollte, von der armen Ilse zu reden, da wurde Fräulein Bontemps plötzlich eine Andere. Sie war mit einem Mal wieder die ernste und strenge Hüterin des Geistes und der Moral ihrer jungen Zöglinge und selbst Malten empfand nun etwas wie eine scheue Ehrfurcht vor ihr. Die Gründe, welche es ihr unmöglich machten, sich je wieder der Erwähnten zu nähern, erschienen Malten im ersten Augenblick so zutreffend, daß er den Kopf senkte und verstummte. Taktvoll wusste Fräulein Bontemps aus dieser verfänglichen Generalpause

ein anderes Gespräch hervorgehen zu lassen: sie erkundigte sich angelegentlich nach dem Verlauf und etwaigen Erfolg seiner pariser musikalischen Mission und Bekehrungsversuche. Obgleich dies ein Thema war, das Malten ungemein interessirte und das er mit besonderer Freude vor einer solchen Zuhörerin abgehandelt haben würde, so flossen ihm die Worte doch nicht mehr so frei und fröhlich von den Lippen wie früher. Ein Mißklang hatte die schöne Harmonie ihres Gesprächs zerstört. Fräulein Bontemps fühlte dies und fand es deshalb für nützlich, die Unterhaltung für heute abzubrechen. Leichthin und scheinbar unabsichtlich erwähnte sie ihrer Thätigkeit als Lehrerin und Malten erhob sich. Der Abschied war ein gleich herzlicher wie der Willkomm und mit dem Versprechen, doch auch mit dem festen Vorsatz, morgen, jeden Tag wiederzukehren und seine Angriffe zu erneuern, bis er sein Ziel erreicht haben würde, verließ Malten seine schöne Freundin.

So hoch Malten auf dem Rückweg den Kopf auch trug, so froh belebt auch sein Auge in die Runde blickte, so zaghaft und wehmuthsvoll fühlte er sich als er wieder bei Frau Ilse angekommen war. Die arme Dulderin wagte kaum auf einen günstigen Erfolg der Bemühungen ihres Freundes, deren Natur sie nicht einmal kannte, zu hoffen, und als Malten eine Ausrede, sogar eine Lüge versuchen wollte, unterbrach sie ihn und sagte mit ihrer milden Stimme in demuthsvoller Ergebenheit:

„Sie meinen es gut mit mir, Malten, und ich

danke Ihnen dafür. Doch Erlösung kann mir nur durch Margot werden. Morgen gehe ich wieder zu ihr."

Malten hätte vor Grimm und Entrüstung, daß man eine solche Heilige so verkennen und ungerecht dulden lassen konnte, wüthend werden können. Nur mit Mühe bezähmte er seine Erregung und nahm sich jetzt erst recht vor, morgen Fräulein Bontemps zur Vernunft, zur Nachgiebigkeit und besseren Erkenntniß zu bringen.

Doch weder Ilse noch Malten sahen ihr Wünschen uud Hoffen erfüllt. Als am andern Morgen erstere im Hause des Vaters nach Frau von Rambert fragte, fertigte der Portier sie höflich und recht gewandt, genau den erhaltenen Instruktionen gemäß, ab und die arme Ilse entfernte sich mit dem Gedanken: es wird für morgen sein! Als Malten am Nachmittage Fräulein Bontemps besuchte und seinen Angriff abermals recht energisch erneuern wollte, wurde dieser wie das erste Mal gründlich abgeschlagen. Dafür durfte er mit der Dame des Hauses musiciren und in seinem Aerger spielte er — noch einmal so hinreißend als gewöhnlich und zum ganz besonderen Entzücken der heimlich lauschenden jungen Pensionärinnen.

Am folgenden Tage wiederholte sich dasselbe Ilse fragte vergeblich nach Margot und tröstete sich in ihrer demuthsvollen Ergebenheit mit der Hoffnung am andern Tage glücklicher zu sein. Dahingegen trat Malten seiner Gegnerin, die er jetzt aus

Neigung täglich besuchte, immer kühner entgegen. Er war vertrauter mit Fräulein Bontemps geworden und diese hatte ihn bereits als ehemaligen Professor des Instituts anderen Lehrerinnen vorgestellt, wobei auch mancher jungen Pensionärin das außerordentliche Glück wurde, den eleganten Pianoforte-Virtuosen, der direct aus Paris komme und so wunderherrlich spiele, sehen zu dürfen. Schon ließ Fräulein Bontemps Andeutungen fallen über ein abermaliges Eintreten Maltens als Lehrer in ihr Institut, Andeutungen, die endlich zu einem bestimmten Vorschlag wurden, und der sich bereits an die junge schöne Pensionats-Vorsteherin ganz ungewöhnlich gefesselt fühlende Musiker war natürlich mit Freuden dazu bereit. Wie hätte er auch seine freie, kostbare Zeit — es wäre zudringlich, lästig und störend gewesen, würde er den ganzen Tag sich bei Frau Ilse aufgehalten haben — besser verwerthen, in welch schönerer, angenehmerer Gesellschaft und Umgebung zubringen können! Dennoch sagte er nicht sofort zu, sondern stellte mit einer recht kühnen Wendung und feinem Lächeln seine Bedingnngen:

„Wollen Sie Frau Ilse Volker, genannt Didier, nicht hören," sagte er, „so müssen Sie mir gestatten, deren Vertheidigung zu übernehmen, indem ich Ihnen sämmtliche Erlebnisse der armen Frau mittheile. Außer ihr selbst vermag auch Niemand dies besser als ich, da ich der Vertraute des jungen Paares und ihm bei der Flucht behülflich war.

Stets bin ich mit ihnen in directem Verkehr geblieben, anfänglich freilich nur brieflich, dann aber persönlich, und wie ich Frau Didier aus der Vaterstadt geleitet, so durfte ich sie auch wieder heimführen, immerfort überzeugt, daß wohl eine Schuld sie treffe, doch nimmer eine so große, nicht zu vergebende, wie einer solchen Sie die Arme anzuklagen scheinen. Ich fürchte nach Allem, was ich erfahren und hören musste, daß Ihre ehemalige Schülerin das Opfer einer Intrigue eines entsetzlichen Weibes geworden ist!"

Lächelnd hatte Malten seine Rede begonnen, doch war er bald tiefernst geworden, mit einem heiligen Eifer redend, dabei mit blitzenden Augen in die Ferne schauend, als ob er der angedeuteten Feindin Ilsens, die ihm ein Dämon sein musste, entgegentreten wollte. Er hatte dabei nicht auf Fräulein Bontemps geachtet und als er sich nun nach ihr umschaute, erfasste ihn ein jäher Schreck, denn Lucie lag todtenbleich in einem Sessel und starrte Malten mit entsetzten Blicken an.

„Was fehlt Ihnen?" schrie der Musiker, auf sie zustürzend und ihre Hand zu erfassen suchend. „Was ist Ihnen wiederfahren? O, reden Sie, um Gotteswillen! beruhigen Sie mich!"

Fräulein Bomtemps wehrte ihn ab, und ohne ihm die Hand zu reichen fragte sie langsam und mit ungewöhnlichem Ernst:

„Wie — Sie waren damals Fräulein Ilse zur

Flucht behülflich! O, warum haben Sie mir dies gesagt!"

„Damit Sie mindestens mich hören sollen — und ich weiß, daß ich mich und die arme Dulderin sogar vor Ihrem strengen Richterstuhl rechtfertigen werde! — und jetzt müssen Sie mich hören!"

„Allerdings — muß ich jetzt Sie hören," entgegnete die Bontemps fast tonlos und wie mit schmerzlichen Gedanken ringend zu Boden schauend, „soll ich Sie länger bei mir empfangen dürfen! — Auch muß ich Aufklärung über Ihre letzten Worte haben," rief sie energischer und Malten jetzt starr anschauend, „Worte, die ein — Weib einer furchtbaren Sünde anzuklageu schienen. Reden Sie, Herr Malten, und wenn meine Freundschaft Ihnen nur im Geringsten etwas gilt, so bitte — beschwöre ich Sie: sprechen Sie die Wahrheit und nur das aus, was Sie vor Ihrem Gewissen verantworten können, nöthigenfalls mit einem Eide zu beschwören im Stande sein würden. Sie vermögen es nicht zu ermessen, wie wichtig Ihre Aussage für mich sein wird!"

Malten war nicht wenig erstaunt über den ernsten, feierlichen Ton der Worte Lucie's; er fühlte sich wie einem Richter gegenüber und die Hand auf das Herz legend, gelobte er mit fester Stimme nur die Wahrheit, die ganze volle Wahrheit zu berichten. Ohne Säumen begann er seine Schilderungen, von dem Augenblicke an, wo nach dem Duell Felix ihn in das Geheimniß seiner Liebe eingeweiht hatte,

bis zu dessen plötzlichem Verschwinden in Paris. Margots Antheil an der Flucht, ihr Drängen dazu, die Hoffnungen, welche sie Ilse gemacht und die heute noch nicht in Erfüllung gehen wollten, dies Alles verschwieg er nicht, und hier war es, wo Fräulein Bontemps mit besonderer Aufmerksamkeit horchte. Als Malten geendet hatte, sprach sie gedankenvoll vor sich hin:

„Entsetzlich, wenn sich mein Ahnen bewahrheiten sollte!“ Nun reichte sie dem Musiker die Hand und sagte mit einer milden Freundlichkeit zu ihm: „Wohl Ihnen, mein Freund — und mir, daß Sie nichts weiter mitzutheilen haben! denn ich glaube Ihnen, ich weiß es, daß Sie mir Alles sagten. Nun darf ich auch die arme Frau hören, und Ihnen verdanke ich es, daß mein Gewissen wohl von einem Unrecht befreit bleibt, das ich in meinem starren, blinden Rechtsgefühl im Begriff stand, an einer Bemitleidenswerthen zu begehen. Führen Sie mir morgen Ilse zu, ich will mit ihr reden, doch allein, und hoffentlich wird es von guten Folgen für sie sein.“

„Dank, Dank Ihnen! im Namen der Armen, Guten!“ rief Malten hocherfreut, in seinem Enthusiasmus einen heißen Kuß auf Fräulein Bontemps Hand drückend, die wohl als Dank die seinige leicht presste. Bald darauf eilte er hinweg.

An diesem Abend hatte Malten der armen Ilse, die er trauriger denn je bei ihren Kindern fand, die erste frohe Botschaft seit ihrer Wieder=

kehr in die Vaterstadt zu verkünden. Mit einer stillen Freude nahm Ilse sie entgegen und ihre Blicke sprachen mehr von ihrem dankbaren Herzen als die Lippen.

Fast zwei Wochen waren mit solchem Ringen in Hangen und Bangen vergangen; Tag für Tag hatte die arme Ilse von dem Portier dieselbe trostlose abweisende Antwort hören müssen. Schon wollte sie an Gott und Menschen verzweifeln, als ihr durch Malten die frohe Botschaft wurde, und als endlich die bezeichnete Stunde herangenaht war, machte sie sich mit einem freudigen Hoffen in Begleitung ihres getreuen Eckarts Malten und mit den Kindern auf den Weg zu ihrer ehemaligen Freundin und Erzieherin.

Malten hatte ihr mitgetheilt, daß Fräulein Bontemps allein mit ihr zu sprechen wünsche; er werde deshalb mit den Kindern einen Spaziergang machen und nach etwa zwei Stunden wieder mit ihr in dem Pensionat zusammentreffen. Er hatte dabei noch Anderes im Sinne und im Gedanken daran lächelte der Musiker recht schlau vor sich hin. Gelang sein heimlicher Plan, so konnte der heutige Tag vielleicht sogar die Versöhnung zwischen Vater und Tochter herbeiführen.

Drei Uhr war es als der Fiaker die kleine Gesellschaft vor dem Pensionat Bontemps, das draußen vor der Stadt in herrlicher Gegend und mitten unter den Villen der reichen Kaufherren lag, absetzte. Ilse betrat allein das Haus und Malten

schritt, mit den Kindern fröhlich plaudernd, den bewaldeten Höhen, welche die Ufer des Flusses einsäumten, entgegen.

Nachdem Frau Didier einer älteren und wichtig dreinschauenden Dienerin ihren Namen genannt hatte, wurde sie in einen Salon geführt, dessen ernste Pracht im vollen Einklang mit dem Wesen und Charakter seiner nunmehrigen Besitzerin stand. Viel Zeit sich umzuschauen blieb Ilse nicht, denn einige Augenblicke nach ihrem Eintritt öffnete sich eine innere Thür des großen Gemachs und Fräulein Bontemps trat in ihrer gewohnten ernststolzen Haltung ein.

Das Herz der armen, muthlosen Frau zog sich beim Anblick ihrer ehemaligen Erzieherin schmerzhaft zusammen. Die schönen, doch fast kalten Züge, die strenge gebietende Miene Lucie's wollten ihr weder Vertrauen noch Hoffnung einflößen, und das Wort des Grußes erstarb auf ihren Lippen. Da musste ein tiefes Mitleid den Rest des Widerstrebens in dem Herzen der Bontemps besiegen und nassen Blickes die Hand der Armen entgegenstreckend, schritt sie vollends auf Ilse zu und sprach mit weicher liebevoller Stimme:

„So müssen wir uns wiedersehen, arme, beklagenswerthe Frau! Doch will ich zu Gott hoffen, daß unser Scheiden ein trostvolleres sein wird. Sei mir willkommen und sprich zu mir wie in früheren glücklicheren Zeiten, als wenn Du noch immer meine gute Ilse wärest. Oeffne mir Dein Herz

und Deine alte treue Bontemps wird gewiß Trost für sein Leiden finden können."

Von der Erinnerung überwältigt brach sie jetzt wirklich in Thränen aus und öffnete weit ihre Arme. Wie Himmelsbotschaft eines guten Engels hatten die liebevollen Worte der armen Ilse geklungen; Thränen des Dankes und der Freude erstickten ihre Stimme und nur die Kraft fand sie noch, sich in die Arme, an die Brust der wiedergewonnenen Freundin zu werfen und dort auszuweinen.

Wie eine Mutter ihr Kind, so hielt Lucie Ilse umfangen, sie leise zu beruhigen versuchend. Dann geleitete sie die Erregte zu einem Sopha und sich mit ihr niederlassend, wartete sie die wiederkehrende Fassung der Armen ab, die nach und nach auch die Sprache wiederfand.

„Wie gut Du bist, Lucie!" hauchte sie, die nassen Augen auf die Freundin gerichtet. „Wie danke ich Dir für Deine Worte, die ersten Sonnenstrahlen in der Nacht meines Leids! Nun Du mich in Deine Arme aufgenommen hast, hoffe ich wieder, und stehest Du ferner mir bei, wird Alles noch gut werden."

„Ich gelobe es Dir," sprach die Bontemps, welche ihrer Rührung bereits wieder Herrin geworden war. „Doch musst Du dazu offen gegen mich sein, mir Alles sagen — was Du damals mir verschwiegst, und doch hättest sagen sollen! wir würden dann uns so nicht wiedergefunden haben. Deine

Lebensschicksale wurden mir bereits durch Herrn Malten mitgetheilt und beklage, bemitleide ich Dich von ganzem Herzen. Nun muß ich wissen, um Dir beistehen zu dürfen, wie jene unselige Neigung Deinem Herzen entkeimen, wie sie Dich fortreißen konnte, daß Du ihr selbst Deinen alten Vater, der doch die Liebe und Güte selber ist, opfern konntest."

„Alles sollst Du erfahren," entgegnete Ilse mit fester Stimme, „beichten will ich Dir, als stände ich vor meinem höchsten Richter!"

Und nun begann sie zu erzählen, wie Margot sie auf Felix aufmerksam gemacht, wie sie die Liebe zu ihm in ihrem Herzen geweckt und sie endlich in seine Arme geleitet, dann zur Flucht gedrängt und diese auch durch eine bedeutende Summe ermöglicht habe. Nichts verschwieg sie; so ausführlich als möglich schilderte sie das Märchen ihrer Liebe und Margots Bemühungen durch Worte und Thaten es zu Ende zu führen. Doch verhehlte sie dabei keinen Augenblick, daß sie Felix von allem Anfang an mehr als ihr Leben geliebt habe, wie gut und treu er stets gewesen und wie sie ihn trotz seines unerklärlichen Verraths noch immer liebe und wohl auch bis an ihr Ende lieben werde.

Mit tiefer Erregung hatte die Bontemps ihr zugehört. Endlich, als Ilse erschöpft verstummte, rief sie vom Sopha emporspringend in einer Aufregung und mit solcher zornigen Entrüstung, daß Ilse erschrocken zurückfahren mußte:

„Nun ist mir Alles klar! — das entsetzliche, unmenschliche Weib! Margot allein ist Schuld an Deinem Unglück. Mit teuflischer Bosheit hat sie Dich umgarnt, dann Deinen armen Vater! mich hinweg getrieben, nur um allein Herrin seines Reichthums, Deines Erbes zu werden — ein anderer Grund ist nicht denkbar. Deinem Vater hat sie Dich entfremdet und hält Dich jetzt mit Absicht ihm fern, wie es scheint, ohne Dich zu fürchten!"

In heftiger Bewegung war Lucie redend durch das Zimmer geschritten und Staunen und Schreck im Blick, starrte Ilse ihr nach. Was sie da gehört, dünkte ihr unfassbar, unmöglich! Margot, die sie als ihre Beschützerin verehrte, an die sie geglaubt, trotz allem Weh das ihr widerfahren, heute noch glaubte, sie sollte ein solch schändliches Spiel mit ihr getrieben, sie listig in ihr Unglück, in Noth und Elend gelockt haben und sie jetzt noch immer hintergehen?

„Nein, nein!" schrie sie endlich auf, in diesem lauten Ruf sich Luft machend, „Du irrst Dich, Lucie — musst Dich irren! So schlecht kann Margot nicht an mir, an Felix — und an meinem armen Vater gehandelt haben! — denn sie musste wissen, daß der unselige Schritt, zu dem sie mich getrieben, das Herz des alten Mannes hätte brechen können. Nein, nein! eine solche treu- und herzlose Verrätherin kann Margot nimmer sein!"

„Sie ist noch mehr!" flüsterte Lucie mit keuchender Stimme ihr zu, sie dabei so heftig am Hand-

gelenk fassend, daß Ilse bald hätte aufschreien müssen. Die sonst so ruhige und scheinbar kalte Bontemps war wie verwandelt, Furchtbares musste in ihr vorgehen und sie übermächtig erschüttern. Ihr blaues Auge blitzte Zorn und Entsetzen und Ilse nach der Wand des Zimmers, dann dicht an sich heranziehend, raunte sie ihr hastig in abgerissenen Sätzen nochmals zu: „Margot ist noch mehr als Du vermuthest: sie ist — eine Verbrecherin! Deinen Mann hat sie als Dieb gebrandmarkt, während sie selber — nur sie allein die Diebin sein konnte! ihren Gatten hat sie — o, ich vermag es kaum auszusprechen, doch Du sollst — Du musst es hören! — ihres Gatten Tod hat sie auf dem Gewissen. In jener unglückseligen Nacht Deiner Flucht, musste ich dessen Zeuge sein. Ilse! — Ilse, schütze Deinen Vater vor ihr!"

Zu Tod erschrocken, bleich und am ganzen Körper zitternd, hatte Ilse diese entsetzlichen Enthüllungen vernommen, noch immer unfähig zu begreifen, das Ungeheuerliche der Anklage in seiner ganzen Tragweite zu erfassen. Und dennoch musste sie es glauben, denn Lucie konnte nicht lügen, die furchtbare Aufregung der sonst so Ernsten und Ruhigen sprach noch überzeugender als ihre Rede. Doch als die Bontemps ihren letzten schrecklichen Warnungsruf ausstieß, da kam es über Ilse wie Erleuchtung und eine Kraft beseelte die Schwache, wie nur das Herz des Kindes sie verleihen kann, das das Leben des theuren Vaters bedroht weiß.

Nun glaubte sie Alles und fürchtete Alles, doch zeigte ihre erregte Phantasie ihr auch schon die Rettung.

„Ich schütze ihn!" rief sie mit hocherhobenem Haupt und einer heiligen Begeisterung im Blick. „Ich kenne den Weg, der heimlich zu ihm führt, er soll sich mir öffnen und noch heute Nacht! ich werde Kraft finden ihn zu gehen. Doch sofort muß ich handeln und Dich verlassen."

Schon wollte sie der Thür zueilen, als Lucie sie zurückhielt und nach ihrem Vorhaben fragte.

„Laß mich fort!" flehte sie, „ich darf keinen Augenblick verlieren, soll es nicht zu spät werden. Doch ist es gelungen, was ich im Sinne habe, dann kehre ich wieder und sage Dir Alles. — Nur noch Eines — eine neue Bitte!" rief sie jetzt mit anderm, weichem Ton. „Meine Kinder, meine kleine Jeanne und Paul werden zu Dir kommen — Malten hat sie nach dem Flusse geführt und mir versprochen mit ihnen hierher zu kommen. O, nimm sie freundlich auf, so liebevoll wie Du die arme Mutter aufnahmst! Und nun, theure, gute Lucie, leb' wohl für kurze Zeit."

Bevor es der Bontemps gelungen war, ihr noch ein Wort der Bejahung zuzurufen, war Ilse aus dem Salon verschwunden.

Draußen bestieg sie den ihrer harrenden Fiaker und rief dem Kutscher zu:

„Nach der Hellstedt, zu dem Hause der Mutter Bernis, so schnell die Pferde nur laufen können!"

Und fort rasselte der Wagen.

Drittes Kapitel.

In Herrn Imhofs Zaubergarten und das Wunder seines Märchenbuches.

Wir müssen nun Malten auf seiner Promenade mit den Kindern folgen.

Das Pensionat Bontemps lag in dem vornehmen Villen-Viertel vor der Stadt, an dem bewaldeten Höhenzuge auf dessen Abhang, etwa eine Viertelstunde weiter, stromabwärts, sich Eichenhain, die Villa des Kommerzienraths Imhof befand. Auf seinen täglichen Fahrten und Gängen nach dem Institut des Fräulein Bontemps war Malten mehrfach dem Wagen des Kommerzienraths, kenntlich durch die auffallend reiche Livrée des Kutschers und des Bedienten, begegnet und obgleich das elegante Gefährt ein geschlossenes gewesen, so hatte er doch in dessen Insassen den weißhaarigen alten Herrn und Frau von Rambert erkannt. Herr Imhof musste also wohl täglich und für lange Stunden in seiner schönen Villa weilen. Ein etwas

abenteuerlicher Gedanke, einer Künstlerphantasie würdig, war dem Musiker durch das Hirn gefahren; er wollte diese Stunden der Promenade mit den Kleinen benutzen, sich den grünen Aufenthalt des Kommerzienraths etwas näher anzuschauen, vielleicht gelang es ihm den alten Herrn zu sehen — oder gar sich ihm nähern, ihn sprechen zu können. Dann aber sollte der harte Mann eine Komposition des ehrlichen Musikers zu hören bekommen, die an Deutlichkeit des Programms und der Ausführung selbst die symphonischen Dichtungen der Meister seiner Schule übertreffen würde. Also sagte sich Malten schmunzelnd und verfolgte dabei seinen Weg, so rasch das Plaudern und Schauen der Kinder, die stets Neues und Schöneres in den Gärten und Parks, an denen sie vorüberzogen, entdeckten, dies nur gestattete.

Eichenhain war von drei Seiten zu umgehen, die sich von einem hohen eisernen Gitter umschlossen fanden, dessen vergoldete Spitzen wie glänzende goldene Früchte oder Blüthen aus dem Grün seiner Büsche und Bäume hervorleuchteten. Auf der Höhe war es der Weg, welcher den Parktheil des Gartens von dem freiliegenden Eichwäldchen trennte, wo vor Jahren das Duell stattgefunden, das einen so tragischen Ausgang genommen und den eigentlichen Beginn des Lebensromans der Mutter Jeanne's gebildet hatte. Dem Ufer des Flusses entlang lief die zweite breitere und Hauptverkehrsstraße und ein sanft ansteigender Weg, die beiden Straßen mit

einander verbindend, säumte die dritte Seite der großen Besitzung ein. Malten hatte zuerst die Höhe betreten. Hier sah er jedoch nichts als die dichten Baummassen des Parks und die kleine Pforte des Gitters, an deren Schloß die Hand des Musikers ingrimmig doch vergeblich rüttelte. Nun stieg er den Weg nach dem Flusse hinab und bald öffnete sich seinem suchenden Blick das Grün des Gartens. In der Ferne sah er die elegante Villa mit ihrem rothweißen Sonnendach über der Veranda, umgeben von ihren, in bunter Farbenpracht prangenden Blumenparterres, Koniferen und anderen seltenen Bäumen und Sträuchern, sowie den nach dem Hause zu symmetrisch aufgepflanzten mächtigen Kübelgewächsen. Doch auch hier war keine Spur eines lebenden Wesens zu entdecken. So lange als möglich verweilte er dort, den staunenden, laut und lebendig sich freuenden Kindern alles Mögliche und Unmögliche zeigend und erklärend, dabei mit scharfen Blicken den Garten durchspähend. Sein Thun war leider vollständig vergebens, er sah nicht was er suchte, und in seinen Hoffnungen bereits sehr herabgestimmt, setzte er seinen Weg nach der Flußseite der Villa fort.

Margot hatte ihren Onkel, seit dem Morgen ihrer Begegnung mit Ilse, in der That jeden Vormittag nach Eichenhain geführt, um ihn am Abend wieder abzuholen und Beide befanden sich wohl dabei. Margot wusste ihren Gefangenen dort gut und sicher aufgehoben; sie hingegen vermochte für

längere Stunden freier zu athmen und ihrem Vergnügen nachzugehen. In ihrer glänzenden Equipage konnte sie sich zeigen, Besuche machen oder in den eleganten Läden der Stadt die Neuheiten mustern und kaufen was nur ihre Lust zu reizen im Stande war. Der alte Herr fühlte sich in seiner scheinbaren Freiheit so glücklich, als dies in seiner Stimmung nur möglich war, ohne dabei zu ahnen, daß er hier im Grünen sich in einem gleich festen Gefängniß befinde, wie daheim in der Stadt. So hatte er denn auch alle die weiteren Vorsichtsmaßregeln seiner liebevollen Kerkermeisterin ohne Widerstreben über sich ergehen lassen, die diese einzig und allein nur im Interesse der kostbaren Gesundheit des lieben guten Onkels ergriffen zu haben vorgab. So durfte die Fahrt nach und von Eichenhain, trotz des warmen Wetters, nur in geschlossenem Wagen gemacht werden, ein leichter Luftzug hätte ja schon dem Theuren schaden können! Was hatte diese kurze Einsperrung zwischen die heißen seidengepolsterten Wände des Wagens zu bedeuten? Umgab ihn doch draußen freie frische Luft und belebender goldener Sonnenschein! Eine andere Entbehrung traf den alten Mann weit schwerer, doch er fügte sich auch hier. Margot hatte ihm aus gleichem Grunde den Aufenthalt auf der kleinen Terrasse mit dem Ausblick nach dem Uferwege strengstens verboten. Der scharfe Wind, der vom Wasser herüberdringen sollte, konnte erst recht schädlich wirken, den alten matten Mann

ernstlich krank machen, und das wäre schrecklich gewesen! Das durfte nimmer sein — ebenso wenig wie man ihn auf seiner Fahrt hier und im Garten sehen durfte. Denn wer konnte wissen, ob nicht ein tückischer Zufall gerade Diejenige hierher führen würde, die ihn nie mehr zu Gesicht bekommen sollte? Herr Imhof hatte wohl eine Einrede gegen diese gar zu große Sorgfalt für seine Gesundheit gewagt, doch Margot ihn in ihrer schmeichelnden Weise auf den Knien gebeten, ihr zu willfahren; sie dürfe und wolle nicht darauf eingehen, die Folgen könnten schrecklich werden und eine solche Verantwortung möchte sie um keinen Preis der Welt auf sich laden, eher würde sie — es wäre dies sogar eine heilige Pflicht — auf die Ausfahrten nach Eichenhain verzichten, um in der Stadt bei ihm zu weilen und über ihn und seine Gesundheit zu wachen.

Dieser Grund wirkte; der alte Mann fürchtete sich, auch seine letzte, einzige Freude und Erholung einzubüßen und versprach Alles — Alles, was Margot nur verlangte. So suchte er sich denn ein anderes Plätzchen, von dichtem Buschwerk umgeben, das dennoch Durchblicke nach dem Flusse und auf die Vorübergehenden bot, wenn diese auch den Lauscher hinter den grünen Wänden nicht vermuthen konnten. Dies genügte Margot. Was lag ihr daran, ob die Zugluft, erhob eine solche sich vom Flusse her, gleich stark war wie auf der Terrasse! Der Alte wurde nicht gesehen, das war

die Hauptsache, und so willigte sie denn endlich, nach langem Zaudern und sorgsamem Ueberlegen in den Vorschlag ein, sich dadurch den Onkel zu neuem Dank verpflichtend. Die gute Margot!

Hier saß nun der alte einsame Mann stundenlang mit seinem Buche in der Hand, kaum lesend, denn das was ihn interessirte, wusste er längst auswendig, dafür nach dem Flusse, der Uferstraße und den Vorübergehenden auslugend, und endlich in die Ferne, in die Vergangenheit schauend, Bilder in seiner Seele wachrufend, die ihm jene schönen Zeiten, wo er so glücklich gewesen, wo er eine Tochter — ein treues Weib und Kind, ein liebliches Mädchen gehabt — wo er selbst noch ein fröhlich spielender Knabe gewesen war. Dann summte er wohl mit leiser zitternder Stimme die Worte des Dichters vor sich hin:

„Aus der Jugendzeit — klingt ein Lied mir immerdar;
O wie liegt so weit — was mein einst war!“ —

Das hübsche stille Plätzchen war auch zu einem solchen Schauen und Träumen wie geschaffen. Alte hohe Ulmen umstanden es mit ihren dunkeln Kronen im Kreise und zwischen den Stämmen ringsum erhob sich dichtes Buschwerk von blühenden Syringen, deren Duft die Lüfte mit süßem Wohlgeruch erfüllte. An einigen Stellen dieser grünen Blätterwand waren kleine Durchblicke angebracht worden, die nach verschiedener Richtung hin ein Schauen nach dem Flusse, dem großen Eingangsthor und dem Hause gestatteten, während das

duftende Blüthen- und Blättergewirre zwischen ihnen Nischen bildete, in denen sich elegante und äußerst bequeme Ruhebänke befanden. Der hier Weilende lag in ihnen wohl geborgen vor jedem Späherblick von außen, indessen es nur eines vorsichtigen Schauens bedurfte, um zu erfahren, was ringsum vorging.

So war es denn gekommen, daß Malten vergebens die Runde um das Gitter des Gartens gemacht hatte. Wohin er auch ausschaute, wo er sich aufhielt und wartete, er entdeckte keine Spur des Gesuchten, nicht einmal die eines Lakaien. Dafür aber hatte Herr Imhof ihn und besonders die beiden Kinder von seinem Versteck aus wohl bemerkt. Jeanne und Paul erfreuten sich an der Blumenfülle des Gartens und hätten dessen Herrlichkeiten gar zu gerne in der Nähe betrachtet. Doch es ging nicht. Noch einen letzten Versuch wollte Malten machen, und blieb auch dieser ohne Ergebniß, wieder den Heimweg antreten. Er schritt also den Weg zurück, um die Kinder noch einmal durch das Gitter des Thors in den Garten schauen zu lassen.

Herr Imhof hatte die Kleinen bemerkt, wie sie vorüberzogen und mit einem leichten Seufzer sie aus den Augen verloren. Plötzlich sah er sie wieder und in einer anderen Richtung, dort, vor dem Gitterthor, und recht sehnsüchtig schienen sie in den Garten zu schauen. Seine Hand berührte ein Glöckchen, dessen silbernes Tönen einen Lakaien

herbeirief, der ganz in der Nähe im Gebüsch geweilt haben musste. Der alte Herr sprach einige Worte zu dem Manne, worauf dieser mit einer leichten Verbeugung sich wieder entfernte.

Schon wollte Malten, des vergeblichen Harrens müde, aufbrechen, als er plötzlich einen der auffallend reich belivréeten Lakaien des Imhof'schen Hauses auf das Gitterthor zutreten sah. Von neuer Hoffnung erfüllt, wartete er noch und sah sich nicht getäuscht. Ja, er hätte vor grimmer Freude laut aufjauchzen mögen, als der Lakai den Eingang öffnete und höflich fragte:

„Im Falle es den beiden Kindern Freude machen sollte, den Garten zu sehen, so dürfen sie nur dreist eintreten, der Herr Kommerzienrath will es gerne erlauben und ich bin beauftragt sie zu führen und ihnen alles zu zeigen."

Paul und Jeanne waren schon jubelnd durch die Pforte in den Garten gesprungen und Malten wollte folgen. Da hielt der Lakai ihn ziemlich ernst und energisch mit den Worten zurück:

„Nur Kindern wird Erlaubniß, den Garten zu betreten, jede größere Person habe ich strengstens abzuweisen."

„A — ah!" weiter vermochte der über diese Abwehr ordentlich verdutzt gewordene Musiker im ersten Augenblick nichts hervorzubringen. Die kleine Jeanne aber hatte sich rascher gefasst. Schmollend war sie zu Malten zurückgekehrt und sprach zu diesem:

„Wenn Du nicht mitgehen darfst, so mag ich auch nicht in den Garten gehen. Ich fürchte mich allein mit dem fremden Manne."

„Komm nur Jeanne, brauchst Dich nicht zu fürchten," rief Paul mit trotzigem Muth. „Ich bin ja bei Dir und ich fürchte mich gar nicht!"

„Nein, nein! ich mag nicht," rief das Kind.

Malten war endlich zur Besinnung gekommen und redete nun auch dem Kinde zu, nur dreist mit Paul zu gehen, doch Jeanne zögerte noch immer. Da erfasste der Knabe ihre Hand und sagte recht eindringlich:

„Erinnerst Du Dich denn nicht mehr des schönen Märchens, wo Brüderchen und Schwesterchen in den Zaubergarten gingen und dort die gute Fee fanden, die sie reich mit köstlichem Kuchen und goldenen Nüssen beschenkte? Nun, der Garten hier sieht gerade so schön aus wie der in dem Märchenbuch und wir finden auch ganz gewiß die gute Fee. Komm, Jeanne, ich führe Dich zu ihr, und den Mann mit den lustigen Beinen, die oben roth und unten weiß sind, brauchen wir gar nicht dazu, ich finde den Weg schon ganz allein. Komm!"

Das wirkte! selbst Malten und der Lakai mussten lachen und nachdem letzterer dem Musiker versprochen über die Kinder, welche der Herr Kommerzienrath zu sehen wünschte, zu wachen und sie wohlbehalten wieder ans Thor zu führen, trat Jeanne Hand in Hand mit Paul die Entdeckungsreise in den schönen Zaubergarten an. Keck schritt

der Kleine voran, sich nicht im mindesten um den Lakaien kümmernd, der rasch das Thor wieder schloß und dann hinter den Kindern dreineilte, sie nach der Stelle zu dirigiren, wo der alte Herr weilte. Malten spazierte seelenvergnügt den Weg vor dem Eingang hinauf und hinab. Das war ein Erfolg, den Ilse sich nicht träumen lassen konnte! Jeanne plauderte mit ihrem Großpapa! Herr Imhof wird sein Enkelchen sehen, lieben — und Alles war gewonnen. So führte die lebendige Phantasie Maltens bereits Alles zu fröhlichem Ende, als die Kinder noch immer auf dem breiten Kieswege dahinschritten, sich an den Blumen auf dem Rasen, an dem goldenen Vogelkäfig mit seinen vielen bunt gefiederten und so laut durcheinander kreischenden Insassen erfreuten, wie an Allem, was sie auf ihrem Wege trafen. Nur langsam ging es vorwärts, denn gar zu Vieles gab es zu schauen und zu bewundern und der Lakai hatte größte Mühe es durch freundliche Worte dahin zu bringen, daß sie die Richtung nach dem Aufenthaltsort des Herrn Kommerzienraths überhaupt nur einhielten.

Endlich waren sie auf dem Wege, der in das scheinbar undurchdringliche Bosket führte.

„Komm nur Jeanne! hier werden wir ganz bestimmt die gute Fee des verzauberten Gartens finden,“ rief Paul voller Eifer, das furchtsam zögernde Mädchen mit sich fortziehend.

Wenige Augenblicke später standen die Kinder fast erschrocken vor dem alten Manne mit den

langen weißen Haaren, die flatternd seinen Kopf umgaben.

Das Antlitz des Kommerzienraths verklärte ein freundliches Lächeln, seine Augen glänzten und die Enttäuschung der Kinder, deren letzte Reden er gehört, wohl fühlend, ihre Befangenheit zu bannen, sprach er in liebreicher Weise zu ihnen:

„Kommt nur näher, liebe Kinder! seid ohne Furcht. Denn wenn Ihr auch die gute Fee des Orts nicht gefunden habt, so ist der Herr des schönen Gartens doch kein böser Geist, sondern ein Freund aller braven Kinder und auch der guten Feen, von denen Ihr, wie ich sehe, schon gehört habt."

Die freundlichen Mienen und Worte des alten Herrn ermuthigten die Kleinen sichtlich und Paul, Jeanne immerfort an der Hand führend, trat einige Schritte auf Herrn Imhof zu und antwortete keck:

„Wir fürchten uns nicht vor Dir, denn ich weiß sehr gut, wie die bösen Menschenfresser und Wärwölfe aussehen. Jeanne hat mir in ihren Märchenbüchern oft genug von ihnen vorgelesen."

„Also Du heißt Jeanne," sagte Herr Imhof, der das kleine Mädchen an sich herangezogen und ihm die Hand sanft auf das Köpfchen gelegt hatte. Zugleich gab er mit wenigen Worten den am Eingang des Rondels harrenden Lakaien einen Befehl, worauf dieser geräuschlos sich entfernte. Nun wandte er seinen Blick dem Antlitz der Kleinen zu, die ihn mit ihren hellen Kinderaugen bereits furchtlos und treuherzig anschaute und wollte in seinem

Plaudern fortfahren, als Paul, der sich schon zurückgesetzt glaubte, dreist vortretend rief:

„Und ich heiße Paul und bin ihr Bruder."

Herr Imhof lächelte und faßte nun auch die Hand des Knaben, doch auf Jeanne schaute er, und immer schärfer, erregter. Endlich erfolgte die Frage:

„Und wie heißt ihr noch?"

„Didier," entgegnete das Mädchen, während Paul schwieg.

„Ihr seid wohl hier nicht daheim?"

„Wir kommen aus Paris mit der Mama — Papa ist verreist und Mama hat sehr geweint. Da sind wir hierhergezogen und hier soll Papa wieder zu uns kommen."

So plauderte Jeanne. Doch hatte sie auch recht heiter begonnen, so wurde sie durch die Erinnerung, welche ihre Worte in der Kinderseele weckten, bald so traurig, daß sie endlich in ein leises Weinen ausbrach. Paul versuchte sie mit größtem Eifer zu trösten. Während Herr Imhof, Jeanne immerfort im Auge, ernst vor sich hinmurmelte:

„Sonderbar! — als ob ich sie in gleichem Alter vor mir sähe! Es sind dieselben blauen Augen — dasselbe lichtbraune gelockte Haar; die Züge, der kleine lächelnde Mund - alles erinnert mich an sie! — Sonderbar!" Dann begann er seine Fragen wieder.

„Wie alt bist Du Kleine?"

„O, ich bin schon alt — schon fünf Jahre!“ entgegnete Jeanne wichtig.

„Fünf Jahre!“ — wiederholte Herr Imhof sinnend, während Paul rief: „Ich bin noch viel — viel älter! denn ich bin schon sieben Jahre!“

„Schon sieben Jahre!“ — murmelten die Lippen des alten Herrn, doch klang der leise Ton der Stimme enttäuscht — traurig. „Sieben Jahre — unmöglich. Weg mit solchen Gedanken, die die eines Wahnsinnigen sind, oder — wahnsinnig machen könnten.“

„Was hast Du denn da für ein rothes Buch?“ fragte Jeanne, neugierig die Hand nach dem alten Märchenbuch ausstreckend, das Herr Imhof beim Nahen der Kinder aus der Hand und auf ein kleines Tischchen in der Nähe der Bank gelegt hatte.

„Wie kann Dich das Buch interessiren,“ sagte er, unwillkürlich die Hand darauf legend, als ob er einen Schatz zu beschützen gehabt hätte. „Du kannst ja doch noch nicht lesen.“

Die beiden Kinder begannen laut zu lachen und Paul rief:

„Gefehlt! gefehlt! Ich habe Dir doch gesagt, daß mein Schwesterchen mir schon die schönsten Märchenbücher vorgelesen hat!“

„Ich kann schon lesen und schreiben,“ fügte Jeanne wichtig hinzu, „mein Papa hat es mich gelehrt, und da ich fleißig war, schenkte er mir die Märchenbücher! Ach! die sind gar zu schön! und

die Bilder erst! — Ist das rothe Buch auch ein Märchenbuch?"

„Du hast es gerathen, liebe Kleine," antwortete Herr Imhof, das Buch aufschlagend, „doch leider hat es keine Bilder. Nun, ich werde Dich auf die Probe stellen, Du sollst mir etwas lesen und hast Du nicht zuviel gesagt, so wird ein süßer Lohn, gerade wie in dem Märchen von Hansel und Gretel, nicht ausbleiben."

Damit reichte er der Kleinen das aufgeschlagene Buch und bedeutete zugleich dem Lakaien, der mit einem hübschen Weidenkörbchen, hoch aufgefüllt mit feinem Backwerk, Feigen und Datteln, Mandeln, Rosinen und ähnlichen Leckerbissen, zurückgekehrt war, dieses auf den Tisch zu stellen und sich wieder zu entfernen.

Das im Laufe der Jahre so oft gelesene Buch hatte beim Aufschlagen wie von selbst seine Blätter bei dem verhängnißvollen Märchen von der Prinzessin Ilse entfaltet, ohne daß Herr Imhof dies bemerkte oder beachtete und Jeanne begann langsam, nach Kinderart zu lesen.

„Es war einmal ein König, der hatte eine Tochter, die war wunderschön und hieß Prinzessin Ilse!" — „Ei, so heißt ja auch meine Mama!" rief Jeanne plötzlich unterbrechend und höchst verwunderungsvoll auf den alten Herrn schauend.

Dieser war mit einem jähen Ruck zusammengefahren und starrte erbleichend, mit weitgeöffneten Augen das kleine Mädchen an, während die vor

Erregung bebenden Lippen nur hervorzustoßen vermochten:

„Deine Mutter heißt — Ilse?!"

„Ilse Didier!" entgegnete die Kleine erschrocken, das Buch verstohlen weit von sich weglegend.

„Wahnsinn!" stöhnte Herr Imhof kaum vernehmbar vor sich hin, mit beiden Händen seine Stirn pressend. „Und dennoch — dennoch!" fuhr er fort, den stieren Blick nicht von dem kleinen Mädchen abwendend, „diese Aehnlichkeit! — und Ilse der Name der Mutter! — Aber hier der Knabe, ihr Bruder und zwei Jahre älter! — Unmöglich. — — Ich muß mehr erfahren, vor allen Dingen meine Verwirrung bekämpfen und meine Ruhe wieder zu erlangen suchen."

Paul hatte dem hübschen Körbchen mit den vielen köstlichen Sachen weit mehr Aufmerksamkeit geschenkt, als dem kaum vernehmbar gewesenen Selbstgespräch des alten Mannes und sich endlich langsam den märchenhaften Herrlichkeiten genähert, sie besser betrachten und bewundern zu können. Auch Jeanne zog sich furchtsam vor Herrn Imhof zurück und so fand dieser einige Augenblicke Zeit sich zu fassen und die unwillkürlich naß gewordenen Augen zu trocknen. Dann sprach er leise und freundlich zu den Kindern, die nun beide vor dem Körbchen mit seinem einladenden Inhalt standen:

„Dies Alles beschert die gute Fee des Orts Euch durch mich. Greift tapfer zu, liebe Kleinen!

eßt und labt Euch nach Herzenslust, und was übrig bleibt, nehmt mit — für die Mama!"

„Wird es uns denn nicht wie dem naschhaften Hansel und dem Gretel ergehen?" fragte Jeanne ein wenig ängstlich.

„Du siehst es ja, daß der Mann kein Menschenfresser ist," entgegnete Paul, bereits ein Stückchen Backwerk in der Hand. „Die Wärwölfe und Menschenfresser weinen nicht und er hat soeben geweint, wie er von der Mama und daß sie Ilse heißt geredet hat. O, ich habe es wohl gesehen! Er ist ein guter Mann und Du darfst dreist die Sachen kosten."

Doch diese triftige Aufmunterung bewirkte genau das Gegentheil. Jeanne schaute den alten Herrn mit den weißen langen Haaren, der da bei dem Namen ihrer Mutter geweint hatte, einen Augenblick von der Seite an, dann sprang sie plötzlich auf ihn zu, schlang ihre Arme um seinen Hals und rief ihm mit einer rührenden kindlichen Innigkeit zu:

„Du bist ein guter lieber Mann und ich werde Mama von Dir erzählen, daß Du wegen ihr geweint hast, und wenn Du willst, so bringe ich sie Dir. Die arme Mama ist noch immer so traurig und es wird ihr hier in Deinem schönen Garten und bei Dir gewiß wohl gefallen."

Nun weinte Herr Imhof wirklich, eine Rührung, so bang und doch auch wieder so froh, überwältigte ihn fast. Das liebe Kind in seine Arme schließend,

mit einem langen Kuß seine reine Stirn berührend, vermochte er kaum zu sagen:

„Thue das, meine liebe Jeanne! bringe Deine Mutter — Ilse zu mir, morgen schon! und Du wirst einem alten einsamen, um sein eigenes Kind trauernden Manne Trost und Freude bereiten."

„Ich werde mit Mama ganz bestimmt zu Dir kommen!" entgegnete Jeanne mit größtem Eifer. „Doch dann darfst Du nicht mehr weinen, sondern musst recht fröhlich sein, damit auch sie wieder fröhlich wird wie sonst. Dann bringe ich Dir auch meine schönen Märchenbücher mit und lese sie Dir vor und Du läßt mich dafür in Deinem Buche das Märchen von der Prinzessin Ilse lesen."

„Nein, nein!" rief Herr Imhof abwehrend, um dann sofort beruhigend hinzuzusetzen: „Oder Du müßtest — ihr und mir den Schluß vorlesen — dürfen!"

„Die Equipage der gnädigen Frau fährt soeben ein," meldete in diesem Augenblicke der Lakai, der in dem Eingang zu dem Rondel erschienen war. Zu gleicher Zeit hörte man auf dem nahen Kieswege das Rasseln eines Wagens, der rasch der Villa zufuhr.

„Geht, geht, Kinder!" sprach Herr Imhof mit einer ängstlichen Hast. „Und Du, Pierre, wandte er sich an den Lakaien, „geleite sie wieder auf den Weg hinaus." Er hatte sich erhoben, dem Knaben, der mit sichtlichem Vergnügen drauf los schmauste,

das gefüllte Körbchen in den Arm gehängt und drängte nun Beide mit den Worten fort:

„Hier, nehmt! doch geht, eilt Euch! und vergeſſt nicht, morgen um dieſelbe Stunde mit Eurer Mama — Ilſe — Didier wiederzukehren!"

Während die Kinder mit ihrer köſtlichen, märchenhaften Gabe und dem buntgeputzten Lakaien in dem Gebüſch verſchwanden, ſank Herr Imhof, von der Aufregung zu Tode ermattet, ſchwerathmend und mit den Händen die Augen bedeckend, in ſeinen Sitz zurück.

So traf ihn Frau von Rambert, die wenige Augenblicke ſpäter in dem Rondel erſchien, bei dem Anblick des ſichtlich angegriffenen Mannes erſchrocken zuſammenfuhr und dieſen mit finſteren Blicken forſchend betrachtete.

„Was iſt hier vorgegangen?" rief ſie, nur ihre eigene ängſtliche Stimmung berückſichtigend, mit ihrer ſchneidenden Stimme Herrn Imhof zu. Doch nur das frühere ſchwere und keuchende Athemholen ward ihr zur Antwort und dieſes ſchien mehr als deutlich zu ihr zu reden. Schon ertönte, von ihrer Hand berührt, die auf dem Tiſche ſtehende ſilberne Klingel, doch wartete ſie den gerufenen Lakaien nicht ab, ſondern ſich nicht im Mindeſten um den alten ſchwachen Mann kümmernd, trat ſie in das Gebüſch zurück, dem Bedienten entgegen, um ihn, den ſichern Wächter ihres Gefangenen, ungeſtört ausfragen zu können. Eine ziemliche Weile blieb ſie fort und als ſie endlich wieder auf dem Rondel

erschien, da war ihr Blick, der auf den Onkel fiel, von einem so tödtlichen Haß und Grimm erfüllt, daß dieser gewiß darüber erschrocken wäre, hätte er ihn bemerkt. Noch immer hielt er die Hände über die Augen gebreitet, doch hatte er sich bereits so weit wieder gefasst, daß er zu reden vermochte.

„Denke nur, Margot," sprach er langsam und abgerissen, „ein kleines Mädchen war hier — das Ebenbild Ilsens in der Kindheit, und Ilse — Ilse heißt die Mutter, doch leider auch — Ilse Didier."

Margot biß sich die Lippen blutig, Herrin ihres Zornes zu werden. Ueber sich selbst hätte sie rasend werden können und fluchte ihrer Sorglosigkeit, womit sie ihre gefährliche Feindin behandelt hatte. Doch noch war nichts verloren und nun musste anders gehandelt, ein Ende gemacht werden. Der Alte durfte nicht mehr hierher, in seinen Zimmern in der Stadt unter ihrer Obhut musste er vor der Hand bleiben, und morgen wollte sie mit Ilse reden. Diese musste mit ihrem Kinde entfernt, um jeden Preis und für immer entfernt werden. Wie Blitze fuhren diese Gedanken ihr durch das Hirn und sie vergaß darüber dem alten Mann, der längst wieder verstummt war, zu antworten. Endlich sprach sie ruhig und gelassen, als ob nichts Absonderliches vorgefallen wäre, zu dem Lakaien:

„Pierre, bringen Sie den Herrn Kommerzienrath in das Haus, wir fahren sogleich in die Stadt zurück."

Nun wandte sie sich mit ihrer süßfreundlichen Stimme dem Onkel zu, ihm von seinem Sitz emporhelfend, während Pierre ihn unter den andern Arm faßte, um den Schwachen wegzuführen.

„Komm' lieb' gut' Onkelchen," flehte sie, „folge uns! Es ist kühl geworden und der Aufenthalt hier könnte Dir schaden! Du hast Ruhe nothwendig und wir wollen nach Hause fahren. Dort können wir ungestört von den lieben Kindern reden, die Dich besuchten, doch leider auch allzusehr aufgeregt haben."

„Ja, Margot, komme — wir wollen heim!" entgegnete Herr Imhof mit matter Stimme und kaum im Stande sich fortzubewegen. „Ich muß mich erholen, um morgen wieder nach Eichenhain fahren zu können. Bis dahin wollen wir von ihnen reden — von der kleinen Jeanne — und ihrer Mutter Ilse Didier."

Margot entgegnete nichts, schweigend bewegte sie sich, mit dem Lakaien, den Alten führend, dem Hause zu. Doch desto wilder gährten die Gedanken in ihrem Hirn, und es mußten schlimme sein, denn fahl war ihr Antlitz geworden und ihre Augen glühten in einem unheimlichen Feuer.

Draußen vor dem Thore der Villa hatte Malten in Geduld der Kinder geharrt. Unzählige Mal war er den Weg dem Gitter entlang auf und niedergeschritten und kannte bereits alle Bäume und Gesträuche, die es umsäumten, der Zahl und der Art nach, so genau, als hätte er selber sie ge-

pflanzt. Als die Kinder endlich erschienen, Jeanne froh zu ihm heransprang und zu erzählen begann, was sie in dem schönen Zaubergarten erlebt und mit dem lieben guten alten Herrn Alles geplaudert und verabredet hätte; als Paul ihm triumphirend sein Körbchen mit den köstlichen Leckerbissen zeigte, die er Mama mitbringen sollte, da fühlte der Musiker sein Herz vor Freude lauter pochen und die Kinder rasch in der Richtung nach dem Pensionat Bontemps mit sich fortziehend, sprach er:

„Die Leckerbissen werden der Mama gewiß köstlich munden, doch was Ihr sonst noch mitbringt, wird ihr wie die herrlichste Gabe einer guten, wieder hold gewordenen Fee dünken. Morgen werden wir hoffentlich in dem schönen Zaubergarten dort den glücklichen Schluß unseres Märchens erleben!"

Viertes Kapitel.

Das Giebelzimmer — und die Erlebnisse der nächsten Tage.

Frau Ilse hatte sich von ihrem Fiaker bis zum Eingang der Hellstedt bringen lassen und den Kutscher bedeutet, ihrer hier zu warten, dann bahnte sie sich durch die Menge einen Weg nach dem Hause der Mutter Bernis. Ein Blick auf die Thür sagte ihr, daß das, was sie suchte, noch zu haben war und wie von einer schweren Sorge erleichtert, athmete sie auf. Auf ihre Frage nach der Hauseigenthümerin wurde ihr von dem Ladeninhaber bedeutet, daß diese daheim und in ihren Zimmern des ersten Stockwerks zu finden sei. Wenige Augenblicke später klopfte Ilse dort an. Das Herein! einer rauhen weiblichen Stimme antwortete, die Thür öffnete sich und Ilse stand vor der Großmutter ihres treulosen Gatten. Der Anblick der alten Frau, deren Züge wo möglich noch härter und steinerner geworden waren, als sie früher ge-

wesen, die die Eintretende mit ihren kalten grauen Augen starr und durchdringend anschaute, machte einen tiefen Eindruck auf Ilse. In diesem Augenblick dachte sie nicht der vermeintlichen Sünde Felix' die dieser an ihr und ihrem Kinde begangen haben sollte, sondern sie selbst fühlte sich der ehrwürdigen Matrone gegenüber schuldig, und in Demuth senkte sie reuig das Haupt. Die ganze Erscheinung der Mutter Bernis, ihre einfache reinliche Gewandung, die fast peinliche Sauberkeit ihrer Umgebung erhöhten diesen Eindruck und zugleich das Gefühl der Schuld und Reue, das Ilse so plötzlich überkommen. Sie vermochte in den ersten Augenblicken kein Wort der Einführung an diesem, ihr doch fremden Ort zu finden. Mutter Bernis that nichts, die sichtliche Verlegenheit der Fremden zu verscheuchen, oder zu rügen, nur schaute sie ihr immerfort scharf und unverwandt in das bleiche feine Gesicht, auch dann noch, als Ilse die Augen niedergeschlagen hatte. Endlich wandte auch die Alte mit einer Bewegung den Kopf zur Seite und die großen Augen schlossen sich halb, dies Alles in einer Weise als ob ihre Neugierde nun befriedigt sei. Ob die alte Frau die Tochter des reichen Kaufmanns, der sie den Verlust ihres Enkels verdankte, wieder erkannt hatte? War dies der Fall, so verrieth es kein Zug des gebräunten faltigen Gesichts, kein Laut und keine Bewegung. Sie wartete geduldig ab bis die fremde bleiche Frau reden würde.

Ilse, die in so muthiger Eile den Weg nach der Hellstedt angetreten, fand sich jetzt zaghaft und schüchtern wie ein Kind. Nur mit leiser Stimme vermochte sie endlich die Frage hervorzubringen, ob die Wohnung der zweiten Etage noch immer zu vermiethen wäre. Wieder schaute Mutter Bernis auf; es war ein jäher Ruck gewesen, mit der ihr Nacken emporgefahren war, der jedoch sofort sich wieder senkte, und mürrisch, ohne aufzuschauen, sprach sie mit ihrer rauhen tiefen Stimme:

„Ihr müsst es doch unten auf der Thür gelesen haben! hätte ich die Zimmer vermiethet, so wäre der Zettel nicht mehr da. Uebrigens vermiethe ich nicht an einzelne Frauenzimmer."

„Ich bin nicht allein," entgegnete Ilse, wenn auch noch immer demüthig, doch schon mit festerer Stimme. „Ich habe zwei Kinder."

„Ihr habt Kinder?" klang es diesmal rasch und mit einer leichten Erregung Ilse entgegen, „und Euer Mann?"

„Mein Mann ist im Augenblick nicht bei mir," sagte Ilse, deren Herzenswunde durch die noch immer rauh hervorgestoßenen Worte gewaltsam aufgerissen worden war und schmerzlich blutete. Sie musste den Blick abermals senken, die Thränen zu verbergen, die in ihre Augen getreten waren.

Vergebliche Vorsicht! Mutter Bernis hatte ihr Weinen wohl bemerkt und auch, daß es die wenigen Worte nur ergänzen konnte. Auch auf sie musste dies einen mehr als gewöhnlichen Eindruck

machen; wenn auch die harten Züge unbeweglich blieben und nichts davon verriethen. Dafür fassten die knochigen Finger die Lehne eines Stuhls, der unter diesem Griff hörbar hin- und herzitterte. Den rauhen Ton ihrer Stimme in einer Weise mildernd, daß man wohl Mitleid oder ein erwachendes Wohlwollen heraushören konnte, nahm sie endlich die Verhandlung wieder auf.

„Wie lange gedenkt Ihr hier wohnen zu bleiben?"

„So lange ich in der Stadt weilen werde."

„Vielen Verkehr werdet Ihr wohl nicht haben? Ich bin eine alte Frau und bedarf der Ruhe."

„Ich bin mit meinen beiden Kindern allein, kenne außer der Vorsteherin eines Pensionates und einem erprobten treuen Freund der Meinigen — Niemand, suche keinen andern Verkehr und würde jeden solchen zurückweisen. Ich will allein, für mich und meine Kinder leben."

„Und deshalb fragt Ihr bei mir an, hier auf der Hellstedt, wo das bunte Treiben und Lärmen von früh bis Abends spät andauert?" konnte Mutter Bernis sich nicht enthalten, zu fragen.

„Eine doppelte Einsamkeit, im Hause und draußen, würde doppelt schwer zu ertragen sein," entgegnete Ilse ruhig. „Das bunte Leben, auf das ich durch mein Fenster herabschaue, der Lärm der geschäftigen Menge, der zu mir heraufdringt, wird mich und die Kinder erheitern und die Abgeschlossenheit weniger fühlbar machen."

„Gut denn, so kommt! und genügen Euch die Zimmer, so sollt Ihr sie haben."

Recht wohlgefällig hatte Mutter Bernis bei den letzten Worten Ilsens mit dem grauen Haupte genickt, dann mit einer rauhen, doch wirklichen Gutmüthigkeit geredet. Nun entnahm sie einem Wandschrank mehrere Schlüssel und schritt der Fremden voran die Treppe hinauf. Mit neuem Muth folgte ihr Ilse, recht neugierig sich in dem alten Hause umsehend, das einstens auch ihrem Vater gehört hatte und in seiner Bauart den öden Lagerhäusern nebenan ähnlich sein musste.

Die zu vermiethende Wohnung bestand aus einem großen Straßenzimmer mit Alkoven, zwei andern kleineren Schlafzimmern und einer Küche. Sie war vollständig eingerichtet, mit einfachen doch hübschen Möbeln, Alles äußerst sauber, was den freundlichen Eindruck nur vermehren konnte. Die Küche enthielt jedoch kein Geschirr.

„Dies ist Sache des Miethers," sagte erläuternd Mutter Bernis, „doch bin ich gerne bereit ordentlichen Miethsleuten auch hier die Hauptsache und das Nöthigste zu stellen."

Frau Ilse machte bereits ihre Eintheilung. Aus dem Alkoven, der zwei Betten enthielt, führte eine kleine Thür in ein anderes Schlafzimmer.

„Wie für mich eingerichtet!" sprach sie freudig. „Hier in dem Alkoven werde ich mit Jeanne schlafen und Paul erhält das Zimmer nebenan."

„Jeanne und Paul — so heißen wohl Ihre

Kinder? Nun wenn sie hübsch artig sind und nicht zu viel Lärmen machen, sollen sie der alten Mutter Bernis willkommen sein. Die Zimmer gefallen Euch also?"

„Außerordentlich! Und würde ich Ihnen recht dankbar sein, wenn Sie mir dieselben vermiethen wollen."

„Sie gehören Euch! Heute noch könnt Ihr mit den Kindern einziehen."

„Dank Ihnen, beste Mutter Bernis!" rief Ilse, der alten Frau in herzlicher Weise die Hand drückend. „Doch heute wird es für den Einzug wohl zu spät werden, aber morgen früh kommen wir alle Drei mit unserm ganzen Hab und Gut! — Nur Eines hätte ich noch auf dem Herzen."

„Redet! und kann ich es erfüllen, so soll es geschehen."

Ilse hatte Viel, doch noch lange nicht die Hauptsache erreicht. Der anfangs rauhe Empfang hatte ihr alle Hoffnung auf ein Gelingen ihrer Absicht rauben wollen, doch die alte Frau war jetzt freundlicher, sogar herzlich geworden und dies gab ihr Muth, zu wagen, sogar eine ersonnene recht unschuldige List ins Werk zu setzen. So sprach sie denn, ein inniges Bitten in den Ton ihrer sanften, melodischen Stimme legend:

„Eine hübschere und geeignetere Wohnung für mich und die Meinigen hätte ich nicht finden können, doch leider fehlt mir — ein weiterer Raum. Seht, gute Mutter Bernis, ich arbeite — male — wenn

ich meine Kinder nicht unterrichte, und ersteres kann unmöglich hier in der Wohnung geschehen. Die Kinder wären im Stande, größtes Unheil anzurichten. Es fehlt mir nur noch ein Zimmer — oder der Theil eines solchen, um Stuhl, Staffelei und einen Tisch aufstellen zu können."

Die alte Frau zweifelte bereits nicht mehr, sie glaubte und theilte schon mit der jungen Frau die Sorge um den fehlenden Raum für deren Arbeiten. Nachsinnend sagte sie:

„Da sehe ich keinen Ausweg, ich habe nur diese drei Zimmer abzugeben. Unten in meinem Zimmer könnt Ihr doch nicht malen, wollte ich Euch auch Fenster und Tisch abtreten."

„Es dürfte dort wohl nicht hell genug sein."

„Was wäre denn da zu thun?"

Nun faßte Ilse sich ein Herz und so unbefangen als möglich entgegnete sie:

„Ich sah über diesen Räumen noch ein verhängtes Fenster; das Giebelzimmer, zu dem es gehört, wird also ebenfalls unbewohnt sein. Dies solltet Ihr mir abtreten!"

„Das Giebelzimmer?! — nimmermehr!" rief die alte Frau unter rauhem, fast wildem Auffahren.

„Seid gut, Mutter Bernis," fuhr Ilse durch diese heftige Abweisung sich nicht abschrecken lassend, dringender fort. Ihre Vorsicht vergaß sie und Alles was sie hoffte, erdacht und zu thun sich vorgenommen hatte, wurde lebendig in ihrer Seele. Nur hieran denkend, erfaßte sie jetzt die Hand der

alten Frau und ihre Stimme durchzitterte ungehindert die heftige Erregung, welche ihr ganzes Wesen erfüllte. „Ich kann es Euch nicht klar machen, wie nöthig ich des Raumes bedarf! Meine Zukunft — mein ganzes Lebensglück, Wohl und Weh meiner Kinder beruhen auf der Arbeit, die ich unternehmen, vollbringen muß und mit Gottes Hilfe auch vollbringen werde! und nur an ruhigem Orte kann es geschehen. Gebt mir das Zimmer, und nie — nie sollt' Ihr es zu bereuen haben."

Wieder hatte Mutter Bernis die junge Frau mit ihren großen grauen Augen eine ganze Weile voll und starr angeschaut, dann wandte sie den Kopf, und als Ilse zu Ende war, murmelte sie vor sich hin, ohne aufzusehen, und immer ernster wurde der Ton ihrer Stimme:

„Ihr wisst nicht, was Ihr von mir verlangt! Und dann — Ihr kennt ja das Giebelzimmer nicht einmal, könnt nicht ermessen, ob es zu der wichtigen Arbeit, die Ihr vorhaben wollt, tauglich ist. Lasst ab davon! Lasst ab, es thut nicht gut! Der Aufenthalt dort oben hat noch Niemandem Glück gebracht, deshalb hielt ich ihn verschlossen — seit Jahren. — Ich hätte ihn immer verschlossen halten sollen, es wäre besser gewesen — für Viele!"

„Ruht ein Fluch auf dem Unglückszimmer," rief Ilse in ihrem heiligen Eifer sich fast vergessend, „dann wird mein Thun ihn in Segen wandeln!"

Bei diesen feierlich erklungenen Worten hob

sich der Kopf der alten Frau mit einem Ruck empor und ein Blick streifte Ilse, so scharf, als ob er bis in ihre Seele hätte dringen wollen. Dann senkten sich die Lider wieder und nach einer kurzen Pause sprach Mutter Bernis mit festem Entschluß:

„Kommt! Ich will Euch das Zimmer zeigen, und findet Ihr es tauglich für Euer Vorhaben — so mag es sein! Ich will glauben, daß es so hat kommen müssen und das Ende dem dort oben anheimgeben."

Wieder schritt die Alte voran und Ilse folgte ihr mit nicht geringem Herzklopfen. Mutter Bernis brauchte lange bis sie das Schloß des verhängnißvollen Raumes geöffnet hatte, der Schlüssel zitterte in ihrer Hand. Endlich ging die Thür auf und Ilse trat über die Schwelle.

War es die dumpfe Luft, welche in der Stube, die seit Jahren nicht geöffnet worden war, herrschte, oder die Erinnerung an jene Zeit ihrer jungen — nun gestorbenen Liebe, die so übermächtig auf Ilse wirkte? Erbleichend fuhr sie mit der Hand nach dem Herzen, die Augen schlossen sich und ihre Sinne fühlte sie vergehen. Mutter Bernis hatte Ilse scharf beobachtet und trat ihr nun ängstlich näher, umfasste sie, die Wankende zu halten.

„Es ist nichts," hauchte Ilse leise, „die schwüle staubige Luft bedrückte mich." An die Tischplatte klammerte sie sich an, während Mutter Bernis geschäftig den Vorhang von dem Fenster zog und dies öffnete. Die frische Luft drang ein und Ilse

athmete auf. Jetzt erst war sie im Stande nach Kraft zu ringen, um sich in dem Raum umzusehen.

Das Giebelzimmer hatte in den letzten sechs Jahren keine Veränderung erfahren. Wie Felix es damals verlassen, so fand es sich heute wieder. Jedes Möbel, jede Kleinigkeit stand auf dem alten Platz. Ueber dem Lager in dem Alkoven lag die bünte Decke gebreitet und in der verhängnißvollen Mauernische hingen noch immer die Kleider des Entflohenen, Alles mit dichtem Staub bedeckt. Nur Eines fehlte. Dort an der weißgetünchten Wand zwischen den Bildern war ein kahler häßlicher Fleck zu schauen; ein längst verwelktes und verdorrtes Blättergewinde hing zerrissen von der leeren Stelle herab, wo es einst die Geige des früheren Bewohners umkränzt hatte. Ilsens Blick ruhte eine Weile auf dem leeren Platz der Wand, und als sie ihn abwendete, traf er den Alkoven. Sie sah, erkannte die bunte Decke, Alles wieder, was sie an jenem Vormittag geschaut, als Margot sie hier und wie sie jetzt wusste, in tückischer Absicht eingeschlossen; an jenem Vormittag, wo sie ihr Herz, ihre Ruhe und ihr Lebensglück hier zurückgelassen, um dafür die Liebe zu gewinnen, die sie wohl für einen kurzen Augenblick glücklich, doch nun für immer elend gemacht hatte. Bei solchem Denken entrannen unbewusst den Augen Thränen und des Augenblicks, der alten Frau vergessend, die neben ihr stand und tiefernst sie beobachtete, überließ sie

sich diesen süßen — und ach so wehen Erinnerungen!

Eine ganze Weile blieben die beiden Frauen stumm und unbeweglich neben einander stehen. Endlich begann Mutter Bernis in ihrer rauhen, murmelnden Sprachweise:

„Nun, wie steht's? Glaubt Ihr das Zimmer zu Eurem Vorhaben günstig?"

„Gewiß!" vermochte Ilse nur mit Mühe herauszubringen, und die alte Frau fuhr fort, jetzt ihre Worte mehr und mehr betonend:

„Gut denn, so will ich Euch auch darin zu Willen sein. Ihr sollt das Gelaß, wenn auch nicht bewohnen, doch benutzen dürfen — nur stelle ich eine Bedingung! Nichts, auch nicht die allergeringste Kleinigkeit darf darinnen verändert oder weggenommen werden und nur Ihr allein — merkt Euch dies wohl! nur Ihr allein dürft es betreten, Niemand sonst, nicht einmal die Kinder! Die Sachen können auch ganz gut unangerührt stehen bleiben, da Ihr nach Eurer eigenen Aussage nur einen Tisch und einen Stuhl zur Arbeit braucht. Seid Ihr damit einverstanden und wollt, könnt Ihr die Bedingungen halten?"

„Ich bin einverstanden und Euer Gebot soll mir heilig sein," entgegnete Ilse leise, fast tonlos.

„So kommt mit mir hinab in meine Stube, das sonst noch Nothwendige zu besprechen — auch habt Ihr mir noch nicht einmal Euren Namen genannt! Dann werde ich hier oben die nöthige

Säuberung vornehmen lassen und morgen könnt Ihr mit Euren Kinderchen in Gottes Namen einziehen."

Beide verließen das Giebelzimmer und nach einer kurzen Unterredung in der Wohnung der Mutter Bernis trat Frau Ilse ermuthigt und hoffnungsfroh die Rückfahrt nach der Pension Bontemps an, ohne zu ahnen, welche neue frohe Botschaft ihrer dort harrte.

Die alte Frau blickte ihrer nunmehrigen Hausbewohnerin eine ganze Weile sinnend nach, ohne daß sich dabei die harten Züge im Geringsten veränderten. Endlich murmelte sie, zugleich sich anschickend ihre Hantirung wieder aufzunehmen:

„Sie ist es — oder Alles müsste mich täuschen! Didier nennt sie sich. Nun, ich hätte mir es denken können, daß sie es nicht gewagt haben würde, unter dem anderen Namen hier einzuziehen! Ob sie auch ihren Vornamen geändert haben mag? Ich mochte nicht darnach fragen, ebensowenig wie nach dem Namen ihrer beiden Bekannten, die mir vielleicht Gewissheit hätten geben können. Nun, ich werde diese wohl zu sehen bekommen. Morgen kommt sie mit ihren Kindern — ihren Kindern! O, wie mein altes Herz bei diesem Gedanken schlägt! Doch was mag vorgegangen sein, daß Er sie verlassen konnte? Die arme Frau scheint doch so gut und wird ganz bestimmt auch ebenso brav sein. Doch genug des Grübelns und der gewiß sträflichen Neugier. Ich bin vielleicht trotz Allem

auf einer falschen Fährte und um nicht zu schwer unter einer Täuschung zu leiden, wird es am besten sein, nichts zu meinen, noch zu hoffen, sondern Alles der Zukunft — und Gott anheimzugeben."

In der Pension wurde Frau Ilse von frohen Gesichtern empfangen und Jeanne sprang freudestrahlend auf die Mama zu, ihre erlebten schönen Abenteuer in lustigem Geplauder zu erzählen. Was die Mutter durch ihres Kindes Mund erfuhr, dünkte ihr wie eine Himmelsbotschaft, und Freudenthränen weinend, presste sie die Kleine an ihr Herz.

„Morgen Nachmittag führst Du mich in den schönen Zaubergarten," sprach sie zu Jeanne, „wie der alte Herr es Dir erlaubt hat. Und dann — o Du mein Gott! —" Weiter vermochte sie nicht zu reden, der Gedanke, den Vater wiederzusehen, seine Verzeihung zu erlangen und ihr Kind in seine Arme legen zu dürfen, überwältigte sie in seiner ganzen heilig-frohen Bedeutung derart, daß nur ihr Herz aufzujauchzen vermochte und die Lippen verstummen mussten. Malten und Lucie suchten die Aufregung Ilsens zu beschwichtigen und als diese endlich ihre Ruhe wiedergefunden, berichtete sie nun ihrerseits den Freunden, was sie mittlerweile unternommen und erreicht hatte.

Ihre Mittheilung schloß sie mit den Worten: „Der heimliche Weg, auf dem ich aus dem Hause meines Vaters geflohen, soll mich wieder zu ihm und zu seinen Füßen führen. Und wie er damals sich einer Sündigen öffnete, wird heute die reuige

Büßerin ihn gehen, festen Schrittes, den Glauben an die Liebe des Vaters im Herzen und unbeirrt um die Feindin meines und seines Lebensglückes. So hatte ich beschlossen und würde es auch vollbracht haben, doch nun" fuhr sie frohen Muthes und mit strahlendem Blick fort, „hat ein reiner Engel mir einen anderen lichteren Weg gezeigt und ich werde ihn wandeln."

In ernstem Schweigen hatten Malten und Fräulein Bontemps das Vorhaben Ilsens vernommen und wenn es ihnen auch gleich abenteuerlich wie gefährlich dünken wollte, so konnten sie doch nicht anders, als es billigen. Es war indessen und zum Glück, durch die heutigen Erlebnisse der Kinder unnöthig geworden — wie die Freunde ebenfalls und zuversichtlich glaubten.

Sie hatten den Dämon, die böse Fee des Liebes- und Lebensmärchens der armen Ilse vergessen!

Für den Abend blieben Frau Ilse mit den Kindern und Malten Gäste der Pension, dann fuhren sie in ihren Gasthof zurück. Am anderen Morgen begann das Packen und die Mutter erzählte dabei den Kindern von dem neuen, lustigen Aufenthalt an der Hellstedt, wo den ganzen Tag Musik und Gesang ertönten, Spiel- und Schaubuden offen ständen. Sorgsam ordnete und verschloß Ilse Alles, als ob es wieder auf die Reise ginge, denn also hatte Malten ihr gerathen, im Gasthofe anzugeben. Am wichtigsten dünkten ihr jedoch zwei alte halb-

verrostete Schlüssel, die sie in Paris in der Schublade ihres Sekretärs gefunden und wiedererkannt hatte. Besonders lange betrachtete sie den kleinen, seltsam geformten Hauptschlüssel. Ob er wohl auch den inneren Eingang der Galerie aufschließen wird, wie die Thür des Nebenhauses? Sie glaubte, diese Frage bejahen zu dürfen und war froh, daß sie die Schlüssel des Mitnehmens werth gehalten hatte — wenn sie solche auch jetzt nicht mehr nöthig haben sollte.

Ilse speiste im Hotel mit den Kindern zu Mittag, dann erschien Malten; die Rechnung wurde geordnet, die Koffer auf den Wagen geladen und fort ging es, einem ganz anderen Stadttheil zu, für den Wirth und die Kellner jedoch nach dem Bahnhof.

In der Nähe der Hellstedt verließ Malten Frau Ilse, aus Besorgniß, von Mutter Bernis wiedererkannt zu werden. Dienstleute waren rasch gefunden und während die durch das laute Treiben des Orts ängstlich gewordenen Kinder bei Mutter Bernis weilten, wurden unter der Leitung Ilsens die Koffer in die neue Wohnung geschafft, dort sogleich ausgepackt und ihr Inhalt eingeräumt. Alles fand sich auf das Beste und Sauberste hergerichtet und Ilse freute sich des einfachen, doch behaglichen Aufenthalts. Als sie endlich ihre Sachen so gut als möglich untergebracht, und nun hinabging, die Kinder zu holen, um mit ihnen zu Fräulein Bontemps hinauszufahren, war sie nicht wenig erschrocken,

Mutter Bernis sichtlich angegriffen und mit einer fahlen Gesichtsfarbe, die ihre Züge bedenklich entstellte, in ihrem Lederstuhl sitzend zu finden. Die alte Frau hatte die Kleinen mit einer ganz ungewöhnlichen Freundlichkeit empfangen und sich auch überraschend schnell deren Vertrauen zu erwerben gewusst. Dann hatte sie lustig mit ihnen geplaudert, sich von ihnen erzählen lassen, bis sie plötzlich mit einem schweren Seufzer in ihren Sorgenstuhl gesunken und verstummt war, Es mochte etwa in dem Augenblick gewesen sein, als der kleine Paul ihr berichtete, daß sein Schwesterchen Jeanne fünf Jahre und er deren sieben alt sei.

„Sieben Jahre," halte die Alte noch gemurmelt, bevor sie einen Halt in ihrem Sessel gesucht. Dann schaute sie die Kinder lange an, anfangs scharf und finster, dann mit milderem Ausdruck der großen grauen Augen. Die Kleinen waren durch das plötzliche Verstummen der alten Frau ängstlich geworden und drängten sich von ihr weg. Glücklicher Weise zog das bunte Treiben der Hellstedt sie an und neugierig schauten sie durch die Scheiben des Fensters dem Hin- und Herwogen der Menge zu. Währenddem murmelte Mutter Bernis matt vor sich hin:

„Wiederum getäuscht! — Der Knabe ist sieben Jahre alt, sie ist es nicht. Auch finde ich in seinen Zügen keine Aehnlichkeit mit dem Vater, während das Mädchen ihr wie aus dem Angesicht geschnitten ist. Und dennoch — dennoch fühle ich Mitleid mit ihnen

— und mich in unerklärlicher Weise zu den Kindern hingezogen. Sie sollen die bittere Täuschung nicht entgelten, welche meinem Herzen abermals geworden ist, und die Mutter auch nicht. Ich muß mich trösten und denken: die rechte Stunde ist noch nicht gekommen."

So fand sie Frau Ilse und auf ihr ängstlich besorgtes Fragen meinte Mutter Bernis, daß der Anfall nichts zu sagen habe: sie hätte sich gestern und heute in der Früh, beim Putzen und Ordnen der Stuben, besonders des Giebelzimmers, wohl ein wenig zu sehr angestrengt. Wenn Frau Didier am Abend heimkehre, würde Alles wieder gut und vorüber sein.

Mit dieser Versicherung beruhigte sich Ilse und verließ mit den Kleinen die alte Frau, um, von freudigster Hoffnung erfüllt, ihren wichtigen Gang nach Eichenhain anzutreten. Doch recht traurig kehrte sie am Abend zurück. Sie hatte nicht gefunden, was sie so sehnlichst zu finden hoffte. Nur ein alter Gärtner war in den Anlagen beschäftigt gewesen, die Wege in Ordnung zu bringen, und hatte auf Maltens höfliche Frage recht mürrisch geantwortet, daß die Herrschaften, weder der Herr Kommerzienrath noch Frau von Rambert, heute nicht herauskommen würden.

„Wir werden morgen wiederkehren," hatte Ilse gesagt und dann den Heimweg angetreten, wenn auch enttäuscht, noch nicht entmuthigt. Die arme Dulderin hatte ja gelernt, auf morgen zu hoffen!

Auch Frau von Rambert hatte an diesem Tage eine Enttäuschung erlebt und sich ebenfalls mit dem Gedanken, am folgenden Morgen glücklicher zu sein, vertröstet.

Von Eichenhain zurückgekehrt, war dem Portier Wenzel der Auftrag geworden, die verschleierte Frau, welche bis heran jeden Tag gleich geduldig wie vergeblich nach Margot gefragt, diesmal zurückzuhalten, und dann Frau von Rambert zu benachrichtigen. Doch vergebens hatte diese auf eine solche Botschaft ihres getreuen Wenzels gewartet, und als sie gegen Mittag, von Ungeduld geplagt, sich herabgelassen, selber in der Loge nachzufragen, war ihr die Antwort geworden, daß die Frau in Trauer heute zur Abwechslung nicht gekommen sei.

„So wird sie morgen kommen," hatte Margot gesagt und sich nicht weiter um diesen Zwischenfall gekümmert.

Doch auch an dem nun folgenden Morgen kam die Erwartete nicht — ebensowenig wie Ilse am Nachmittag den Vater in Eichenhain fand. Doch als am dritten Morgen Ilse noch immer nicht in der Loge des Portiers erschien, da steigerte sich die Unruhe Margots zu wirklicher Angst. Abermals klagte sie sich an, zu sorglos gewesen zu sein, sich in eine Sicherheit gewiegt zu haben, die sich immer mehr als trügerisch erweisen wollte und von den schlimmsten Folgen begleitet sein konnte. Wieder hatte sie den Portier zu sich kommen lassen und begann nun, ihn auszufragen über alles, was die

Frau bei ihrem verschiedenen Kommnen gesagt und gethan.

Doch Wenzel wusste wenig zu berichten, ihre Fragen waren die einfachsten und immer dieselben gewesen, wie die Antworten, welche sie empfangen, und still und traurig war sie davongegangen. Margot, sonst um Mittel und Wege nicht verlegen, ihre Absichten durchzuführen, war verstummt und schritt mit finstern Blicken, vergebens nach einem rettenden Gedanken suchend, in ihrem Salon hastig auf und ab. Da wagte Wenzel, der in unterwürfiger Haltung in der Nähe der Thür stand, doch mit überlegenem Lächeln seine Herrin anschaute, die Bemerkung, daß, wenn die gnädige Frau die Dame in Trauer wirklich zu sprechen verlange oder sprechen müsse und diese sich nicht mehr zeigen wolle, man ja zu ihr schicken könne, um sie anher zu citiren, wohl unter dem Vorwand, daß die gnädige Frau von Rambert ihr eine gute Nachricht mitzutheilen habe.

Margot hielt in ihrem Gange inne, schaute den Portier mit ihren blitzenden Augen an und sagte dann rasch:

„Ein solcher Köder wäre allerdings das sicherste Mittel, ihrer habhaft zu werden. Doch, wo sie finden?"

„In ihrem Gasthofe, wo sie abgestiegen ist," lautete die Antwort Wenzels.

„Ich habe nicht nach ihrer Wohnung gefragt," murmelte Margot, den Blick von dem Manne ab-

wendend, ingrimmig vor sich hin, „dachte nicht, daß es dessen bedürfen würde."

„Ich aber erlaubte mir, es zu thun," entgegnete der Portier mit einem schlauen Behagen. „Die Person erschien mir — verdächtig — als sie zum ersten Mal meine Loge betrat und ich dachte, daß man über sie nicht zu viel wissen könne!"

„Ah! das war gut und klug!"

„So erfuhr ich denn, unter dem Vorwande, sie der gnädigen Frau nicht allein melden, sondern sie mitsammt ihrem Anliegen auch recht warm empfehlen zu wollen, ihren Namen und ihre hiesige Adresse."

„Nun — und die lautet?" rief Margot hastig.

„Ihren Namen kennen die gnädige Frau — sie nennt sich Didier, heißt vielleicht auch so, vielleicht auch anders — und als ihre Adresse nannte sie mir den Gasthof ‚zum weißen Schwan!'"

Margot stieß einen lauten Freuderuf aus. Zugleich hatte sie in die Tasche ihres Kleides gegriffen und Wenzel eine wohlgefüllte Seidenbörse zuwerfend, die dieser geschickt, ohne dabei mit dem Körper die geringste Bewegung zu machen, auffing, sprach sie hastig:

„Da nimm! Steige in einen Fiacre, fahre nach dem ‚Schwan' und sage der Didier, daß sie sofort zu mir kommen solle, ich hätte ihr eine Mittheilung von größter Wichtigkeit zu machen. — Nun, was stehest Du noch da, warum bist Du noch nicht fort?"

„Und meine Loge?“ —

„Richtig, ich vergaß! Ich werde den Pierre herunterschicken, der mag statt Deiner das Haus bewachen. Doch beeile Dich, längstens in einer halben Stunde musst Du mit der Frau wieder hier sein. Ich erwarte sie in meinem Zimmer, wohin Du sie sofort, ohne anzumelden, führen wirst.“

Wenzel schnarrte sein gewohntes devotes „Sehr wohl, gnädige Frau!“ dann drückte er sich äußerst gewandt, ohne mehr als einen Schritt zu machen, zur Thür hinaus. Frau von Rambert klingelte, gab einige Befehle und setzte dann ihre Promenade durch den Salon fort.

„Es ist hohe Zeit, daß die Geschichte ein Ende nimmt,“ sprach sie leise vor sich hin. „Ich fühle mich matt, bin verwirrt und die alte Margot nicht mehr.“ Dann verstummten die Lippen, doch heftiger arbeitete ihr Hirn.

Die halbe Stunde verging — zu einer Ewigkeit war sie für Margot geworden — da erschien der Portier pünktlich wieder — doch allein.

„Und Frau Didier?“ herrschte Margot ihn an.

„Ist vor drei Tagen mit Sack und Pack, Kind und Kegel in Begleitung eines fremden Herrn abgereist.“

„Ah! und wohin?“

„Wohin? unbekannt. Die Fahrt ging nach der Eisenbahn.“

„Weiter hast Du nichts erfahren?“

„Kein Sterbenswort — denn man wusste nichts mehr.“

„Abgereist! — Sie ist abgereist!“ rief Margot tief aufathmend und dem Portier winkend, sich zu entfernen. „So wäre ich sie ja los und brauchte mich nicht mehr um sie zu bekümmern — mich nicht mehr zu ängstigen. Das wäre allerdings das beste und angenehmste. — Doch kann sie wiederkommen und wer weiß, was dann geschieht. — Nein, nein!“ rief sie plötzlich mit keuchendem Ton und ihre Augen blitzten in einem wilden Feuer auf. „Ich will nicht länger in einer solchen ewigen Aufregung, Angst und Sorge leben, es muß ein Ende werden und was ich längst erdacht, als Nothwendigkeit erkannt habe — soll geschehen!“

Fünftes Kapitel.

Van der Meulen & Comp.

Wir müssen nun zu Felix Volker und seiner Schwester Magda zurückkehren, die wir in Pignerol, ihre Heimreise antretend, verlassen haben.

Die Fahrt über den Mont Cenis war für die Genesende eine anstrengende gewesen und recht matt fühlte sie sich, als jenseits des Gebirgskammes die Eisenbahnwagen wieder bestiegen wurden. Doch wollte sie von einer Schonung, oder einem Unterbrechen der Reise, etwa mit einem Ruhetage in Chambéry, nichts hören. Es drängte sie fort, nach der Heimat, zu der Großmutter. Dafür versuchte Felix schüchtern, sie zu dem kleinen Umwege über Paris zu bestimmen; es würde ein Aufenthalt von kaum zwei Tagen sein und sie könne ihren Knaben umarmen und er sein gutes Weib wiedersehen und beruhigen. Doch Magda schüttelte traurig den Kopf. Sie betrachte es als Buße, den Anblick ihres Kindes jetzt noch entbehren zu müssen, meinte sie in Demuth; sie sei ohne die Verzeihung der Großmutter,

die allein ihre schwere Schuld ihr vergeben könne, dessen nicht würdig, und Felix verstummte. Auch könne und dürfe sie Paris niemals wiedersehen, und so bat sie den Bruder denn so dringend, ihr auch noch dies Opfer zu bringen, daß Felix von ihrem Flehen tief gerührt wurde. Er verstand sie und willigte in ihre Wünsche. „Es ist eine Verzögerung von einigen Tagen, auf die ich Ilse bereits in meinem letzten Briefe aufmerksam gemacht habe," sagte er sich, seine ängstliche Unruhe zu beschwichtigen suchend, „und von Rotterdam aus werde ich ihr wieder schreiben."

So fuhren sie den geraderen Weg der holländischen Handelsstadt zu: Ueber Genf, Basel und Straßburg führte sie die Eisenbahn nach Mainz, wo sie das Dampfboot bestiegen. Eine längere Fahrt mit der Bahn würde Magda nicht ertragen haben und so war es ein Glück für sie und Felix, daß sie auf eine solche bequeme Weise weiterziehen konnten. Dennoch machten sich die Folgen der großen und anstrengenden Reise bald geltend. Als sie am andern Nachmittage in Rotterdam angelangt waren, sah Felix sich genöthigt, einen Arzt rufen zu lassen, der Magda untersuchte, dann aber die Geschwister vollständig beruhigte. Nur betonte er, daß eine unmittelbare Fortsetzung der Reise schlimme Wirkungen haben könne und somit eine kurze Ruhe geboten wäre. Felix erschrak, doch Magda schaute ihn so bittend an, daß er den Rath des Arztes zu befolgen versprach. „Ich fühle leider nur zu gut,

daß er Recht hat," sagte sie zu Felix „denn ich bin zu Tode matt. Wäre dies nicht und stünde mein Leben auf dem Spiel, ich würde reisen." Felix beruhigte sie und während Magda sich auf ihr Lager ausstreckte, trat er mit dem werthvollen Vermächtniß Garats den Weg nach dem Komptoir des Hauses van der Meulen & Comp. an.

„Die Firma muß sich wieder gehoben haben," sagte er sich auf seinem Wege, in der Erinnerung sich die Einzelheiten jener Krisis vergegenwärtigend, die das Haus vor sechs Jahren durchzumachen gehabt hatte, soweit sie ihm bei seinen Arbeitern bekannt geworden waren. In ein Haus trat er ein, wie er glaubte, noch keines von gleicher einfacher Gediegenheit und wahrhaft blendender Sauberkeit gesehen zu haben. Nach Komptoirräumen wurde er gewiesen, wo Pult an Pult sich reihte, so glänzend, und doch in tüchtiger, solider Ausführung, daß die Komptoireinrichtung im Imhofschen Hause ihm einfach dagegen erscheinen wollte. Mit staunendem Blick überschaute er die große Menge der Arbeitenden und ein gewaltiger Respekt erfüllte ihn für den Mann, der das halb banquerotte Haus so gehoben hatte und jetzt an dessen Spitze stehen musste.

Auf seine Fragen nach Mynheer van der Meulen wurde er zu verschiedenen Herren gewiesen und erklärte hier nacheinander, daß eine Angelegenheit von größter Wichtigkeit ihn hierhergeführt habe, die er nur mit dem Chef des Hauses erledigen dürfe.

Während seiner Rede wurde er von dem Andern scharf gemustert, doch das Examen musste zu seinen Gunsten ausfallen, denn der Herr, eine ältere, ernste Persönlichkeit, erhob sich ohne ein Wort der Erwiderung von seinem Sitz und näherte sich einer Glasthür, die er ebenso schweigsam öffnete, und Felix nur durch einen Blick andeutend, einzutreten, überschritt dieser die Schwelle.

Er befand sich in einem großen, hellerleuchteten Zimmer, das sich in seiner Ausstattung in Nichts von den Komptoirräumen unterschied. Nur befand sich hier noch ein Sopha und ein langer Tisch, auf dem zahlreich entfaltete Briefe, sichtlich wohlgeordnet, und gewiß auch mit Randbemerkungen des Chefs versehen, neben einander lagen. An einem gewaltigen Schreibtisch, ebenfalls mit Briefen und Papier bedeckt, saß ein Herr emsig schreibend und dem Eintretenden den Rücken kehrend. Bei dem leisen Geräusch, welches das Oeffnen der Thür verursachte, machte sein Körper eine Bewegung, die Feder glitt noch einigemal über das Papier, dann wandte er sich auf seinem Drehsessel um — und Felix stand vor Herrn Hendrik de Voß.

Der Anblick des ihm wohlbekannten Mannes mit dem gelbfahlen Antlitz, den dunklen, stechenden Augen, den er hier als Chef des großen Hauses van der Meulen wiederfand, verwirrte Felix nicht wenig und erröthend musste er den Blick unwillkürlich senken. Konnte er doch keine Ahnung von dem haben, was während seiner Abwesenheit von sechs

Jahren in dem Geschäft des Kommerzienraths vorgefallen, wie Herr de Voß mit der ihm von Herrn Imhof als Eigenthum übergebenen großen Summe in das hiesige Geschäft eingetreten und nun dessen Haupt geworden war.

Sein plötzliches und gewiß unerwartes Erscheinen musste auf Herrn de Voß einen gleich überraschenden Eindruck gemacht haben. Doch dieser war ganz anderer Natur, denn seine Miene verfinsterte sich und sein Auge blickte drohend und mit Verachtung auf den in sichtlicher Verlegenheit vor ihm Stehenden. Zugleich herrschte er mit harter, befehlender Stimme Felix an:

„Was wollen Sie hier?"

Felix schrak zusammen und schaute auf; eine tiefe Röthe überflog sein ganzes Gesicht, doch diesmal war es eine solche des Zornes. Doch hatte der Ton dieser barschen, verletzenden Anrede ihn auch förmlich betäubt und er vermochte im ersten Augenblick nicht die richtige Antwort zu finden. Da fuhr Herr de Voß, der kalt wie Eis geblieben war und das Auge nicht von Felix abgekehrt hatte, in früherer Weise fort:

„Sie dachten wohl nicht, gerade mich hier zu finden! Nochmals — Was wollen Sie bei mir?"

Jetzt hatte Felix sich gefasst. Ein edler Zorn erfüllte ihn, denn, wenn er auch fühlte, daß de Voß sein Feind sein konnte, so hätte er doch nimmer von einem gebildeten Mann einen solchen brutalen, entwürdigenden Empfang erwartet. Hoch

hob er den Kopf, sein Auge blitzte auf, und dem finstern Blick des Andern voll und ohne ein Zucken der Wimpern begegnend, antwortete er so ruhig als ihm dies nur möglich wurde:

„Ich habe allerdings nicht erwartet, Sie als Chef des Hauses van der Meulen zu finden, doch noch viel weniger von diesem einen Empfang, wie man ihn nicht dem Geringsten seiner Untergebenen, geschweige denn einem Fremden zu Theil werden läſſt. Sollte es Herrn de Voß widerstreben, mit mir zu verkehren, so ersuche ich, einen Bevollmächtigten zu bezeichnen, geeignet, die Angelegenheit, welche allein mich aus Italien nach Rotterdam geführt, mit mir zu erledigen, und wünsche ich, daß dies sobald als möglich geschieht, damit ich meine Reise fortsetzen kann."

Diese, mit einer stolzen, wenn auch erzwungenen Ruhe gegebene Antwort imponirte dem gewiegten Kaufmann zwar nicht, doch war sie im Stande gewesen, ihn etwas zu besänftigen. Mit einem Anflug von Geringschätzung warf er leicht die Worte hin:

„Was können Sie von mir, von dem Hause van der Meulen wollen?"

Noch stolzer und bestimmter denn vorhin entgegnete Felix:

„Ich ersuche Sie dringend, jede weitere derartige Bemerkung zu unterlassen, die mich nur verletzen kann, und dafür mich an Ihren Stellvertreter zu weisen. Dann werden Sie erfahren, was mich hierhergeführt und was ich von Ihnen will."

Jetzt war es an Herrn de Voß, zu staunen, und er betrachtete nun Volker aufmerksamer und mit einem ganz andern Blick. Der Eindruck von dessen Persönlichkeit, die edle Entrüstung, welche ihn erfüllte und ungehindert sich kundgab, der offene Blick, welcher das prüfende Auge des Herrn des Orts herauszufordern schien, verfehlten ihre Wirkung nicht und nach einer kleinen Pause sagte de Voß ruhig, sogar höflich:

„Reden Sie, ich will Sie hören! — Nehmen Sie Platz!"

Die einladende Bewegung des Andern abweisend, entgegnete Felix kurz:

„Ich danke Ihnen. Was mir hier zu thun obliegt, wird bald erledigt sein."

Zugleich griff die Hand in die Brusttasche seines Rockes, das werthvolle Packet hervorzulangen. während Herr de Voß durch die Handlungsweise Volkers, sich jetzt wohl selber verlegen fühlend, von seinem Drehsessel sich erhob, um ebenfalls stehend die angekündigte Mittheilung entgegenzunehmen. Felix fuhr in kaltem, geschäftlichem Ton fort:

„Durch eine eigenthümliche Verkettung von Umständen — würde ich Zufall sagen, so wäre diese Bezeichnung nicht ganz richtig — fand ich in Pignerol bei Turin jenen früheren Buchhalter des Imhof'schen Hauses, Garat genannt, den ich aus den von Ihnen meinem damaligen Hause gesandten Papieren, die ich zu übersetzen und zu ordnen hatte, als denselben Sylveira kennen lernte, der die van

der Meulen'sche Firma in Barcelona um eine so bedeutende Summe brachte."

Herr de Voß vermochte nicht einen Ruf größten Erstaunens zurückzuhalten, doch sagte er weiter nichts als: „Fahren Sie fort!"

„Ich fand Gelegenheit, dem Manne ins Gewissen zu reden, und mir ward die Genugthuung, Worte wahrer Reue über seine begangenen Vergehen zu vernehmen."

„Dies thaten Sie?! — So haben Sie den Verbrecher auch wohl dem Richter überliefert?" rief de Voß, dessen Erstaunen immer mehr wuchs.

„Nein!" entgegnete Felix ruhig.

„A—ah!" klang es langgedehnt. „Ich verstehe!"

„Ich aber verstehe Ihre Worte nicht," entgegnete Felix mit erhöhter Stimme und den Andern mit zürnenden Blicken messend, „und werde am Schluß unserer Unterredung mir von Ihnen eine Erklärung darüber erbitten! — Ich denuncirte den Garat-Sylveira nicht, aus dem einzigen Grunde — weil er sich selber richtete und sein Urtheil von einem höheren Richter zu erwarten hatte. Ich glaube, Ihnen doch mitgetheilt zu haben, daß er seine Unthaten bereute!"

„Verzeihen Sie," sagte de Voß kleinlaut „und kommen Sie zu Ende."

„Bevor Garat, oder Sylveira, seinem elenden Leben durch eine Kugel ein Ende machte, und wäh-

rend einer letzten Unterredung mit ihm, deren Natur ich glaube Ihnen angedeutet zu haben — übergab er mir das Packet hier mit der dringenden Bitte, es dem Hause van der Meulen einzuhändigen. Sie finde ich als Chef des Hauses und entledige mich hiermit des Auftrages eines bereuenden Verbrechers — eines Sterbenben. — Nehmen Sie!"

Mit diesen Worten hatte er das dicke versiegelte Leinwand-Couvert Herrn de Voß hingereicht, das dieser anfangs zögerte zu berühren.

„Wissen Sie, was es enthält?" fragte er mit einer unbehaglichen Grimasse.

„Einige Zeilen des Unglücklichen und achtmalhunderttausend Francs; vor meinen Augen hat er die acht Päckchen Banknoten in das Couvert gesteckt und dieses dann versiegelt."

„Acht — achtmalhunderttausend Francs?!" rief de Voß mit einem Ton des Erstaunens, als ob er außer Stande sei, das Gehörte zu fassen, jetzt erst das inhaltschwere Couvert an sich nehmend. „Und Sie — Sie bringen mir eine solche kolossale Summe?!"

„Zu diesem Zwecke machte ich auf der Reise von Turin nach meiner Heimat mit meiner kranken Schwester den Umweg über Rotterdam — oder Sie müssten denn kein Recht haben, es entgegen zu nehmen," entgegnete Felix, sich mit Zorn und Verachtung von dem Manne wendend, aus dessen Munde er nur tödtliche Beleidigungen zu hören vermeinte.

Herr de Voß war an seinen Schreibtisch getreten, hier hatte er das Couvert genau betrachtet und die beiden Siegel unverletzt gefunden. Nun nahm er eine Scheere, schnitt vorsichtig den oberen Rand des Couverts weg und holte nach und nach den Inhalt hervor. Die Päckchen zählte er, es waren ihrer acht, ein jedes als hundert Tausend Francs-Billets enthaltend bezeichnet. Nun erst entfaltete er das beiliegende Papier und las die wenigen Zeilen, welche es enthielt. Eine ganze Weile blieb er vor dem Schreibtische stehen, den Kopf in die Hand gestützt und den Blick wohl unabsichtlich auf den Haufen Banknoten gerichtet, der da vor ihm lag. Was ihm da geschehen, dünkte ihm in mehr als einer Hinsicht unfassbar, fast unglaublich. Daß Sylveira, jener raffinirte Verbrecher, eine solche Summe, die den seinem Hause geraubten Betrag weit überstieg, freiwillig zurückgab, daß er seine Vergehen bereut haben sollte, war schon mehr als genug, um angestaunt, unbegreiflich gefunden zu werden. Daß aber ein Mann wie Volker, der sich ein ähnliches Vergehen hatte zu Schulden kommen lassen, für das er, de Voß, Beweise in Händen gehabt, daß dieser einen solchen kolossalen Betrag, den er hätte behalten können, ohne Furcht, je im Leben darüber zur Rechenschaft gezogen zu werden, getreulich überbrachte, dies musste dem kalten, berechnenden Verstand des Kaufmannes ein Räthsel dünken, das er vergebens sich abmühte zu lösen. Er gab es endlich auf und den Brief Garats

zur Hand nehmend, sprach er wieder geschäftsmäßig zu Volker:

„Der Inhalt des Couverts stimmt mit den Angaben des Briefes, doch der Betrag übersteigt, so viel ich mich zu entsinnen vermag, bei Weitem die — Veruntreuung des Garat, oder Sylveira, selbst wenn wir die Zinsen hinzurechnen wollten. Kennen Sie den sonstigen Inhalt des Briefes?"

„Ich glaube zu wissen, daß er eine Verfügung über den etwaigen Rest jener Summe enthält, doch Näheres ist mir nicht bekannt geworden."

„Ganz richtig," entgegnete de Voß kalt. „In dem Briefe spricht der Verstorbene noch — von Ihrer Schwester, der er nahe gestanden habe, und verfügt über den Rest der vorliegenden Summe zu deren Gunsten. Ich werde sofort eine einfache Aufstellung unseres Guthabens anfertigen lassen, ohne irgend einen Schadenersatz, oder Zinsen in Anrechnung zu bringen, und können Sie dann den Restbetrag gegen Quittung der Empfängerin an unserer Kasse erheben."

„Sie sind sehr gütig," antwortete Felix nicht ohne einen Anflug bitteren Spottes, hinter dem er seinen kochenden Zorn zu verbergen suchte. „Doch bitte ich Sie, sich eine solche Mühe gar nicht zu geben, meine Schwester verzichtet auf diese Nachlassenschaft vollständig und wäre dies etwa nicht der Fall, so würde ich, ihr Bruder, unter keiner Bedingung meine Einwilligung dazu geben."

„Sie setzen mich in neues Erstaunen! Die

Restsumme wird mehrere hunderttausend Francs betragen!"

„Und wären es Millionen," rief Felix mit einem stolzen Grimm, „so ist und bleibt es Sündengeld, mit dem ich nie und nimmer meine Finger besudeln möchte. — Weisen Sie es den Armen zu!"

Jetzt stierte Herr de Voß den mit blitzenden Augen, Zorn und Entrüstung in den Mienen vor ihm stehenden Volker an. Das war nicht die Sprache eines Schuldigen, eines Mannes, der seine Hand nach fremdem Gute ausgestreckt hatte. Er suchte noch nach Worten, als Felix bereits wieder zu reden fortfuhr.

„Und nun, Herr Hendrik de Voß," sprach er mit einer gewaltsam erzwungenen Ruhe, die dem Sturm vor dem Gewitter glich, „da die geschäftliche Angelegenheit, welche mich hierhergeführt, zu Ende ist — zu Ende sein muß, so verlangt es mich auch, unsere persönlichen Differenzen zu erledigen, was Sie gewiß natürlich finden, als eine Nothwendigkeit anerkennen werden. Somit ersuche ich Sie denn, mir unumwunden zu sagen, woraus Sie das Recht ableiteten, mich mit jedem Ihrer Worte tödtlich zu beleidigen. Ich kann mir nicht denken, daß die Ursache darin liegt, das einstens eine junge Dame mich Ihnen vorzog. Wäre dies der Fall, so würde ein Mann von Bildung und Ehre andere Waffen gefunden haben, seinen Haß an mir auszulassen, als Beschimpfungen, einem Wehrlosen gegenüber."

„Halten Sie ein!“ rief de Voß, der erdfahl geworden war. Seine kalte Ruhe hatte endlich einer ungewohnten Aufregung weichen müssen und mit vor Zorn bebenden Lippen fuhr er fort: „Die rechte Antwort soll Ihnen werden, die Sie jetzt doppelt verdient haben. Daß jene junge Dame, trotzdem sie von ihrem Vater mir bestimmt war, Ihnen den Vorzug gab, musste ich geschehen lassen, da ich es nicht zu hindern vermochte, und der vollzogenen Thatsache fügte ich mich. Ich achte sie heute noch zu hoch, um nur mit einem Gedanken gegen ihren Willen anzukämpfen. Was ich aber bedaure, was mich mit Bitterkeit und tiefem Weh erfüllt, ist die Gewissheit, daß sie sich einem Unwürdigen hingegeben, einem Manne, der unter der Anklage eines doppelten Diebstahls steht, wofür der unumstößliche Beweis beigebracht wurde.“

Diese Worte wirkten betäubend, vernichtend. Volker hatte aufschreien, sich auf de Voß stürzen wollen, doch er vermochte keinen Ton hervorzubringen, kein Glied zu rühren, sein ganzer Körper war wie gelähmt. Die Anklage war eine zu unerwartete, ungeheuerliche gewesen und musste ihn wie ein Keulenschlag aus einem Hinterhalt treffen. Vor seinen Augen wurde es Nacht und seine ganze Gestalt wankte, als ob sie im nächsten Augenblick hätte zusammenbrechen wollen. Da wandelte der Zorn seines Gegners sich in Mitleid und wiederum sprach in ihm eine Stimme: Der Mann kann nicht schuldig sein! De Voß sprang auf Volker zu,

stützte ihn und ließ ihn dann auf einen Stuhl nieder, während der also Angeklagte langsam die Sprache wiederfand und keuchend die Worte hervorstieß:

„Ich hätte einen doppelten — Diebstahl begangen? — wofür man Beweise — unumstößliche Beweise in Händen hält? — Nehmen Sie diese entsetzlichen Worte zurück — wenn nicht ein Unglück geschehen soll! — Oder nennen Sie mir Ihre Beweise."

„Beruhigen Sie sich," sprach de Voß mit merklicher Theilnahme, „und werde auch ich dann ruhig und offen mit Ihnen reden, Ihnen mittheilen, was Sie wirklich nicht zu wissen scheinen. Vorerst will ich gern gestehen, daß es mir nach allen dem, was ich hier mit Ihnen erlebte, schwer wird, die Anklage gegen Sie, an die ich fest geglaubt, die mich zu dem schroffen Empfang Ihnen gegenüber gezwungen, aufrecht zu halten. Ich schwanke und zweifle und würde dem Himmel danken, wenn Sie im Stande wären, mir die Räthsel Ihres Lebens zu lösen."

Diese Worte, eine wirkliche Theilnahme kundend, besänftigten den Aufgeregten. Er blickte zu de Voß auf und sprach mit einem feierlichen Ernst:

„So sagen Sie mir Alles, verhehlen Sie mir nichts und ich werde Ihnen antworten, so wahr und offen, als ob ich vor Gott stände. Mein Gewissen ist rein von der furchtbaren Schuld, deren Sie mich zeihen — ich schwöre es Ihnen! — wenn

ich auch einer andern Sünde, an einem alten Manne begangen, mich anzuklagen habe."

„Setzen Sie sich zu mir und hören Sie mich ruhig an." So begann Herr de Voß, Volker jetzt zu dem Sopha geleitend und sich dort ihm gegenüber niederlassend. „Bevor Sie das Haus des Herrn Imhof und die Stadt verließen, geschahen im Kabinet des Kommerzienraths zwei geheimnißvolle Diebstähle. Man hatte Sie im Verdacht — ich darf nicht anstehen es Ihnen ins Gedächtniß zurückzurufen — den ersten begangen zu haben; in meinem Beisein wurden Sie darüber zur Rede gestellt und ich gestehe es Ihnen gerne, daß ich mich freute, als es Ihnen gelang, die Grundlosigkeit des Verdachts darzuthun."

„O, nur zu gut erinnere ich mich jenes entsetzlichen Morgens," flüsterte Felix sinnend vor sich hin. „Es war bis dahin der unseligste Tag meines Lebens gewesen — doch mit ihm begann auch mein Glück! — Reden Sie weiter, ich bitte Sie!"

„Nun, am Tage nach Ihrer Flucht entdeckte Herr Kommerzienrath Imhof einen ähnlichen Diebstahl in seinem Bureau. Hatte man das erste Mal nur die klingende Münze genommen, so waren nun auch die Werthscheine, das Papiergeld verschwunden; zweitausend Thaler in zwanzig einzelnen Hundert-Thalerscheinen."

„Zweitausend Thaler — in zwanzig einzelnen Hundert-Thalerscheinen?!" wiederholte Felix, während seine Augen weit sich öffneten, Herrn de Voß

anstierten und zugleich eine Leichenfarbe sein Antlitz zu bedecken begann.

De Voß bemerkte dies wohl und weit ernster als bisher fuhr er fort:

„Doch spurlos sollten diese Scheine nicht verschwunden sein; schon am folgenden Tage überbrachte man Herrn Kommerzienrath Imhof einen der Hundert-Thalerscheine, ich erkannte ihn nur zu gut wieder, denn sämmtliche zwanzig Nummern waren von ihm notirt worden. Und Derjenige, welcher diesen verhängnißvollen, zum Verräther des Diebes gewordenen Schein im Besitz gehabt, in der Nacht vorher auf dem Bureau der Londoner Dampfschiffe gewechselt hatte — waren Sie!“

„Herr Du mein Gott — entsetzlicher Irrthum — oder ein Bubenstück sonder Gleichen, das mich wahnsinnig machen könnte, müsste ich daran glauben!“ kreischte Volker auf, von seinem Sitz emporspringend. Vor de Voß stellte er sich hin und sprach in heftiger Weise weiter. „Am Abend meiner Flucht empfing ich von Frau von Rambert für die Reise nach England und zur Bestreitung der Kosten des dortigen Aufenthalts, behufs unserer Verheirathung, zweitausend Thaler, in zwanzig einzelnen Hundert-Thalerscheinen, von denen ich einen für die Billets nach London in jenem Bureau wechseln musste.“

„Von Frau von Rambert empfingen Sie die Scheine — zwanzig Stück?“ stieß Herr de Voß hervor.

„Von ihr, Ilse, meine Gattin wird es bezeugen

können! Frau von Rambert war es," fuhr Volker fort, „die unsere Flucht nicht allein vorbereitet, sondern unvermeidlich gemacht hatte; sie war es, deren Anordnungen Ilse in der Nacht in meine Arme führten, die mir die Schlüssel gegeben, die Thür jenes öden Hintergebäudes zu öffnen, durch die wir geflohen, wie sie es gewesen, die uns von allem Anfang an zusammengeführt und der allein wir unser Glück zu verdanken glaubten!"

„Und Ihre Schande!" ergänzte de Voß mit leiser Stimme die inhaltsschweren Worte.

Dann erhob auch er sich, schaute Volker lange und theilnehmend an, reichte ihm die Hand und sprach dann zu dem, in erwartungsvoller Spannung vor ihm Stehenden in feierlicher Weise:

„Ich habe Ihnen Unrecht gethan und bitte es Ihnen ab, im Geiste hielt ich Sie für schuldig und überführt, und dies mag Ihnen mein Handeln erklären und rechtfertigen. Sie sind das Opfer einer schändlichen, verbrecherischen Intrigue geworden, die eine weit tiefere Bedeutung hat als Sie nur zu erdenken vermögen. Jene Frau, die ich immer gefürchtet und — warum es verschweigen? — gehasst habe, in der ich stets den bösen Dämon des Imhof'schen Hauses ahnte, sie hat sich mir durch Ihre schlichten Worte, denen ich vollen Glauben schenken muß, in einer Schrecklichkeit enthüllt, wie ich sie nimmer für möglich gehalten hätte. Zorn und Abscheu erfüllen mich und zugleich tiefes Mitleid mit Ihnen — und Ihrer Gattin, den Opfern

der Entsetzlichen. Erzählen Sie mir was Ihnen widerfahren; wie Ihr Verhältniß zu Fräulein Imhof sich entwickelte und weshalb Sie niemals auch nur einen Schritt gethan, sich mit dem armen alten Manne, der bei all' seinem Reichthum so arm und beklagenswerth ist, auszusöhnen."

„O, wie oft haben wir an ihn geschrieben, ihn um seine Verzeihung angefleht, zuletzt noch als unser Kind, unsere kleine Jeanne, geboren wurde — doch auf das Geheiß der Frau von Rambert immer nur durch ihren Mund zu ihm geredet."

„Die Schändliche!" knirschte de Voß. „Nie hat der alte einsame Mann ein Lebenszeichen von Ihnen erhalten. Fahren Sie fort, theilen Sie mir Alles mit, auf daß mein Urtheil sich befestigen und ich für Sie — mit Ihnen handeln kann. Reden Sie frei und ohne Rückhalt, mit dem Gedanken, daß Sie zu einem Freunde sprächen!"

Volker begann nun sein ganzes Liebesleben zu berichten, nichts verschwieg er, auch nicht die Schuld der Schwester, die bereuend zur Großmutter heimkehrte, und als er endlich zum Schluß gekommen, da ergriff de Voß nochmals seine Hand; das sonst so kalte und finstere Gesicht lächelte und in freundlicher, gewinnender Weise sagte er:

„Sie sind ein wackerer edler Mensch, Volker, und verdienen den seltenen Schatz, der Ihnen in der Tochter meines väterlichen Freundes geworden ist. Ich gönne sie Ihnen — wenn ich Sie auch noch immer darum beneiden muß. Doch nun

hören Sie, was ich beschlossen habe! Ich reise mit Ihnen nach Hause, Ihr Fürsprecher bei dem Vater zu sein, und meinem Zeugniß, das ich für Sie ablegen werde, wird er glauben. Jenes entsetzliche Weib werde ich zur Rechenschaft ziehen und für immer unschädlich machen. Dies gelobe ich Ihnen als Entgelt für den unverdienten Empfang, den ich glaubte Ihnen bieten zu müssen; dies gelobe ich bei der Verehrung und Dankbarkeit, die ich für Herrn Imhof, Ihren Vater, empfinde. Ihn werde ich erlösen aus dem Bann, in dem jenes Weib ihn gefangen hält und ihm dafür in seinen Kindern Frieden und ein neues Glück zuführen, die den Abend seines Lebens verklären sollen."

„Dank Ihnen für diesen Trost, für diese Freude!" jauchzte Felix wie neubelebt auf, dem gewonnenen Gönner und Freunde innig die Hand drückend.

„Ich erfülle nur meine Pflicht," entgegnete de Voß, den Dank eines übervollen Herzens bescheiden ablehnend. „Doch nun bitte ich Sie eine kleine Erfrischung anzunehmen, so gut ein einsamer Junggeselle, der vor lauter Geschäften noch keine Zeit gefunden, sich nach einer Hausfrau umzusehen, sie anbieten kann. Eine kleine derartige Erholung dürfte nach unseren aufregenden Verhandlungen sogar eine Nothwendigkeit sein, ich meinestheils empfinde dies. Auch können wir dabei uns noch über Mancherlei näher aussprechen. Treten Sie gefälligst hier in meine Junggesellen-Wohnstube

ein, in wenigen Augenblicken werde ich bei Ihnen sein."

Mit einer solchen ungezwungenen Freundlichkeit hatte der sonst so ernste Kaufherr geredet, daß Felix ordentlich verwirrt worden war. Doch nahm er diese Wandlung seines bisherigen Gegners als eine neue Gabe seiner freundlichen Schicksalsgöttin hin und freute sich ohne Nebengedanken ihrer. De Voß hatte eine Thür geöffnet und Felix war in einen Raum eingetreten, dessen ganze Ausstattung aus fernen Ländern herbeigeholt worden war und ihm deshalb fremdartig und doch auch wieder recht einladend dünkte. Auffallend war die peinliche Ordnung, welche in diesem Junggesellen-Zimmer herrschte, keiner der vielen Gegenstände schien durch Zufall einen Platz einzunehmen, sondern sich dort zu befinden, wo er eben stehen oder liegen sollte. In Allem, was Felix sah, bekundete sich die ernste Richtung und auch der Reichthum des Mannes, dessen Gast er nun war. Da Bücher und Zeitungen wohlgeordnet umherstanden und lagen, die Möbel zum Ausruhen einzuladen schienen, so ergriff Felix irgend ein Blatt, und setzte sich, um lesend die Rückkehr des Hausherrn zu erwarten.

Herr de Voß hatte eine kleine Glocke berührt und ein Komptoirdiener erschien. Mit kurzen Worten und in der früheren ruhig-ernsten Weise gab er dem Manne einige Befehle, worauf dieser sich entfernte, um bald darauf zwei ältere Herren in das Kabinet des Chefs des Hauses einzulassen.

„Zählen Sie gefälligst die Bankscheine nach — achtmalhunderttausend Francs, und bergen Sie dieselben vor der Hand in der Kasse," sprach er zu einem der Herren, welcher sich sofort mit den Bankbillets zu beschäftigen begann. Der andere Herr erhielt einen weiteren auf das Geld bezüglichen Auftrag und wurde dann angewiesen, das Verlustkonto des Barcelonaer-Hauses nachzusehen und dieses, nebst allen darauf bezüglichen Akten und Papieren hierher in das Kabinet zu bringen.

Nach einer Weile waren diese und andere geschäftliche Angelegenheiten erledigt und Herr de Voß verfügte sich in das Nebenzimmer zu seinem Gaste.

Dort hatte ein Diener den Tisch mit feinen Weinen und Liqueuren in kunstvollen Kabarets, mit allerlei Backwerk in zierlichen japanesischen Kästchen und mit Cigarren aller Art bestellt, und zwei bequeme Sessel herbeigeschoben. De Voß setzte sich, lud Felix ein zu wählen, sich zu bedienen, und ihm mit gutem Beispiel vorangehend, schenkte er sich selber ein Gläschen Liqueur ein, zündete sich eine Cigarre an und streckte sich so behaglich als möglich in seinem Sessel aus. Er schien überhaupt ein Anderer geworden zu sein und behandelte Felix nicht wie einen Mann, den er früher kaum beachtet, mit dem er heute nur eine Stunde verkehrt hatte, sondern wie einen langjährigen erprobten Freund — mehr noch! wie Seinesgleichen. Sein scharfer Blick hatte sicher die hervorragenden

Eigenschaften erkannt, die Talente, welche in Jenem schlummern mochten, zu entdecken geglaubt und nun wandte er sich der Zukunft zu. Er sah Volker bereits als Erben, und was noch mehr war, als würdigen Erben der Millionen des alten Imhofs, und ein solcher konnte als Freund dem Großkaufmann nur willkommen sein. Im Verlauf des recht lebendig sich entwickelnden Gesprächs sagte Herr de Voß noch mit eigenthümlicher Betonung:

„Es ist mir sehr erfreulich, daß ich bei unserm Unternehmen Gelegenheit haben werde, noch einer andern Person zu ihrem Recht zu verhelfen. Es ist die ehemalige Erzieherin Ihrer Frau Gemahlin, Fräulein Lucie Bontemps. Auch sie musste schwer durch Frau von Rambert leiden, die sie anklagte, Ihre Liebe begünstigt und die Flucht ermöglicht zu haben."

„Verleumdung!" konnte Felix sich nicht enthalten, entrüstet zu rufen. „Ich habe mit Fräulein Bontemps nur einmal in meinem Leben in einer Soirée des Kommerzienraths und da auch nur wenige Worte geredet."

„Ihr lud Frau Margot die ganze Schuld auf und unterstützte ihre Anklage in geschickter und glaubwürdiger Weise, daß Herr Imhof dadurch vollständig getäuscht wurde. Fräulein Bontemps musste ungehört das Haus verlassen. Es that mir dies um so mehr leid, als ich es bei meiner Rückkehr erfuhr, da jene Dame stets meine Sympathie besessen hatte; ihr ruhiger ernster Charakter

harmonirte auffallend mit dem meinigen und hätte ich nur mein Herz fragen wollen, so würde ich — verzeihen Sie mir meine Offenheit! — Lucie Fräulein Ilse vorgezogen haben. Doch nun musste ich sie aufgeben, denn die schlaue Sünderin Margot wusste mich ebenso gut von der Schuld der Bontemps zu überzeugen, wie den alten Herrn. Jetzt freue ich mich, sie wiederzusehen, ihr Abbitte leisten zu dürfen und ihr für all' das unverdient ausgestandene Weh Genugthuung verschaffen zu können. Und solche soll ihr werden!"

Mit bewegter Stimme und die Hand, gleichsam als Betheuerung seiner Worte, auf die Brust legend, hatte er seine Rede geschlossen, die Felix wie das schwerwiegende Bekenntniß eines Mannesherzens dünken wollte, wenn er sich dabei auch das frühere Verhalten de Voß', seine schnelle Verurtheilung der Bontemps nicht zu erklären vermochte.

Noch eine Weile plauderten Beide recht vertraut und freundschaftlich zusammen und als die Cigarren zu Ende geraucht waren, erhoben sie sich, um nach dem Hotel, wo Magda des Bruders harrte, zu gehen.

Felix fand die Schwester aus dem Bette, doch noch immer matt und angegriffen. Sie erklärte indessen morgen reisen zu können. Den Abend benutzte Felix, um neue angenehme Botschaft an Ilse zu senden, die jedoch ebensowenig wie seine früheren Briefe die Gattin erreichen sollte.

Doch auch am andern Tage wurde die Reise

nicht möglich. Herr de Voß hatte noch Dringendes zu erledigen und der Arzt erklärte dies, in Bezug auf die Genesende, für ein wahres Glück. Die andauernde Ruhe wirkte auch sichtlich wohlthätig auf Magda und am folgenden Morgen stand der Fahrt kein Hinderniß mehr im Wege. Zwar meinte der Arzt, daß die noch zurückzulegende große Strecke nicht in einem Tage abgethan werden dürfe und Felix versprach ihm, im Falle es nöthig sein sollte, noch eine Einkehr halten zu wollen. So kam es denn, daß die Geschwister in Begleitung des Herrn de Voß, erst am dritten Tage nach ihrer Ankunft in Rotterdam, die Weiterreise in die Heimat antraten, wo sich mittlerweile Vorfälle ereignet hatten, wie beide nimmer im Stande gewesen wären sie auch nur zu ahnen.

Sechstes Kapitel.

Margots Hofgesinde. — Ein entscheidender Angriff.

Nach ihrer ergebnißlosen Unterredung mit dem Portier hatte Frau von Rambert langsam und immer mit ihren finstern Gedanken beschäftigt, die erste Etage erstiegen, in der das Schlafzimmer ihres Onkels lag. Hier saß der alte Mann, welcher in der Hand des energischen Weibes zu dessen willenlosem Werkzeug geworden war, den ganzen Tag und größtentheils allein. Er wollte nicht einmal sein Schlafzimmer mehr verlassen nnd an Nichts schien er Freude zu finden. Seit Margot ihn nach jenem schönen Nachmittage auf Eichenhain nicht wieder dorthin zurückgeführt, unter dem Vorwande, daß seine kostbare Gesundheit dies dringend verlange und von dem Arzt unterstützt, ihn förmlich in die erste Etage eingesperrt hatte, war es, als ob alle Lebensfreude und Hoffnung von ihm gewichen wäre. Er ließ Alles gewähren, kaum noch versuchend, mit einem Wort gegen Anordnungen, die ihm unan-

genehm waren, anzukämpfen; er war in der That krank geworden an Körper und Geist und geschah dem armen Manne kein Wunder, so musste er unterliegen. Die einzige Waffe, mit welcher er dem tückischen Feind seines Daseins entgegentreten konnte, war die stille Sehnsucht nach seinem Kinde und sogar diese kehrte sich gegen ihn. Darum konnte er auch stundenlang in seinem Sessel sitzen, unbeweglich und ohne ein Wort zu reden. Er dachte an Ilse, an das kleine herzige Mädchen, das seinem Kinde geglichen, dessen Mutter Ilse heiße und sein Sehnen wollte ihm das Herz verzehren. Am andern Tage hätte er die Mutter sehen können, doch man führte ihn nicht mehr hinaus. Wer weiß, wozu es gut war, sagte er sich oft. Ich hätte eine fremde Frau gesehen, und nun kann ich meine Träume weiterspinnen! Jetzt fiel er erst recht in ein tiefes Insichversenken. Er malte sich das Wiedersehen mit Ilse aus, wie sie zu ihm zurückkehre, das kleine, hübsche Mädchen als ihr Töchterchen an der Hand und wie beide den Großvater unter Thränen mit ihren Küssen halberstickten. Und aus den Thränen, die Mutter und Kind weinten, entsprossen Freudenblumen, deren Blüthen und Kelche bis hoch hinauf in den von einem sonnigen Glanze durchstrahlten Himmel wuchsen, sich über den Glücklichen zu einer bunten Blüthenkrone wölbten, um ihr schönes, wiedergewonnenes Lebensglück zu verklären und zu schirmen.

Ueber solchen Bildern schlief der alte Mann

ein und träumte nun wirklich sein schönes Märchen weiter, das ihm gewiß eine der guten Feen, mit denen er stets so gerne verkehrte, seiner Seele als Trost und stille Freude zugeführt hatte.

Dieses stundenlange wache und wirkliche Träumen konnte der Umgebung des Herrn Imhof nur hoch erwünscht sein. Margot hatte bald gefunden, daß solche Stunden, wo der alte Mann, ihrer Ansicht nach, in einen fast thierischen Stumpfsinn verfiel, regelmäßig wiederkehrten und sie benutzte dieselben zu Ausfahrten, um aufzuathmen in den Atlaskissen ihrer Equipage, doch für wenige Augenblicke ihr armseliges Leben zu genießen. Die Dienerschaft dachte ebenso, nur machten sich deren Gelüste nach Freiheit und Vergnügen in ganz anderer Weise geltend. „Hat der Wenzel das Recht, seine Schränke mit dem Besten aus dem Keller zu füllen, so haben wir es auch, und die Küche noch dazu!" So sagten sich Kutscher und Lakaien, Koch und Köchin, Kammer- und Stubenmädchen — und besonders Frau Susanne Habicht, die officielle Wärterin des kranken Herrn Kommerzienraths. Und die Herrschaften des Stalles, der Küche und der Vorzimmer sagten nicht allein so, sondern handelten auch streng, sogar überstreng nach ihren Worten.

Der alte Gottfried, der langjährige, treue Kammerdiener des Herrn Imhof, war schon seit einigen Monaten erkrankt. Als es Margot nicht gelingen wollte, ihn aus dem Hause zu schaffen, da bürdete sie ihm nach und nach eine solche Menge

Arbeiten auf, strengte ihn Tag und Nacht derart an, daß der alte, ohnehin schon gebrechliche Mann vollständig mürbe wurde. Alles dies geschah unter dem Vorwande der nothwendigen Pflege des Herrn Kommerzienraths und bei diesem Losungswort wäre der treue Diener, ohne eine Silbe zu verlieren, in den Tod gegangen. Dies dauerte so lange, als der Hausarzt, Medizinalrath Dr. Wenkheim, lebte. Ein Schlagfluß raffte den sonst noch rüstigen Mann binnen wenigen Stunden hinweg und unter der Herrschaft seines Nachfolgers, einer von Frau von Rambert gewählten Persönlichkeit, begann für Herrn und Diener die schlimme Zeit. Doktor Rosembeau, der neue Arzt des Imhof'schen Hauses und Schützling Margots, war just in der Mode und ein ganz besonderer Liebling der Damen. Jung, stattlich und gewandt, eine männliche Schönheit, stets in gediegener und dabei tadellos-eleganter Tracht sich präsentirend, mit den besten Manieren größte Gewandheit verbindend, war er liebenswürdig und Lebemann, wo er es ohne Fährniß sein durfte, ernst, sogar strenge, wo es die Lage und der Augenblick erforderten. Als Devise mußte er das: „Was den Damen gefällt", gewählt haben, denn ihre geheimsten Wünsche errieth er beim geringsten Anlaß und machte sie zu seinen eigenen, um sie sofort in Form von wichtigen Anordnungen zu verwirklichen. Aus Mephisto's Lehre hatte er bestimmt mehr praktischen Gewinn gezogen als aus den Vorlesungen der Herren Professoren und

selbst seine Schwächen wusste er als Vorzüge geltend zu machen. Oft saß er minutenlang vor einem seiner Patienten, in tiefes Sinnen verloren, und die Umgebung staunte ehrfurchtsvoll ihn an, harrte in athemloser Spannung des Orakels, das nun der Mund des weisen, großen Arztes, natürlich nur zur Rettung des Kranken, verkünden würde. Doch der Herr Doktor dachte an alles Andere eher als an seinen Kranken, er dachte sogar an gar nichts, denn von all' den vielen Visiten, den dabei verausgabten schönen Redensarten, Trostworten und sonstigen Liebenswürdigkeiten war es ihm im Kopfe dumm, als ging ein Mühlrad darin herum. Erwachte der arme vielgeplagte Mann endlich aus seinem Stumpfsinn, dann erfolgte irgend eine Bemerkung oder Anordnung, der ganz bestimmt irgend eine tiefe Bedeutung zu Grunde liegen musste, wie die andächtigen Zuhörer meinten. Der Kranke und seine Umgebung glaubten daran, und das war die Hauptsache. Ob das Orakel ihnen gut bekommen, dürfte jedoch zu bezweifeln sein. Auf alle Fälle bekam es dem Herrn Doktor Rosembeau ganz vortrefflich, denn sein Ruf und seine Praxis wuchsen von Tag zn Tag, sogar mit jedem Todten, den er beerdigen ließ, und sicher wird er nicht so lange auf den „Geheimen" Medizinalrath zu warten haben, wie sein Vorgänger, Doktor Wenkheim, auf den simplen Titel warten musste.

Doktor Rosembeau hatte die schöne Frau von Rambert schon nach den ersten fünf Minuten ihres

ersten Beisammenseins vollständig verstanden und die nächste Folge davon war, daß der alte gute Gottfried, der treue Diener des Kommerzienraths, mit der größten Liebenswürdigkeit, unter süßem Bedauern und hochtönenden Lobeserhebungen aus dem Appartement seines Herrn verbannt und in eine andere Stube, sogar in sein Bett gebannt wurde. Herr Imhof musste sich fügen, denn es geschah ja zum Wohle des alten wackern Mannes und Gottfried fügte sich ebenfalls, denn er war wirklich zu schwach, zu widerstehen. Nur bestand Herr Imhof darauf, daß sein alter Gottfried das Zimmer über ihm beziehe, zu welchem die enge Verbindungstreppe in seinem Alkoven hinaufführte.

Kaum war der alte, ehrwürdige Mann draußen, als Frau Susanne Habicht als neue Wärterin des Herrn Kommerzienraths ihren Einzug hielt. Doktor Rosembeau hatte sie Herrn Imhof dringend empfohlen, sie als die beste Wärterin, die nun einmal nothwendig geworden sei, gepriesen, sogar als Beleg seiner Worte wahre Wunder von der seltenen Person erzählt, und er durfte dies dreist thun, es musste buchstäblich wahr sein, denn Frau von Rambert hatte es ihm erzählt — er selbst hatte die Habicht noch mit keinem Auge gesehen!

Die wackere Frau Habicht war auch ein Muster ihrer Gattung; Frau von Rambert hatte sie unter einer ganzen Legion Weiber ihrer Art als die Würdigste herausgesucht, bevor sie gewagt, dieselbe ihrem gestrengen Hausarzt zu empfehlen. Eine ehrbare

Haltung und ein gutmüthiges, vertrauenerweckendes Gebahren trug sie zur Schau, voller Eifer und Zuvorkommenheit, jedes halbe Wort richtig verstehend, bescheiden und freundlich, wo sie sich beobachtet wusste, verschwiegen wie das Grab, wo ihr Vortheil es erheischte, aus gleichem Grunde selbst vor einer Verleumdung nicht zurückschreckend, war sie im Grunde eine durchaus gewissen- und herzlose Person. Ihr eigenes Interesse und das Vergnügen, besonders gut Essen und Trinken, ging ihr über Alles, und um sich solche Genüsse zu verschaffen, hätte sie ihren Kranken verschmachten lassen — wenn dies nöthig und ohne Gefahr für ihre Stellung möglich gewesen wäre.

Mit ihr theilte sich der schon früher angeworbene Lakai Pierre in den Dienst des Hausherrn. Auch ihn hatte Frau von Rambert nach langer Prüfung gewählt und sie durfte mit ihm zufrieden sein, glaubte fest auf seine Treue rechnen zu können. Pierre's Haltung war gemessen und höflich, er sprach wenig und verstand jeden Wink, jeden Blick seiner Gebieterin, den sein Auge in gleich sprechender Weise zu erwidern wusste. Was er wirklich dachte, was er hoffte, erfuhr man nicht, denn befand er sich unter seinen Kollegen, so brachte er wohl, ohne es zu wissen, den Talleyrandschen Grundsatz, daß die Sprache dem Menschen gegeben sei, um seine Gedanken zu verbergen, in vollendetster Weise zur Geltung; er war lustig, plauderte und lachte, trank dabei viel, ohne sich nur einen Augenblick zu ver-

gessen und mit einem Wort seine geheimsten Absichten, Wünsche und Hoffnungen zu verrathen.

Solcher harmlos fröhlichen Stunden gab es für die Dienerschaft des Imhof'schen Hauses glücklicherweise recht viele — sonst wäre es auch in dem großen, einsamen und todtenstillen Neste, trotz der guten Gage und des noch viel besseren Lebens nicht auszuhalten gewesen, wie Frau Susanne Habicht mehr offenherzig als klug bei solchen Gelegenheiten meinte. Frau von Rambert hatte die Parterreräume, in denen sie ganz allein hausen wollte, von der Dienerschaft gesäubert und diese sammt und sonders in den Dachwohnungen über den Zimmern des zweiten Stockwerks untergebracht. Die Leuten hatten sich dies gefallen lassen müssen, doch bald eine Entschädigung dafür gefunden. Von den vielen leeren Zimmern des früheren Appartements der Frau von Rambert, die diese nie mehr betrat, war das schönste und größte heimlich in Beschlag genommen und seine Einrichtung durch die besten und bequemsten Möbel, die nur zu erlangen gewesen, vervollständigt worden. Die ehemalige Garderobe mit ihren Schränken hatte sich in eine Vorrathskammer verwandelt und dort lagerten die besten Weine und Liqueure, die köstlichsten Delikatessen in passender Menge. In diesem prächtigen Raume hausten die Herren und Damen der Küche und der Vorzimmer, des Stalles und der Remise, am Tage, wenn sie sonst nichts zu thun hatten, am Abend nach vollbrachtem mühsamen Tagewerk im trauten Vereine,

sich durch Speise und Trank, Plaudern und Lachen, Kritisiren und Medisiren, alle nur erreichbaren Genüsse zu verschaffen. Und heiter ging es in diesem Kreise zu, der oft bis spät in die Nacht hinein tagte, weit lustiger als sonst wo im Hause. Wer hätte es da der wackern Frau Habicht verdenken können, wenn sie lieber oben bei ihren guten, lieben Freunden und Freundinnen weilte, als in der Schlafstube des alten, langweiligen Kommerzienraths?

Frau von Rambert musste wohl eine Ahnung von dem haben, vielleicht ganz genau wissen, was in ihren ehemaligen Appartements vorging, doch ließ sie sich nicht das Geringste merken. Es passte wohl gar zu ihren Plänen und so erlitten denn jene Zusammenkünfte keinerlei Störung, ebenso wenig wie jemals die Wein- und Speisevorräthe von der eigentlichen Hausfrau kontrolirt wurden. Dafür hielt sie sämmtliche Dienerschaft gleichsam in ihrer Hand, und diese vergalt ihr ein solches rücksichtsvolles Verfahren durch unterwürfige Hingebung und Eifer, so lange dies eben nothwendig oder vortheilhaft sein würde. — — —

Kaum hatte Margot die Schwelle von ihres Onkels Zimmer überschritten, als ihre Züge sich wie durch einen Zauber verwandelten. Der finstere Ausdruck hatte einem freundlichen, gewinnenden Lächeln Platz gemacht und der verschleierte Blick ließ nimmer das unheimliche Feuer ahnen, welches in den dunklen Augen verborgen glühte. Einer Frau, welche beim Eintritt der Rambert diskret in

ein Nebengemach getreten war, doch dabei wohl unabsichtlich vergessen hatte, die Thür zu schließen, flötete Margot mit dem bittenden Ton eines artigen Kindes zu:

„Gehen Sie, liebe Habicht, ein Stündchen sich auszuruhen, ich werde bei dem guten Onkel bleiben und Ihnen schellen, wenn ich anderwärts nöthig sein sollte. Ich bedarf Niemand, hören Sie, Frau Habicht! Keiner der Leute braucht sich zu incommodiren.“

Die Angeredete, eine ziemlich korpulente Gestalt, brummte einige unverständliche Worte, machte eine gemessene Verbeugung gegen Onkel und Nichte und verschwand dann geräuschlos und ungewöhnlich rasch aus dem Nebenraume, dessen Thür sie indessen recht laut zuschloß. Margot horchte einen Augenblick scharf der Abschlürfenden nach, dann ließ sie sich unbefangen, mit der Grazie eines jungen Mädchens leicht auf ein niedriges Polster, das neben dem Sessel des Kommerzienraths stand, fallen und den Onkel schalkhaft lächelnd anschauend, begann sie ihr Plaudern, oder vielmehr ihre projektirte Attacke.

„Wie wohl, frisch und blühend Du aussiehst, lieb' Onkelchen! Die wenigen Tage einer absoluten Ruhe haben Wunder gewirkt! O, unser vortrefflicher Rosembeau ist ein Arzt von Gottes Gnaden. Wie er Dich nach unserer Heimkehr von Eichenhain nur angeschaut, wusste und sagte er, was Dir fehle und was geschehen müsse. Treu hab ich all' seine

Anordnungen befolgt, selbst ein wenig gegen Deinen Willen, und nun haben wir schon die Wirkung! O, wie dankbar bin ich unserm guten, vortrefflichen Doktor dafür!"

„In Eichenhain würde ich freier geathmet, mich kräftiger gefühlt haben," antwortete der alte Mann mit einem Seufzer und leiser Stimme. „Mein guter Wenkheim hätte mich nicht Tag und Nacht in meine Stube eingesperrt."

„O Du böser, undankbarer Onkel!" schmollte Margot. „Was Du da gesagt hast, war eine Sünde, an dem guten Doktor begangen. Denn wenn er strenge auf seinen Anordnungen besteht, so geschieht es ja nur, um Dich sobald als möglich wieder nach Eichenhain zu schicken, sogar, um Dir gestatten zu können, den ganzen Sommer dort zuzubringen."

„Ah!" rief Herr Imhof langgedehnt und recht freudig. „Das hat er gesagt und mir in Aussicht gestellt?"

„O, noch viel mehr!" entgegnete Margot jetzt, nach und nach einen weinerlichen Ton annehmend. um schließlich in Thränen auszubrechen. „Und nun zürnst Du dem guten, braven Rosembeau und wohl gar Deiner armen Margot, weil sie aus Liebe zu Dir so streng nach den Worten des Doktors handelte! O, das ist garstig von Dir — das thut mir weh bis ins Herz hinein und — und — lieber will ich von Dir gehen, Dich der guten Habicht

und dem Pierre überlassen, als noch einmal solche Worte hören zu müssen."

„Beruhige Dich, meine liebe Margot, und weine mir nicht!" bat der alte Mann ängstlich und mit rührender Miene, den Kopf der nun heftig Weinenden mit beiden Händen pressend und streichelnd. „Ich weiß es ja, wie gut Du bist, wie gut Du es mit mir meinst — daß so hart mit mir verfahren werden muß, ist nicht Deine, nur meine eigene Schuld! Warum bin ich auch vor der richtigen Zeit so alt und schwach geworden? Weine nicht mehr — ich bitte Dich!" fuhr er nach einer Pause fort, da das Schluchzen immer noch nicht aufhören wollte. „Es thut mir gar zu weh, auch Dich, die ich doch recht lieb habe, traurig und unglücklich zu sehen."

„Nein, nein, Onkel!" rief Margot unter heftigem Aufschluchzen, „Du hast mich nicht lieb — sagst nur so!"

„Wie, Margot — ich hätte Dich nicht lieb? Wie kommst Du zu solchen Gedanken?"

„Es muß heraus, Onkel," fuhr Margot in früherer Weise fort, nur ihr Weinen so weit mäßigend, um fließender reden zu können. „Es muß endlich heraus — es erstickt mich sonst noch. Seit sechs Jahren sitze ich nun bei Dir, von Morgens bis Abends, entsage meiner Freiheit und jeder — jeder Lebensfreude, trotzdem ich noch viel zu jung bin, um mich jetzt schon ganz von der Welt zurückzuziehen, und dies Alles nur um Dich, Deiner Ge-

sundheit und Deiner Ruhe willen. Und immerfort begegne ich Misstrauen, in jedem Deiner Worte liegt ein herber Tadel versteckt, der mich bis ins Herz hinein schmerzlich verwundet, während ich doch nur Dank und Vertrauen verdient hätte!"

Starr vor Staunen hatte Herr Imhof diesen heftigen Ausbruch eines sichtlich schwer gekränkten Herzens mit angehört. Nie hatte Margot auch nur annähernd in ähnlicher Weise zu ihm geredet und seine Ueberraschung, sein Schmerz wirkten derart auf ihn ein, daß er vorerst keine Erwiderung zu finden vermochte. Dafür setzte Margot ihren Angriff mit gesteigerter Kraft und Energie fort; des Eindrucks, den ihre Worte bereits erzielt hatten, war sie sich vollständig bewusst und nun auch, daß sie das Kühnste ohne Gefahr wagen dürfte. So rief sie denn, als ob sie in ihrem heftigen, nicht mehr zu unterdrückenden Schmerz sich vergäße:

„Und willst Du wissen, woher es kommt, daß ich so unverdient leiden muß — daß es mich noch treiben wird, Dich und Dein Haus zu verlassen, weil ich die Bitterkeiten, welche Du mir stündlich bereitest, nicht mehr ertragen kann! Ich will es — muß es Dir sagen, damit es ein Ende nimmt zwischen uns! — Weil Dein Herz noch immer an einer Unseligen hängt, die Deine väterliche Liebe mit schreiendem Undank — mit unauslöschlicher Schande gelohnt hat, welche sie auf Dein ehrwürdiges Haupt, auf Deinen unbefleckten, hochgeachteten Namen häufte, einer Unseligen, die ihrem armen,

guten Vater — einen gemeinen Dieb vorgezogen hat!"

„Halt ein, Margot — Du tödtest mich!" kreischte Herr Imhof auf, die Hände vor sein Antlitz schlagend. Doch die herzlose Peinigerin des alten Mannes war unerbittlich, denn sie hatte noch ihren letzten Trumpf auszuspielen.

„Nein, ich muß zu Ende reden," fuhr sie fort. „Alles, was ich im Laufe der vielen Jahre erduldet habe, was sich an Bitterkeit und Weh in meinem armen, verkannten — gemißhandelten Herzen angesammelt hat, muß endlich sich Luft machen. Was Du gelitten hast durch den Undank Deiner unwürdigen Tochter, leide ich unverdient durch Dich; wie Ilse gegen Dich gesündigt, sündigst Du gegen mich und wie Du unter dem Leid zusammenbrichst, so erdrückt es auch mich — doch bereitet es mir zugleich ein ganzes Leben voll entsetzlichen Wehs, denn bist Du erlöst, wird für mich erst die Qual beginnen. Siehst Du, Onkel," rief sie, von ihrem niedern Sitz emporschnellend und ins Leere starrend und zeigend — „sie kehren zurück — doch erst dann, wenn Du unter der kühlen Erde ausruhest von all' dem unsäglichen Leid, das sie Dir bereitet haben — um in Deinen Reichthümern, die ihr Eigenthum geworden sind, zu schwelgen und die arme Margot aus dem Hause zu jagen, als Dank für die treue Pflege, welche sie Jahre lang Dir, dem Vater, gewidmet hat. Dann wird das herbe Wort, welches mein empörtes Herz mir soeben auf die Zunge ge-

legt, Wahrheit werden: der Undank, dessen ich Dich angeklagt, vollzieht sich — verhöhnt, verspottet, von den unwürdigen Erben Deines Goldes, wird die arme Margot in Noth und Elend — vergehen — und in ihrer Verzweiflung, anstatt Dein Andenken zu segnen, Dir fluchen!" —

Nur mit größter Mühe hatte sie die letzten Worte hervorgestoßen, dann brach sie, wie von einer furchtbaren Aufregung überwältigt, mit einem wehen Seufzer vor den Füßen ihres Onkels zusammen.

Dieser saß da, tief erschüttert, die Hände wie bittend gefaltet. Der Anklage, welche in so herzzerreißender Weise gegen ihn erhoben worden war, musste er sich beugen, denn sein gutes Herz sagte ihm, daß sie gerecht gewesen. Er war alt, wankte dem Grabe entgegen und immer noch auf die Rückkehr seiner Tochter hoffend, hatte er bis heute nichts gethan, die Zukunft seiner treuen Nichte und Pflegerin zu sichern. Margot hatte Recht, er war undankbar, ihr gegenüber ein Sünder, und was er gefehlt, musste gut gemacht werden. Diese Gedanken beschäftigten ihn derart, daß er Margots selbst kaum achtete. Diese hatte sich nach einigen Augenblicken halb erhoben, eine kauernde Lage angenommen und weinte nun still in die vorgehaltenen Hände, dabei doch verstohlen und scharf dem grübelnden Manne in das Antlitz spähend. Endlich, als sie zu wissen glaubte, was in ihm vorging, erhob sie sich vollends, ergriff die Hand ihres On-

kels und einen ehrfurchtsvollen Kuß darauf drückend, schickte sie sich mit einem in schmerzlicher Trauer hingehauchten „Lebewohl“ an, den Salon zu verlassen.

„Wo willst Du hin, Margot?“ rief Herr Imhof sanft, der mit wankenden Schritten der Thür sich Nähernden zu.

Margot wandte den Kopf nach ihm hin und flüsterte, die Hand auf die Brust pressend:

„Fort — weit fort von hier! Vielleicht gedenkst Du dann liebender der armen Margot. Leb wohl!“

„Bleibe, Margot!“ klang es ihr voller Angst nach. „Ich habe Dir Unrecht gethan, liebe, gute Margot, und will es sühnen! — Bleibe und komme in meine Arme.“

Mit einem Jubelruf flog Margot auf den alten Mann zu, der sie, die Heuchlerin, mit nassen Augen an sich presste, sie küsste, während Margot ihn mit ihren Armen fest umschlungen hielt wie die Schlange ihr Opfer, das unrettbar ihr verfallen ist. —

Nach einer weiteren halben Stunde verließ Frau von Rambert wirklich den Salon, doch nicht, um hinauszuwandern in „Noth und Elend“, sondern um einen, ihr längst befreundeten Rechtsanwalt, Justizrath Ahlberg, aufzusuchen und noch am selben Abend zu Herrn Imhof zu führen. Die Schlaue und Kühne hatte gesiegt, der alte Mann war ihrem letzten, verzweifelten Angriff erlegen

und — vernünftig geworden: er gedachte seines Endes und wollte seine letztwillige Verfügung treffen.

Der Mann des Gesetzes blieb mit zwei andern Herrn bis in die Nacht hinein bei dem alten Kommerzienrath und Frau von Rambert harrte seiner geduldig in einem Zimmer am Fuße der großen Treppe, dessen Thür nur angelehnt war. Als die drei Herren endlich die Stufen hinabstiegen, Justizrath Ahlberg die große Mappe mit dem inhaltschweren Papier fest unter dem Arm, da sprang die Thür auf, und Margot mit funkelnden Augen erschien und zog den so sehnlichst Erwarteten mit sich in das Zimmer.

„Ist der Akt fertig geworden — und stimmt sein Inhalt mit den von mir Ihnen gemachten Angaben überein?“ fragte sie hastig unter schwerem Athemholen.

Herr Justizrath Ahlberg, ein kleiner, runder Herr mit freundlichem, lebhaft geröthetem Antlitz und funkelnden Aeuglein, drückte Frau von Rambert die Hand und flüsterte ihr mit einer Verbeugung recht galant zu:

„Gratulire, schöne Frau, gratulire! Da Sie genaue Kenntniß von der letztwilligen Verfügung des alten Herrn Kommerzienraths hatten, so darf ich Ihnen schon bestätigen, daß der wichtige Akt Ihren Worten gemäß, zur Ausführung gelangte. Alle Formalitäten, welche das Gesetz in gleichem Falle vorschreibt, sind erfüllt und wir dürfen nunmehr geruhig schlafen.“

Margot athmete erleichtert auf. „Dank Ihnen,“ keuchte sie, „ich werde Ihnen diesen Dienst nie vergessen! — Der Kranke ist wohl sehr schwach und angegriffen?“

„Eine ganz natürliche Folge der Aufregung und lang andauernden Verhandlung, die nun einmal mit einer solchen Arbeit verbunden sind. Er scheint überhaupt recht hinfällig zu sein.“

„Heute ist sein Zustand noch gut zu nennen oftmals fürchtete ich schon, daß es mit einem Schlag zu Ende gehen würde. — Der arme — liebe Onkel!“

„Dann war es die höchste Zeit, daß Sie mich geholt und wir Alles hübsch in Ordnung gebracht haben. Nochmals gratulire ich Ihnen und bitte Sie, mir auch trotz der Millionen, welche Sie erwarten, eine gute, liebe Freundin bleiben zu wollen. — Gute Nacht!“

Mit den letzten Worten küsste er Frau von Rambert die Hand, und diese, den Abschiedsgruß äußerst freundlich erwidernd, schlüpfte behende an ihm vorüber die Treppe hinan, nach dem armen, lieben Onkel zu sehen, während Wenzel, der Portier, den galanten Herrn Justizrath zu dem Wagen führte, in dem die beiden anderen Herren schon längst und recht ungeduldig seiner harrten. —

Margot fand Herrn Imhof in einem recht angegriffenen Zustande und ohne viel mit ihm zu reden, brachte sie ihn zu Bette. Nun konnte auch sie ihr Zimmer aufsuchen, denn die vortreffliche Frau Habicht bewachte ja den guten Onkel, der sich somit

in den allerbesten Händen befand und sie durfte ruhig sein. Die gute Frau Habicht! wäre nur der hübsche Club in den oberen Appartements nicht gewesen, wo die Freunde und Freundinnen weilten bei köstlichem Wein und heiterem Gespräch. Sie meinte das Lachen und Gläserklingen zu hören und als Herr Imhof wirklich eingeschlafen war, da hielt es die Wackere nicht länger; sie musste hinauf. Sie hatte so Vieles zu erzählen! und was konnte dem alten Manne auch ihr Wachen nützen? Er schlief ja so fest und ruhig, als ob er jetzt schon in seinem Sarge gelegen hätte!

Tiefe nächtliche Stille herrscht in dem großen, weiten Hause; das Lachen und Plaudern der Dienerschaft, welche heute ganz besonders Wichtiges zu verhandeln haben muß, ist kaum in nächster Nähe auf den Gängen zu vernehmen, eben so wenig, wie das Licht, welches noch immer in dem Zimmer Margots brennt, zu bemerken ist. Doch das Plaudern wird verstummen, das Licht wird verlöschen und endlich Ruhe überall eingekehrt sein. — Dennoch sollte die Nacht nicht vergehen: ohne dem Hause und seinem Herrn Seltsames gebracht zu haben. —

Siebentes Kapitel.

In der Nacht.

Mit einem festen Entschluß im Herzen war Frau Ilse mit den Kindern am Abend in ihrer Wohnung der Hellstedt angelangt. Was sie vorhatte, vollführen musste, war ebenso abenteuerlich wie schwierig und gefährlich, und ihr Hirn marterte sie ab, die richtige Weise der Ausführung zu finden. Durch die verborgene Thür der Mauernische der Giebelstube wollte sie in das Haus ihres Vaters dringen, doch wie diese öffnen? Wohl wusste sie, daß von dem Zimmer aus keine Spur des Schlosses zu entdecken war: die Thür konnte nur von der anderen Seite, von dem Speicherraume des öden Lagerhauses aus geöffnet werden. Lange saß sie brütend in ihrer Stube, ohne zu einem Entschluß kommen zu können und bald musste sie handeln, sollte es für heute nicht zu spät werden. Einen Weg gab es, doch vor diesem schreckte sie noch immer zurück; er führte von der Hellstedt

aus in das öde Gebäude, das Mittel, die Straßenthür zu öffnen, hielt sie in Händen. Doch wenn sie bei solchem Eindringen in das unbewohnte Haus entdeckt würde? Es wäre entsetzlich — ihr Tod gewesen! Dann das Ersteigen der Treppe in tiefer Nacht! — sie schauderte. Und dennoch musste es geschehen, es gab keinen anderen Ausweg. Dies einmal erkannt, handelte sie.

Die Kinder liegen längst zu Bett und schlafen fest, die Mutter kann sich getrost für mehrere Stunden entfernen, sie wird die Kleinen noch immer schlafend antreffen. Das Licht der Lampe mit der Hand verdeckend, huscht sie unhörbar die Treppe zu dem Giebelzimmer hinan, noch ein letztes Mal die Thür zu untersuchen. Es ist nicht möglich durchzudringen, oder die schweren Eichenbohlen hätten entfernt werden müssen, und dazu gebricht es der schwachen Frau an Kraft und auch an dem nöthigen Werkzeug. Die Lampe stellt sie auf den Tisch, schließt die Thür von außen ab und beginnt vorsichtig die Stufen, eine um die andere, in Pausen und horchend niederzusteigen.

Mutter Bernis muß schon in ihrem Schlafzimmer sein, denn durch das mit Gardinen verhängte Fensterchen ihrer Stube dringt kein Lichtschimmer mehr auf den Flur hinaus. Ilse sieht es wohl und kann sich die Ursache auch erklären. Mutter Bernis war in den letzten Tagen leidend, ihr Aussehen, Reden und Thun kündeten dies deutlich, und wird sie sich deshalb heute, wie schon

gestern und vorgestern, früher als gewöhnlich zu Bette gelegt haben. Der Laden im Erdgeschoß ist noch erhellt und geöffnet und so steht auch die Eingangsthür noch immer weit offen. Doch still ist es dort, die Leute müssen sich in ihrer Stube befinden.

„Jetzt gilt's!" sagt sich Ilse, all' ihren Muth zusammennehmend. Die Hand fährt nach der Tasche ihres Kleides, wo sie die beiden Schlüssel verborgen hat, dann zieht sie ihr dunkles Tuch über den Kopf, hüllt sich fest hinein und mit einem zitternd gehauchten: „Mit Gott voran!" schlüpft sie unhörbar die Treppe vollends hinab und aus dem Hause.

Draußen hemmt Ilse tiefaufathmend ihren Schritt. Es ist gelungen, Niemand hat sie bemerkt und Niemand wird sie auf der Hellstedt sehen, wenn sie sich im Schatten der Buden hält, die sich wider die Giebel der unbenutzten Lagerhäuser lehnen. Die Nacht ist tiefdunkel und ein scharfer Luftzug läßt dann und wann ein unheimlich Zischen und Pfeifen vernehmen; er ist der gewöhnliche Vorbote stürmischen Wetters. Die Hellstedt ist leer, nur einzelne Gestalten eilen im Lichte der Gasflammen vorüber. Es ist, als ob letztere das nahende Unwetter ebenfalls ahnten und fürchteten, denn ängstlich zittern und zucken sie hin und her, mit unsicherem Schein ihre Umgebung erhellend.

Ilse hat sich sofort der kleinen Bude genähert. Zwischen dieser und einer anderen wird sie sich

hindurchzwängen müssen, um zu der Thür des Lagerhauses zu gelangen, deren Stelle sie sich am Tage so fest eingeprägt hat, daß sie den Eingang mit verbundenen Augen würde gefunden haben. Der Raum zwischen den Buden ist enge und nur mit Gewalt vermag sie in denselben einzudringen. Doch es gelingt und ungefährdet ist sie bis vor die Thür gelangt. Der schwere Schlüssel zittert in ihrer Hand und doch führt sie ihn nach einigem Suchen glücklich in das verrostete Schloß, welches nun laut zu knarren beginnt. Plötzlich hält sie entsetzt inne, denn Schritte ertönen in ihrer Nähe. Zwei Männer müssen bei den Buden vorübergehen und das verdächtige Geräusch gehört haben. Jetzt bleiben sie stehen und reden — athemlos und sich schon verloren gebend, horcht Ilse ihren Worten.

„Sonderbares Geräusch!" sagte eine Stimme. „Hörtest Du es nicht? Es war, als ob das Schloß der alten Thür dort knarrte."

„Dummheiten!" brummte ein Anderer. „In dem öden Neste hausen nur Ratten und ähnliches Ungeziefer und die brauchen keine Thür, um auf die Hellstedt zu gelangen."

„Ich habe es deutlich gehört — wir wollen nachsehen, es ist unsere Pflicht."

„Warum nicht gar? das könnte uns nur unnöthig aufhalten. Auch ich habe das Knarren gehört und deutlicher noch als Du. Es war der scharfe Wind, der die Buden zum Schwanken, ihr altes Holz- und Eisenwerk zum Krachen brachte.

Komm', laß uns weiter gehen, sonst überrascht uns noch der Sturm, bevor wir unsere Runde gemacht haben."

Der erste Sprecher brummte noch etwas in den Bart, doch musste er seinem Kollegen Recht geben, denn Beide setzten ihren Weg hastig fort und wieder war es stille vor der Bude.

Ilse hatte in einer wahren Todesangst der Zwiesprache der Männer gelauscht. Es waren Wächter und ohne die Furcht vor dem nahenden Sturm würden beide nähergetreten sein und sie entdeckt haben. Entsetzlicher Gedanke! Doch die Gefahr ist glücklich vorübergegangen und Ilse setzt mit neuem Muth ihren gefährlichen Weg fort.

Die Thür öffnet sich und als ob der schwarzdunkle Raum, in den sie schaut, ihr Rettung aus größter Gefahr böte, eilt sie über die Schwelle, um Thür und Schloß sofort hinter sich wieder zu schließen. Nun erst athmet sie auf und wendet sich dem Innern des öden Bauwerks zu. Doch mächtig ergreift sie der Augenblick und nicht von der Stelle vermag sie sich zu bewegen. Hier hat sie gestanden vor sechs Jahren, über diese Schwelle entfloh sie in gleich dunkler Nacht heimlich dem Vaterhause und nun — nun sucht sie denselben Weg auf, um heimlich wieder einzudringen. Doch wie verschieden ist das Heute von jenem längst vergangenen Tage! Damals von dem Heißgeliebten geleitet, die Hoffnung im Herzen — heute ein verrathenes Weib, arm und elend, einer Bettlerin — einer Diebin

gleich! — sich auf verbotenem Wege in das Haus ihres Vaters einschleichend. Diese Gedanken foltern sie und ihnen gesellt sich noch die Furcht hinzu, um die Schwache zu überwältigen. Allwärts knistert es unheimlich in dem öden Gebäude, dessen dumpfe, modrige Luft die Brust beengt, das Athmen erschwert. Dort raschelt es, stoßweise — nun wieder an anderer Stelle! — Es werden die Ratten sein, von denen einer der Wächter gesprochen. Die Furcht der Armen wird zu Eckel und unter einem entsetzten Schauern zittert ihr zarter Körper. Doch überkommt sie zugleich auch ein Muth der Verzweiflung. Vorwärts muß sie! — zurück kann sie nicht mehr, denn hinter der nun geschlossenen Thür könnte die Schande auf sie lauern. Ihrer Kinder gedenkt sie, die ganz allein in der Wohnung sind, zu denen sie zurückkehren muß, ihres Vaters, bis zu dem sie dringen will, ihn vielleicht vor Entsetzlichem zu schützen, und sich alle Umstände ihrer damaligen Flucht mit der ganzen Kraft ihrer Seele vergegenwärtigend, empfiehlt sie ihr Vorhaben dem Herrn dort oben, dem Schirmer der Schwachen, und schreitet voran.

Die Rechte nicht von der Seitenwand des Bauwerks entfernend, bewegt sie sich vorsichtig, mit dem Fuße jeden Schritt prüfend, dieser entlang. Nur wenige Schritte und ein Hinderniß stellt sich ihr in den Weg! Ah! dem Himmel Dank, die erste Stufe der Treppe ist glücklich gefunden — erre icht und schon besteigt sie der Fuß. Die verschiedenen

Windungen der Treppe, deren drei Etagen-Abtheilungen, glaubt sie so genau zu erkennen, als ob anstatt tiefer Nacht, ein heller Tag das Lagerhaus erfüllt hätte und ohne Säumen ersteigt sie Stufe um Stufe. Jetzt hat sie den Podest des ersten Stockwerks erreicht — die Hand berührt eine Thür — es ist die des Wintergartens, von der anderen Seite mit Felsen- und Pflanzengruppen verdeckt. Deutlich vernimmt ihr scharf horchendes Ohr das leise Plätschern und Rieseln des Wasserstrahls, der aus dem Felsen dringt, vor jenem hübschen Ruheplätzchen, wo sie so oft geweilt mit Margot — mit ihm! wo die falsche Freundin in unlauterer Absicht die Liebe in ihrem reinen Herzen geweckt, die sie dann glaubte an dem seinigen gefunden zu haben. Schändlicher, doppelter Verrath war an ihr begangen worden, von Margot, von ihm! Bittere Thränen wollen diese Gedanken ihr auspressen, doch ein edler Zorn verhindert sie zu fließen und giebt ihr zugleich neue Kraft vorwärts zu dringen.

Weiter geht es, vorsichtig doch ungehindert die Stufen hinan. Nun hat Ilse die Etage der Bildergalerie erreicht; hier könnte sie eintreten, denn der Hauptschlüssel würde das Schloß der Verbindungsthür öffnen, und das große darauf hängende Gemälde gewiß kein Hinderniß sein. Doch dieser Weg in das Innere des Hauses dünkt ihr gefährlich, der unter dem Dach hinführende, den sie damals im Dunkel gefunden, ist sicherer

und ihn will sie gehen. Zuerst muß die verborgene Thür sich ihr öffnen, sie muß in ihre Wohnung gelangen und nach den Kindern sehen.

Noch ein kurzes Steigen, ein letztes Fürchten und Zagen und sie steht auf dem obern Speicherraum. O, des Glücks! schon beim ersten Tasten hat ihre Hand die verhängnißvolle Thür gefunden. Ein letztes tiefes Aufathmen und Ringen nach Ruhe, dann fährt der Schlüssel in das Schloß, das alte Eisenwerk, Feder und Angel knarren und es ist gelungen! der Eingang öffnet sich.

Ein heller Lichtstrahl dringt aus dem Giebelzimmer ihr entgegen; wie ein Blitzstrahl wirkt er auf Ilse, die bis jetzt im tiefsten Dunkel weilte. Sie stößt einen lauten Schrei des Schreckens aus und bedeckt die Augen mit den Händen. Doch hat sie noch so viel Geistesgegenwart, über die Schwelle zu eilen und die Thür leicht hinter sich zuzuziehen. Nun aber sinkt sie von der peinvollen Aufregung überwältigt wie zu Tode erschöpft, auf einen Sitz.

Wenn man den grellen Schein der Lampe, von dem Hause ihres Vaters aus gesehen, ihren Aufschrei gehört hätte?! Dies sind die ersten Gedanken, welche in ihr aufsteigen und schon sucht sie sich Gewißheit zu verschaffen. Die Lampe trägt sie in den Alkoven, zieht die Vorhänge zu und nun ist es in der Giebelstube fast so dunkel wie draußen auf dem öden Speicher. Auf keinen Fall kann der dämmernde Schein verrathend wirken. Wieder tritt sie durch den so glücklich eroberten

Ausgang und späht horchend nach dem Hause hinüber. Nichts ist zu hören noch zu sehen und vollständig beruhigt kehrt sie in die Stube zurück. Allerdings ist nun die Hinterwand der Nische auf den ersten Blick als Thür zu erkennen, doch was thut's? Niemand außer ihr betritt ja das Giebelzimmer, zu dem sie allein den Schlüssel hat. Auch nimmt sie sich vor, irgend ein Tuch vor die Nische zu hängen unter dem Vorwand, eine derartige Draperie für ihre Arbeiten zu benöthigen; selbst die alte Frau wird ihr dies glauben. Doch nun muß sie hinunter, nach den Kindern sehen und horchen, ob nichts ihr heimliches Thun verrathen habe. Dann erst beginnt ihre Hauptaufgabe: das Auffinden des Weges zu ihrem Vater.

Der Schuhe entledigt sie sich; die Thür der Giebelstube öffnet sich geräuschlos wie die ihrer Wohnung, schon seit einigen Tagen hat Ilse hierfür kluge Vorsorge getroffen. Die Kinder schlafen ruhig fort und im ganzen Hause ist nichts zu vernehmen, als das Knistern und Knarren des alten Balkenwerks und das Zischen und Sausen des heftiger gewordenen Windes, der klirrend an Fenster und Dachsparren rüttelt. Dies Tönen und Sausen ist stellenweise so stark, daß, hätte das Auf- und Zumachen der Thüren, ihr Kommen und Gehen irgend ein Geräusch veranlasst, man im Hause es nicht würde vernommen, oder doch nicht seiner Ursache nach erkannt haben können.

Endlich steht Ilse wieder in dem Giebel-

zimmer. Die Hand presst sie auf das laut pochende Herz und ihr Blick strahlt verklärt in die Ferne — er sucht den Vater und sein Bild trat lebendig vor ihre Seele, von Thränen der Freude, der Reue und der Liebe empfangen.

Jetzt entflammte sie ein heiliger Muth und keine Schrecknisse gab es mehr für sie, denn es galt ja den Kampf um das, was ihr Herz am höchsten und heiligsten hielt: um das Wohl des Vaters, um seine Liebe, seine Verzeihung!

Was Ilse jetzt noch zu thun übrig blieb, dünkte ihr leicht gegen das bereits Vollbrachte. Waren Dachraum und Korridore, in die sie eindringen wollte, auch von tiefem Dunkel erfüllt, so boten sie ihrer erregten Phantasie doch keine unbekannten Schrecknisse wie der Weg durch das öde Lagerhaus. Nochmals sich und ihr Vorhaben dem Schutz des Höchsten empfehlend, überschritt sie die Schwelle. Ihr Hauptschlüssel öffnete ihr die Speicher-Galerie und sich weder an die Dunkelheit kehrend, noch an das beängstigende Klappern und Rasseln der Schiefer des Daches über ihr, durch die der immer stärker tobende Sturm zischend und brausend fuhr, setzte sie ihren Weg fort. Das Gerümpel, an daß ihr Fuß stieß, meinte sie wieder zu erkennen und eine ahnende Freude stieg in ihr auf; und als sie endlich das Ende des langen engen Raumes erreicht, die dortige Thür ebenfalls glücklich geöffnet hatte und nun auf dem Korridor des Wohnhauses stand, da war es als ob eine helle

Flamme in ihrem Herzen aufloderte, die sie das freudige Gefühl, welches es erfüllte, erst recht erkennen und empfinden ließ: sie war wieder in ihrem Vaterhause! — Dort musste die Treppe beginnen, die sie zu den Zimmern führen konnte, die sie in ihren glücklichen Mädchenjahren, bis zu dem Augenblick ihres Scheidens bewohnt hatte, dann noch einige Stufen, und das Schlafgemach ihres Vaters war erreicht. Endlich — endlich würde sie ihn sehen — vielleicht nur sehen dürfen! doch dies allein dünkte ihrem sehnenden Herzen schon ein Himmelsglück!

Lange zauderte Ilse, Ruhe zu gewinnen um sicher, ohne sich zu verrathen weiter vordringen zu können. Endlich setzte sie langsam, jeden Schritt prüfend, nach allen Richtungen hin horchend, ihren Weg fort. Doch das mächtige Schlagen ihres Herzens vermochte sie nicht zu bändigen und noch oft musste sie innehalten.

Die Treppe war erreicht — nun auch der Korridor der zweiten Etage, auf dem das Appartement Margots lag, an dessen Ende sich das Zimmer mit der schmalen Verbindungstreppe befand, die in den Alkoven des Vaters leitete. Ob dies Alles noch war wie ehedem? Ob Margot noch immer hier oben wohnte oder die schöneren Gemächer der ersten Etage bezogen hatte? Letzteres dünkte der Sinnenden wahrscheinlicher und hob ihren Muth.

Den Korridor schlich Ilse entlang, doch plötzlich erfasste sie jäher Schreck. Ein undeutliches Tönen verschiedener Stimmen, Plaudern und Lachen klang an ihr Ohr — aus den Zimmern Margots drang es hervor. Eine ziemlich große Gesellschaft musste dort versammelt sein. Wenn die Thür sich jetzt öffnete! — sie wäre verloren gewesen! Dieser Gedanke stachelte ihre Lebenskräfte gewaltsam auf und wie ein gehetztes Wild floh sie dem Ende des Korridors, dem rettenden Treppenzimmer zu — wie sie meinte.

Sie wähnte den Eingang verschlossen, ihre Linke fasste den Drücker, während die Rechte sich anschickte, den Hauptschlüssel in das Schloß zu führen. Doch seltsam! die Thür öffnete sich beim ersten Druck und Ilse trat hastig in das tief dunkle Zimmer.

„Wer ist da?" rief plötzlich eine matte Männerstimme.

Ilse, die nimmer darauf gefasst gewesen hier Jemand, etwa einen Schläfer zu finden, den das Oeffnen der Thür geweckt, stieß einen leisen Schreckensschrei aus und klammerte sich an den ersten besten Gegenstand, den ihre zitternden Finger erfassen konnten.

„Seid Ihr es, Frau Habicht?" sprach die Stimme leise und klagend weiter. „Ihr habt mich lange warten lassen — kein Licht, keine Medizin! mein Gaumen brennt — mich durstet."

Mit zurückgehaltenem Athem hatte Ilse ge-

horcht, dabei mit glühenden weit aufgerissenen Augen nach der Stelle starrend, wo die Stimme hertönte, die so bittere Anklage erhoben gegen eine Frau, deren Namen sie zum ersten Mal hörte. Und dann — diese zitternde Stimme selbst, welche sie zu kennen glaubte, die ihrem Herzen die Erinnerung an ihre Kindheit, an ihre Mädchenjahre wachrief! — Wem gehörte sie an?

„So kommt doch näher, zündet wenigstens die Kerze an! dann werde ich wohl das Nöthige selber greifen können. Das Feuerzeug legtet Ihr auf den Sims des Kamins und weit weg von mir! — Ich sah es wohl und vergaß es nicht.“

So fuhr der Mann, der krank und außer Stande sein musste, das Bett zu verlassen in bittender Weise fort. Da ward ihm endlich Antwort.

„Gottfried?!“ sprach es leise in seiner Nähe und mit einer solchen Rührung, mit so innigem Mitleid, als ob die Sprechende dabei weinte.

„Gottfried?!“ wiederholte der Kranke. „Allerdings bin ich der alte Gottfried, doch Ihr seid nicht Frau Habicht. — So habt Ihr mich nie angeredet, so gut und freundlich klang nie Eure Stimme. Wer — wer seid Ihr?“

Immer ängstlicher hatte er die letzten Worte ausgesprochen, da flammte plötzlich ein leichter Lichtschein auf — Ilse hatte das Feuerzeug an wohlbekannter Stelle auf dem Kaminsims gefunden — und der kranke Gottfried stieß einen leisen Ruf,

nicht des Schreckens, nur der Ueberraschung aus. Denn er erblickte in dem langsam sich erhellenden Zimmer nicht die massige, träge Gestalt der Wärterin, sondern eine schlanke junge Frau, die ihm nun ihr von Thränen benetztes Antlitz zuwendete, in das der Alte starrte, als ob ein Gespenst, ein Geist aus einer anderen Welt ihm erschienen wäre.

„Kennt Ihr mich denn nicht mehr, Gottfried?“ sprach Ilse, dem Kranken näher tretend und die Hand ihm entgegenstreckend.

„Herr, du mein Gott!“ stöhnte es aus den Kissen hervor, „träume ich — bin ich gestorben, daß ich Todte wiedersehe? — Nein, nein, ich wache! — Fräulein Ilse — Sie bei mir!“

„Ihr wacht, Gottfried und ich bin Ilse. Doch nennt mich nicht mehr Fräulein Ilse, ich bin — Frau Volker.“

„Ah! ich kenne den Namen wohl, der uns — meinem armen Herrn so viel Leides gebracht! Doch nun wird Alles wieder gut werden — nun, da Sie heimgekehrt. Wie aber kommen Sie hieher, Frau — Ilse, mitten in der Nacht und in mein Zimmer?“

So redete der alte Mann hastig wie im Fieber und Ilse, ihm einen Trunk zurecht machend und reichend, entgegnete, den Erregten besänftigend:

„Ihr sollt Alles erfahren, Gottfried, doch nicht jetzt — morgen, denn Anderes liegt mir zu thun ob. Deshalb beruhigt Euch und gebt mir Auskunft, wenn Ihr es vermögt. O, ich betrachte es

als ein glückliches Zeichen, daß mein nächtlicher Gang in das Haus meines Vaters mich zuerst zu Euch geführt! Sagt mir, wo er schläft, wo ich ihn finden kann. Ich muß ihn sehen."

„In dem Zimmer mit dem Alkoven unter mir — Sie kennen es ja — schläft Ihr Herr Vater auch heute noch, doch ist er krank wie ich — gefangen, wie ich es bin!"

„Krank?! Ihr erschreckt mich Gottfried. Vor wenigen Tagen war er noch wohlauf und in Eichenhain!"

„Neigen Sie sich zu mir herab, Frau Ilse, denn die Wände haben Ohren! Doch verriegeln Sie zuvor und schnell die Thür, man könnte uns überraschen und dann wären wir Beide — wäre Alles verloren!" Hastig drängten die mageren Hände Ilse hinweg und als diese gethan wie jener gesagt, fuhr Gottfried mit kaum hörbarer Stimme fort: „Mein armer Herr ist nicht krank, doch soll er es sein und daß ich ihm nicht beistehen kann, schmerzt mich mehr als meine armen elenden Glieder, die ich nicht zu rühren vermag. Sonst fänden Sie mich nicht hier, sondern bei ihm, meinem armen, guten Herrn. Wie ein treuer Hund würde ich ihn bewachen und schützen, vor ihr, der entsetzlichen Frau, die unser Aller Unglück will."

„Schrecklich ist, was Ihr mir da sagt, doch ich bin darauf vorbereitet und kenne die Herzlose und Grausame. Ich werde über den Vater wachen und deshalb muß ich zu ihm — sogleich."

„Noch einen Augenblick wartet — hört nur noch ein Wort!“ flehte der Kranke, als Ilse nach der Tapetenthür eilen wollte, hinter der sie die Verbindungstreppe wusste.“

Wieder wandte sie sich ihm zu und sagte hastig:

„Redet schnell, Gottfried, denn jeder Augenblick ist kostbar.“

„Ihr Herr Vater ist nicht krank,“ wiederholte dieser zögernd, wie von Angst und Schmerz heftig bewegt, „doch matt — sehr matt und angegriffen und größte Vorsicht wird geboten sein. Treten Sie unvorbereitet vor ihn — jetzt, um diese mitternächtliche Stunde, so könnte es für ihn die allerschlimmsten Folgen haben. Deshalb bitte! — versprechen Sie mir Eines! Wecken Sie Ihren Herrn Vater nicht, wenn er schlafen wird — zeigen Sie sich ihm noch nicht — nur heute noch nicht — wenn er wach sein sollte! Begnügen Sie sich für diese Nacht mit seinem Anblick — morgen, wenn Sie wiederkehren können, werde ich Ihnen Alles sagen. Er hat so Viel um Sie — verzeihen Sie mir! — durch Sie gelitten, daß er auf Ihr Wiedersehen vorbereitet werden muß. Habe ich morgen am Tage mit Ihnen geredet, Ihnen Alles gesagt was ich auf dem Herzen habe und was Sie nun einmal erfahren müssen, dann — dann schleppe ich mich zu ihm und wenn ich darüber sterben sollte! und in der folgenden Nacht dürfen Sie in aller Sicherheit zu ihm gehen. Wollen Sie mir dies versprechen? — es ist eine Nothwendigkeit, wenn auch eine recht harte — bittere.“

Ilse kämpfte einen schweren Kampf mit ihrem Herzen, doch die Vernunft siegte. Was der alte Mann sagte war richtig und musste befolgt werden. So reichte sie ihm denn nach einer Pause ihre Hand und antwortete mit tiefem Ernst: „Ich verspreche es Euch.“

„Dank Ihnen!“ rief Gottfried, die Hand Ilsens mit seinen Lippen berührend, mit seinen Thränen benetzend. „Dank für dies Opfer, zu Ihrem Heil und dem Ihres Herrn Vaters gebracht. Und nun gehen Sie und erquicken sich an dem Anblick des guten, armen Herrn — nur seien Sie vorsichtig! — doch halt! Ich muß Ihnen noch Einiges über die örtlichen Verhältnisse mittheilen,“ fuhr er hastiger fort und Ilsens Hand noch immer haltend. „Es ist ja zu Ihrer Sicherheit nothwendig und vermag Sie zu beruhigen. Frau von Rambert bewohnt seit Jahren die Parterre- und ehemaligen Komptoirräume, sie wird schon längst schlafen und brauchen Sie ihr Kommen nicht zu fürchten; die Wärterin des Herrn Kommerzienraths, Frau Habicht, ein träges, herzloses Weib, die Tag und Nacht bei ihm wachen — oder vielmehr ihn bewachen soll, wird wie immer bei der übrigen Dienerschaft sein, die sich jede Nacht in einem der Zimmer nebenan versammelt, um sich zu amüsiren, die besten Weine des Kellers zu trinken, zu lachen und zu plaudern. O, der Unzucht, die in unserem Hause eingerissen ist! Doch kann die Sitzung nebenan jeden Augenblick aufgehoben werden und die Habicht wieder in

das Schlafzimmer zurückkehren! Dies merken Sie sich ja, Frau — Ilse!"

„Dank, guter Gottfried!" flüsterte Ilse ihm noch zu, dann verschwand sie in dem Dunkel der kleinen Verbindungstreppe.

Ilse stand vor der Alkoventhür. Vorsichtig war sie die enge Treppe hinabgeglitten, das Pochen ihres Herzens hatte lauter getönt als das Auftreten ihres unbeschuhten Fußes. Ihrer Aufregung, ihrer Thränen vermochte sie jedoch nicht Herrin zu werden, und eine ganze Weile musste sie vor der bereits geöffneten Thür weilen, wie eine Büßende im Vorhof der Kirche. Endlich überschritt sie die Schwelle und stand in dem Alkoven, dem weiten Schlafgemach gegenüber, in dem Niemand weilte. Der matte Schein einer Nachtlampe, der den Raum in etwas erhellte, drang kaum bis in den Alkoven, dennoch sah Ilse dort das Lager und erkannte die Züge des Mannes der unter den Decken lag und schlief. Es war ihr Vater — ihr heißgeliebter, schwer gekränkter Vater!

Von diesem ergreifenden Augenblick des Wiedersehens überwältigt, sank Ilse vor dem Lager in die Kniee und die Hände gefaltet, Thränen bitterer Reue weinend, stieg aus ihrem Herzen ein Bitten und Flehen empor um Vergebung ihrer Sünde, so voll aufrichtiger Reue, daß es selbst vor Gott hätte Erhörung finden müssen. Liebe ließ sie sündigen, Liebe ihres reinen jungfräulichen Herzens, und Liebe, die unendliche Liebe des Vaterherzens sollte

ihr vergeben. Ihre Gedanken wurden zu Worten, zu einem Gebet, das immer heftiger, flehender rang nach Erlösung von der schweren Schuld, zu der sie reuevoll sich bekannte und um ein Zeichen der Erhörung ihrer demuthvollen Bitten.

Da war es, als ob der Schlafende sein verlorenes, nun zum Vater heimgekehrtes Kind wie im Traume geschaut, dessen rührendes Bitten vernommen hätte, denn die Hand machte eine Bewegung nach der Knieenden hin und seine Lippen flüsterten leise:

„Ilse!"

Die arme Frau, die da zerknirscht, in ihren Thränen am Boden lag, hätte laut aufjauchzen mögen vor Freude. Doch sie gedachte der Warnung des treuen Dieners und bezähmte die Wallung ihres Herzens. Was ihr geworden, der Anblick ihres guten lieben Vaters, das ersehnte Zeichen seiner Vergebung, seiner Liebe war ja schon weit — weit mehr, als sie zu hoffen gewagt, als sie verdiente! Die Hände auf die arbeitende Brust pressend, bog sie sich jäh zurück, um sich nicht verleiten zu lassen, die Hand des Vaters zu ergreifen und mit Küssen zu bedecken, sie nicht mit ihren Thränen zu netzen, die den Schlafenden hätten wecken können.

Eine ganze Weile blieb Ilse unbeweglich in dieser Stellung, nach Fassung und Ruhe ringend, dann erhob sie sich und näherte sich langsam wieder dem Vater, mit verklärtem Blick in das liebe Antlitz schauend, das im Traume zu lächeln schien. Da flüsterten die Lippen des Schlafenden noch einmal den Namen Ilse!

Das war für die arme Frau zu viel, sie konnte es nicht länger ertragen. Mit offenen Armen wollte sie auf den Vater sich werfen — als in dem Nebenzimmer das laute, rücksichtslose Oeffnen einer Thür hörbar wurde. Die Wärterin kam. Ein Todesschreck lähmte die Bewegung Ilsens und nur die Lippen näherten sich des Schlafenden Stirne, diese leicht mit einem Kusse berührend, während eine Thräne auf dessen Wangen niederfiel. Dann war sie in dem dunklen Eingang der Verbindungstreppe verschwunden, der sich geräuschlos schloß, in demselben Augenblick als Frau Habicht mit hochgeröthetem Angesicht, wankenden Schritten das Schlafzimmer betrat und sich dort schwer auf ein Sopha niederfallen ließ, nicht um bei dem Kranken zu wachen, sondern das viele Vergnügen und was sie sonst noch oben in so angenehmer Gesellschaft genossen hatte, in aller Ruhe und Gemüthlichkeit auszuschlafen, — in demselben Augenblick, als Herr Imhof erwachte. — —

Ungehört erreichte Ilse das Zimmer Gottfrieds, dem sie im Vorbeifliehen nochmals Wiederkehr am andern Morgen versprach, dann setzte sie ihren Weg fort und langte sicher in der Giebelstube, dann bei den Kindern an. Ein stilles, seliges Glück im Herzen und ein noch höheres, vollkommeneres ahnend, suchte sie endlich Ruhe und Schlaf, die Worte, welche ihr Bitten gebildet, nun als Trost und Gebet wiederholend:

„Was Liebe gesündigt, kann Liebe vergeben!" —

Achtes Kapitel.

Margot.

Die Herren und Damen der Dienerschaft waren in ihre verschiedenen Dachstuben hinaufgestiegen, um zu schlafen, sich auszuruhen und zu neuen Thaten passend vorzubereiten, was ihnen auch, Dank der genossenen Stärkung und trotz des ununterbrochen tobenden Wetters, überraschend schnell gelang. Die wackere Frau Habicht schlief schon längst den Schlaf der Gerechten — ob ihr Gefangener wachend fortträumte oder den Schlaf gesucht, um seinen schönen Traum weiter zu verfolgen, war nicht zu ermitteln, denn der Dunkelheit, die in dem Alkoven herrschte, glich die tiefe Stille. Auch in dem Zimmer des alten Gottfried war es wieder Nacht geworden; auch er schlief und träumte wohl von der endlich Heimgekehrten, den besseren Zeiten und einem neuen Glück, das in Frau Ilsens Geleite in dem so schwer heimgesuchten Hause seinen Einzug halten würde. Nur das Licht in

dem Parterre-Zimmer brannte noch; Frau von Rambert war noch nicht zu Bett gegangen und noch immer mit seltsamer Hantirung beschäftigt.

Es war das ehemalige Privat-Kabinet des Kommerzienraths, dessen Ausstattung gegen damals kaum eine nennenswerthe Veränderung erfahren hatte. Ein großer Tisch mit matt polirter Platte, zum Arbeiten tauglich, nahm die Mitte des Raumes ein und vor demselben stand ein bequemer gepolsterter Sessel. In diesem saß Margot, vor sich die hellbrennende Lampe und eine Kassette, in der Größe eines Handkoffers, von blankpolirtem Eisen, mit zierlichen Messingreifen und Beschlägen versehen, die wie Gold blinkten und trotz ihrer zarten Konturen fest und stark sein mussten. An den beiden Schmalseiten waren Handhaben von gleichem Metall angebracht, die zum Fortschaffen der Kassette dienten und Margot hatte wohl alle Kraft aufwenden müssen, sie aus dem großen eisernen Mauerschrank, dessen Thür weit offen stand, hervorzuholen und auf den Tisch zu bringen. Hier lag der Inhalt der Eisenkiste ausgebreitet, ein buntes Vielerlei von Papieren und Mappen, offene Leder- und Sammt-Etuis mit blitzendem Schmuck und Geschmeiden, einzelne goldene, mit Steinen besetzte Gefäße und ganze Haufen etiquettirter, an beiden Enden sorgfältig gesiegelter Goldrollen.

All diese werthvollen Gegenstände waren mit einer Koketterie auf der Tischplatte geordnet worden, die laut für das Wohlgefallen sprach, welches die

Eigenthümerin an ihnen finden musste. Auch saß, oder vielmehr lag diese in bequemster Stellung in ihrem weichgepolsterten Sessel und ihre ganze Haltung drückte Behagen aus, wie das Lächeln der Mienen, der Blick der großen dunklen Augen, eine unverhohlene, doch auch recht gierige Freude kündete. Die dem Dämon des Goldes Verfallene weidete sich an ihrem durch Sünde errungenen Besitz. Doch was kümmerte sie dies? Sie dachte nicht daran, oder nur mit Verachtung über diejenigen, welche sich von ihr hatten täuschen lassen, mit Gleichgültigkeit, oder gar mit Freude über ihre gelungenen Lügen und Listen. Diese nächtlichen Stunden des Schauens ihrer Schätze, des Sichfreuens an deren goldenem Glanz waren ihre Entschädigung für den Zwang des Tages; sie wurden sogar mit der Zeit für Margot ein Bedürfniß und ihr Denken und Thun gestaltete sich dabei immer unheimlicher, sündiger. Der Ort wurde ihr zu einem Tempel, die eiserne Schatzkiste dort zu einem Altar, auf dem sie dem gleißenden Dämon, der ihr unumschränkter Herr und Gebieter geworden war, opferte, ihm in Orgien, die ihre Gedanken feierten, Anbetung zollte. Heute hatte sie besonderen Anlaß, im Geiste zu schwelgen in befriedigter gieriger Lust, denn erreicht war, wonach ihre Seele sich Jahre lang gesehnt, wofür sie rast- und rücksichtslos gerungen, wofür sie schwer gesündigt — und zu einer Verbrecherin geworden war: die Hälfte der Reichthümer ihres Onkels gehörte ihr, fest und unwider-

ruflich, durch seinen heute schriftlich niedergelegten letzten Willen, durch seine eigene Unterschrift. Fünf Millionen waren ihr Eigenthum geworden und auch die zweite Hälfte, die andern fünf Millionen können — nein! müssen ihr werden. Ihren Feinden sollen sie gehören, unter Bedingungen, die jene nie erfüllen werden — nie erfüllen dürfen! So sagt sie sich und ihr Geist beginnt bereits nach dem dunklen Wege zu forschen, den sie zu gehen hat, um auch zu diesem Ziel zu gelangen. Doch wozu? Vor der Hand sind die Beiden, die sie fürchtet und hasst, fern und entzweit. Ilse ist aufs Neue davongelaufen ihrem Manne nach, der seinerseits einer Pariser Dirne nachlief! Eine laute Lache musste die Brütende bei diesem Gedanken ausstoßen, und so unheimlich erklang der grelle Ton in der nächtlichen Stille, daß sie selber erschrocken darüber zusammenfuhr.

Margot wandte Blick und Gedanken wiederum ihren Schätzen zu. Doch immerfort drängte sich das Bild der fünf Millionen, diese Berge Goldes, vor ihre Seele und dämpfte die Lust an dem, was ihre Hände hielten. Jetzt ist es ein schwerer goldener Pokal von kunstvoller moderner Arbeit, reich mit Edelsteinen besetzt. Aufmerksamer als andere Stücke betrachtete ihn Margot, dann spielt ein verächtliches Lächeln um ihren Mund und leise spricht sie vor sich hin:

„Ein Geschenk der Stadt, als der Onkel zweimalhunderttausend Thaler hingab für das neue Waisen-

haus. Der Pokal soll ganze fünftausend Thaler werth sein — oder doch gekostet haben. Haha! fünftausend Thaler für zweimalhunderttausend! ein schönes Geschäft! Der alte Narr! — wie er nur seine zehn Millionen zusammengebracht haben mag? Ein solcher Träumer noch dazu! Na, das Glück wird ihm wohl im Schlaf gekommen sein — oder eine seiner dummen Feen, an die der Onkel wahr und wahrhaftig glaubt, wird ihm einen Heckdukaten gegeben haben. Gleichviel! die Millionen sind da und sie werden mein! ihretwegen darf ich ihm schon diese Dummheit vergeben. Fünftausend Thaler für zweimalhunderttausend! — unbegreiflich! zum Einsperren in ein Narrenhaus! Zwei und ein halb Prozent, Kapitalverlust obendrein. Und wenn ich das Ding verkaufen will, ist es vielleicht nur die Hälfte werth! — Weg damit! Der Alte hing sehr daran," sagte sie, indem ihre Finger den Pokal behutsam wieder in seine sammetne Hülle betteten, „doch hat er nicht mehr darnach gefragt, seit ich ihn an mich genommen. Du hast ihn mir ja geschenkt, lieb' gut Onkelchen! werde ich ihm mit meinen süßesten Tönen zuflöten, sollte er je darnach fragen und der träumerische Alte wird nicht mehr wissen ob's wahr oder eine Lüge ist. — O, er hat noch ganz andere Sachen geglaubt! Auf keinen Fall wird er es wagen, meine Aussage auch nur mit einem Wörtchen anzuzweifeln."

Nun beginnt sie die stoßweise neben einander liegenden Papiere, Urkunden und Quittungen, Staats-

und Eisenbahn-Obligationen in ihre Mappen und diese dann wieder in die Eisen-Kassette zu legen. Es geschieht jedoch langsam, zögernd, mit einem wollüstigen Behagen, als ob sie sich schwer von ihnen trennen, der gierigen Freude, welche sie ihr bereiten, kaum entsagen könne. Die Schmuckstücke und Geschmeide in ihren Etuis, die Goldrollen, wandern nach einander in gleicher Weise denselben Weg. Dabei setzt sie ihr Selbstgespräch in einem leisen Murmeln fort.

„Immerhin eine hübsche Summe, die ich hier zusammengebracht habe und hätte sie im Nothfall schon ausreichen können! — An Werthpapieren werden es nach dem heutigen Cours nahe an einmalhundertdreißigtausend Thaler sein, an Depositen sind es ihrer rund sechszigtausend, rechne ich Schmuck und Geschmeide nur fünfzigtausend, so repräsentirt mein kleiner Schatz, mit Hinzurechnung der dafür nöthigen Goldrollen einen Werth von zweimalhundertfünfzigtausend Thalern — eine Viertel Million! oder etwa zwölftausend Thaler Renten, wobei man immer noch nicht zu verhungern braucht, haha! — doch was ist dies Alles gegen die Aussicht, welche mir das Testament des Onkels eröffnet? Erbärmliches elendes Stück- und Flickwerk! — Zwanzig Mal so viel ist mir sicher — sobald der Alte die Augen zuthut und noch einmal so viel — wenn ich die Andern unschädlich gemacht habe! — Mir schwindelt, wirr und dunkel wird es vor meinen Augen, wenn ich an diese Summe denke,

sie mir vergegenwärtige, und dennoch — dennoch erfüllt der Gedanke mich mit einer Freude, der nichts Anderes auf Erden und im Leben — wohl auch nicht im Himmel gleicht — und die dennoch aus der Hölle stammen muß, da sie zugleich einen Stachel im Herzen zurückläßt, der sich immer tiefer hineinbohrt und ihm eine brennende Wunde schlägt, die wohl nie vernarben kann. Denn welche Genüsse kann das Gold mir bieten, größer und begehrenswerther als die des Erraffens und Anhäufens bis zum endlichen völligen Besitz? Mit diesem Augenblick flieht die gierige Lust und eine Leere bleibt hier zurück, die den Fluch ahnen läßt, der auf dem Golde ruhen soll — und die ich nicht auszufüllen weiß."

Unwillkürlich hat Margot dabei die Hand auf das Herz gepreßt, dessen mächtiges Schlagen sie fühlt und mit einem tiefen Seufzer sinkt sie in den Sessel zurück, sich in den Polstern zusammenkauernd, als ob sie suchen und finden wolle, wonach sie noch begehrt, das sie indessen bereits zu ahnen scheint.

In ein tiefes Brüten verfällt sie, doch blitzt ihr Auge dabei in einem Feuer, weit verschieden von dem, das vorhin die goldenen Schätze versengend zu verschlingen drohte, ihre Brust senkt und hebt sich immer mächtiger, ihre Pulse schlagen rascher und ihre Gedanken müssen ganz andere Wege gehen als bisher. Lang unterdrückte, dann wild sich Bahn brechende Seufzer entringen sich der

arbeitenden Brust, Seufzer, die endlich zu unartikulirten Lauten — zu Worten werden.

„Das Herz verlangt wohl endlich seine Rechte," tönt es aus ihr hervor. „Rechte — die ich nimmer habe anerkennen wollen — so lange das Gold mir begehrenswerther erschien. — Wo ist der Mann, der ihnen genügen könnte? — Ich sehe ihn nicht, habe mich nie um die Männer gekümmert, nie mit dem begehrenden Blick der Liebe nach ihnen ausgeschaut. Nun stehe ich allein, beneidet, gefürchtet — gehasst wohl gar, doch nicht geliebt! Ich wüsste Keinen, dessen Herz und Liebe zu gewinnen mir wünschenswerth dünkte — der in meinem Herzen eine Begierde zu wecken im Stande wäre. Und doch könnte ich den reichsten von Allen mir wählen, mein Reichthum wäre ihm ebenbürtig. Aber wozu? Gold würde die ersehnte Befriedigung nicht gewähren — ich hätte dessen ja genug — und dennoch — dennoch sehe ich Einen, der mein Auge reizen könnte. Er hat nichts als seinen männlich schönen Körper, doch ist er liebenswerth. Oft habe ich nach ihm ausgeschaut, ohne recht zu wissen weshalb, heute will es mir klar werden: der schöne Doktor wäre der Einzige, dem ich mein Herz zuwenden könnte. — Und dann habe ich seine Hülfe nöthig, um zu meinem Ziel zu gelangen," klang es wieder düster, plötzlich aber mit einem wilden Auflodern! „Ja, Rosembeau ist der Mann, den ich brauche: — Ob seine Liebe — oder sein Besitz mir die Befriedigung gewährt, von der ich träume — ob sie

überhaupt nur des Ringens werth ist — ich weiß es nicht. Aber ich brauche ihn und er wäre an mich gekettet; er würde mein Sklave sein, den ich wegschleudern, vernichten könnte, wenn er mir im Wege, oder ich seiner überdrüssig wäre. Den Weg dies Alles zu erreichen, sehe ich bereits klar vor mir — morgen werde ich ihn beschreiten, und deshalb für heute — genug!"

Energisch hatte sie sich erhoben und den Deckel des hochaufgefüllten Eisenkastens zugeworfen, daß der helle metallische Klang laut das Zimmer durchhallte. Nun verschloß sie ihn mehrfach, barg den Schlüssel in einem kleinen Ledertäschchen, das sie auf ihrer Brust trug und schickte sich an, den goldenen Schatz wieder in sein eisernes Mauergefängniß einzuschließen. Zweier Stühle bedurfte sie dazu, denn sie wäre nicht stark genug gewesen, den schweren Kasten vom Tisch schwebend bis zu dem sicheren Mauerschrank zu tragen. Die Stühle stellte sie zwischen diesen und dem Tische auf, dann brachte sie den Kasten, ihn hebend und ziehend, von der Platte auf den ersten Stuhl, von diesem auf den zweiten und endlich mit dem letzten Aufgebot ihrer Kraft, an seine Stelle in den Mauerschrank. Unter schwerem Aufathmen hatte sie die Arbeit vollbracht, nun verschloß sie auch die eiserne Schrankthür, und als ob mit diesem Abschluß ihres nächtlichen Thuns ihre Sinne sich wieder dem zuwendeten, was um sie her vorging, horchte sie auf.

Der Sturm, welcher draußen wüthete, war immer stärker geworden. Bis heran hatte er vergebens wider das massive Haus angekämpft, doch musste er sich endlich dennoch einen, wenn auch nur unmerklichen Einlaß erzwungen haben, denn durch das leise Erzittern der Eisenläden, drang nun ein scharfer zischender Ton, der einem grellen Klagelaut gleich, das Gemach durchhallte. Fast im selben Augenblick schnarrte im benachbarten Zimmer das Räderwerk einer Uhr, ohne daß ein Glockenschlag die Stunde verkündete.

Margots Körper schnellte empor, die Brauen zogen sich finster über dem glühenden Auge zusammen und mit unterdrücktem Grimm stieß sie hervor:

„Da höre ich ihn schon wieder, den entsetzlichen jammernden Laut! und immer heftiger, dräuender tönt er an mein Ohr, mich anzuklagen und zu schrecken. Auch die Stunde ist's — o, ich weiß es wohl! obgleich ich all den vorlauten Uhren um mich herum ihren Glockenton genommen habe. Entsetzlicher Laut — entsetzliches Gesicht!" brauste sie auf, sich gegen den Schrecken wehrend, der sie zu überwältigen drohte. „Wollt ihr denn immer wiederkehren, mir keine Ruhe gönnen — mich zwingen, jener Stunde der Sünde zu gedenken — seiner letzten Worte — seines letzten Seufzers! — Ah!"

Einen grellen Schrei hatte sie ausstoßen müssen und beide Hände schlug sie vor die Augen, Blick

und Antlitz zu bergen. Denn fast zugleich mit ihren Worten war das zischende Tönen des Windes wieder hörbar geworden, stärker und anhaltender als zuvor. Steigend und fallend erklang es in Pausen, bald wie im wilden Zorn, bald mit unheimlichen Klagetönen. Doch unbeweglich und hoch aufgerichtet stand Margot da, noch immer mit einer fast dämonischen Willenskraft den Unheimlichkeiten des Augenblicks trotzend. Als die Töne schwächer wurden, die Hände sich endlich von dem Antlitz löſten, da erschien dieses starr und bleich, wie aus Stein gemeißelt. Das weite offene Auge blickte starr und unabläſſig ins Leere und mit tiefer grollender Stimme, die wohl zu dem Heulen des Sturmes draußen paſſte, sprach sie langsam bald abgeriſſen, bald haſtig, mit einem zischelnden Flüstern vor sich hin:

„Wohl sehe ich Dich — wie ich Dich gehört habe! — Doch schreckst Du mich nicht, bleiches, blutloses Gesicht, ich ertrage heute noch Deinen brechenden Blick. Aus der Stirne rinnt das Blut — immerfort — unaufhaltsam! — den Verband löste ich — er deckt die Wunde nicht mehr, und Du bist verloren — mit dem rothen Blut entströmt Dein elendes Leben. — Sein Athem wird schwächer — immer schwächer! — Rinne zu, daß es ein Ende nimmt! — rinne zu! — — Ah! — nun ist's geschehen! — Nun hat der Elende seinen Lohn und ich — kann ruhig schlafen!"

Jetzt ergriff Margot die Lampe, doch diese

schwankte in ihren Händen; ihre Finger zitterten, wie die Glieder ihr wankten, als sie nun dem Nebenraum, ihrem Schlafzimmer zuschritt.

Die Sünderin hatte dennoch, trotz ihres verhärteten Herzens, die Nähe des zürnenden Richters empfunden.

— — — — — — — — — — —

Am andern Morgen erschien Frau von Rambert in einer auffallend hübschen und geschmackvollen Morgentoilette, mit frischen Wangen, klarem, offnem Blick und freundlichen Mienen unter ihrer Dienerschaft, sogar zu einer für die Hausdame ungewöhnlich frühen Stunde. Die Erlebnisse der Nacht mussten auf die energische Frau nur einen augenblicklichen Eindruck gemacht haben; wiederum Herrin ihres klaren Denkens lachte sie ihrer Visionen. Sie war wieder die alte Margot geworden, die ganz genau wusste, was sie wollte und besonders, was sie heute zu thun hatte. Vor allen Dingen trieb es sie, nach dem lieben guten Onkel zu sehen, zu erfahren, wie er die Nacht verbracht und ob er wohl sei — das heißt, den Umständen nach, wohl sei. Die Leute des Hauses wussten sich diese gute Laune der sonst so strengen und harten Haustyrannin nicht zu deuten, mit ihrem nächtlichen Gelage hatten sie solchen freundlichen Morgengruß doch wahrlich nicht verdient, ebenso wenig wie der Portier Wenzel, den man in der Früh noch total betrunken auf dem Boden seiner Loge gefunden und lange hatte rütteln müssen, um ihn zu wecken,

damit er das Hausthor aufschließe. Ein Witzbold der Küchengesellschaft meinte zwar, „daß bei dem furchtbaren Sturm, der draußen heule, es nicht mehr wie recht und billig wäre, im Hause schönes Wetter zu haben."

Doch dieser Morgensonnenschein sollte nicht lange währen und wenn er sich auch nicht in ein Unwetter wandelte, wie das noch immer andauernde, so musste er doch bald einer trüben gewitterschwülen Atmosphäre weichen, die das Schlimmste befürchten ließ.

Nach einigen flüchtigen Anordnungen für den laufenden Tag, die in freundlicher Weise gegeben, das Beste hoffen ließen, begab sich Frau von Rambert zu ihrem Onkel, um auch hier eine Veränderung zu finden, die Aehnlichkeit mit der hatte, welche sie zur Schau trug, wenn ihr auch eine ganz andere Ursache zu Grunde lag. Schon im Vorzimmer trat ihr die Habicht entgegen mit den hastig und in wichtigster Weise geflüsterten Worten:

„Was heute Nacht mit dem alten Herrn vorgegangen ist, gnädige Frau, begreife ich nicht! Ganz allein ist er aufgestanden, hat sich angezogen, ohne seine Stunde und Monsieur Pierre abzuwarten."

„Und Ihr?" klang es schneidend, von einem finstern Blick begleitet, dem Weibe entgegen.

„Ich war zuerst gegen Morgen — ein wenig eingenickt," antwortete die Habicht verlegen. „Das

anstrengende, anhaltende Wachen hatte mich gar zu sehr angegriffen."

Wieder traf sie ein scharfer stechender Blick der dunklen Augen, dann sprach Frau von Rambert:

„So werdet Ihr auch wissen, was vorgegangen ist — wenn sich überhaupt irgend etwas Besonderes ereignet haben sollte. Ich werde es sogleich erfahren."

Und ohne sich weiter um die Frau zu kümmern, welche mit einer spöttischen Grimasse langsam hinter ihr drein schritt, trat Margot in das Schlafzimmer ihres Onkels.

Wieder lächelte das eben noch so finstere Gesicht und leichten Schrittes, fast hüpfend, näherte Margot sich dem Sessel, in welchem ihr Onkel in der That schon vollständig angekleidet saß, diesem mit der schalkhaften Liebenswürdigkeit eines jungen Mädchens die Wange zum Morgenkuß bietend. Doch es kam nicht dazu, denn das Aussehen des alten Mannes zeigte gegen früher eine so auffallende Veränderung, es strahlte ordentlich in einer stillen Glückseligkeit, daß Margot dies wie einen Stich empfand und von Herrn Imhof zurückfuhr. Dieser musste auch an ganz Anderes denken, als an den zu gebenden Morgenkuß, denn er beobachtete die plötzliche Flucht der rothen Wangen und ihrer Herrin nicht im mindesten. Dafür aber faltete er die Hände, schaute Margot mit glänzenden Augen an und flüsterte in einer fast feierlichen Erregung ihr zu:

„Margot — Margot! wenn Du wüsstest, was

mir heute Nacht begegnet ist! — Doch, Du kannst es nicht erdenken, nicht errathen, sonst stündest Du nicht so fern von mir, schautest mich nicht so fremd, so kalt an, daß ich es zu spüren vermeine. Ein Wunder ist mir armem alten Mann geschehen — ein Märchen habe ich erlebt — geträumt! — Ilse sah ich wieder, hörte ihre Stimme, die zu mir um Vergebung flehte! Ich fühlte ihren Kuß auf meiner Stirn — ihre Thränen auf meiner Hand, hier — hier!" Und er führte die Hand an seine Lippen und küsste wiederholt die Stelle, auf welche er gedeutet hatte, während zugleich seine Augen sich mit Thränen füllten. Dann schaute er wieder nach Margot hin und fuhr in seinem glücklichen Plaudern fort: „Doch warum freust Du Dich nicht mit mir, Margot? Warum stehst Du noch immer so fern und schaust mich so —"

Plötzlich brach sein Reden ab und die Lippen, auf denen das Wort erstorben war, blieben krampfhaft geöffnet. So starrte er Margot an, deren Aussehen ihm Schrecken einzuflößen schien.

Unbeweglich, an ihrer früheren Stelle stand Frau von Rambert, doch bleich war ihr Antlitz geworden, Haß und Zorn wollten gewaltsam in ihren Mienen hervorbrechen und nur ein eiserner Wille, ein unsägliches Staunen hielt sie noch gebannt. Voll ruhte das dunkle Auge auf dem alten Mann, der das seinige bald niederschlagen musste und wie von einem leichten Schauer berührt, fröstelnd in seinen Sessel zurücksank.

Wie ein Reif in der Frühlingsnacht die Blüthen tödtlich trifft, so hatte das kalte, steinerne Antlitz die Freudenblüthe vernichtet, die in dem armen Vaterherzen aufgekeimt war und sich bereits so herrlich entfaltete. Armer alter Mann!

„Warum soll ich mich freuen, wo ich weinen möchte?“ sprach endlich Margot mit einem Ton, so eisig kalt und in einer so befremdenden Sprechweise, daß Herr Imhof darob aufs Neue zusammenschrak. „Ihr seid krank — sehr krank, guter armer Onkel! Es steht schlimmer mit Euch als Ihr ahnt,“ fuhr sie die Stimme mehr erhebend, erbarmungslos fort. „Was Ihr mir soeben erzählt, ist mir ein trauriges Zeichen, daß meine Befürchtungen und die unseres Arztes nur zu gegründet gewesen sind. Es ist die höchste Zeit, die heiligste Pflicht für uns, ernstere Maßregeln zu ergreifen, soll nicht das Schlimmste, das Entsetzlichste geschehen! — soll neben Eurem Körper nicht auch Euer Geist erkranken! — Nein, mein lieber, armer Onkel!“ rief sie plötzlich, wie von ihrem Gefühl überwältigt in der seitherigen gewohnten theilnahmsvollen und herzlichen Weise — sie hatte sich wohl wieder so weit gefasst, um ihre Rolle fortspielen zu können — „Ihr sollt von nun an nicht mehr über Eure Margot zu klagen haben. Verzeiht mir auch diese neue — Sorglosigkeit, daß ich Eure Hut, Euer mir so theures Wohlbefinden andern Händen, der Sorge einer Fremden überweisen konnte. Doch wer vermochte nur zu ahnen, daß mein Vertrauen

so getäuscht werden würde? Nochmals Verzeihung, lieber Onkel! Von nun an werde ich selber Deine treue Wächterin sein und Dein Lager soll in einem Zimmer — dicht neben dem meinigen aufgeschlagen werden. Dort wirst Du ruhig und sicher schlafen können und ich — werde keine Angst mehr um den lieben guten Onkel auszustehen haben."

„Ich bin ja gar nicht krank, Margot," rief Herr Imhof erschrocken und voller Angst, „nur ein wenig schwach und heute fühle ich mich weit wohler und kräftiger als seither. Mein Schlafzimmer soll ich aufgeben, wechseln müssen? Nein, nein!" —

„Keine Widerrede, theurer Onkel!" unterbrach Margot die ängstlichen Protestationen des alten Mannes. „Ich bringe keine Opfer, thue nur meine Pflicht und es geschieht mit Freuden. Sobald unser Arzt kommt, werden wir mit ihm reden, denn er hat das letzte Wort zu sprechen und endgültig zu bestimmen, wo Du am besten und sichersten aufgehoben sein wirst. Ich werde einstweilen meine Vorbereitungen treffen und Dir den wackeren Pierre senden, der weit zuverlässiger ist als Deine bisherige Wärterin."

Mit einem schweren Seufzer sank Herr Imhof in seinen Sessel zurück, er fühlte seine Ohnmacht gegen den eisernen Willen Margots anzukämpfen und daß er sich auch diesen neuen, ihn so überaus hart treffenden Anordnungen werde fügen müssen. Auch hatte Margot bereits das Schlafgemach verlassen und war nach dem Vorzimmer geeilt, dessen

Eingang sie hinter sich zuzog. Dort harrte Frau Habicht ihrer. Eine Klingel ließ sie ertönen und dem erscheinenden Bedienten wurde der Auftrag, Pierre zu dem Herrn Kommerzienrath zu bescheiden, damit er bei ihm bleibe und über ihn wache. Dann wandte sie sich an die Habicht. Nun that sie ihrem Zorn keine Gewalt mehr an, deutlich drückte er sich in ihren Mienen aus und die Wärterin mit ihren finstern Blicken anschauend, sprach sie mit unterdrückter Stimme, kurz und befehlend zu dieser:

„Was heute Nacht hier nebenan bei dem Kranken vorgegangen ist, frage ich Sie nicht, denn Sie werden es nicht wissen. Anstatt zu wachen haben Sie bis nach Mitternacht oben in meinen ehemaligen Zimmern sich mit den Leuten des Hauses unterhalten, getrunken, gelacht, gelogen und verleumdet — und was weiß ich sonst noch Alles getrieben! Sie haben meine Anordnungen nicht befolgt, Ihre Rolle hier im Hause ist ausgespielt — Sie können gehen — sogleich!"

„Sie setzen mich vor die Thür, bei diesem furchtbaren Unwetter, wo man keinen Hund auf die Gasse jagt?" entgegnete Frau Habicht langsam und mit einem recht boshaften Trotz, dabei die grauen Augen herausfordernd auf Frau von Rambert gerichtet. „Ist dies wirklich Ihr Ernst, zwingen Sie mich, Ihr Haus Knall und Fall zu verlassen, so werde ich mich beeilen, Ihnen zu beweisen, daß ich nicht allein lügen und verleumden kann, wie

Sie — die Güte haben, mir vorzuwerfen, sondern auch befähigt bin, die Wahrheit zu reden. Ob diese der gnädigen Frau angenehmer sein wird, als meine vermeintlichen Lügen und Verleumdungen, werden wir dann bald erfahren."

Margot hatte die Zähne zusammengebissen und den Kopf weggewendet. Sie zitterte, denn sie fühlte, daß sie in der Hitze ihres Zornes zu weit gegangen war. Den Blick auf die Regenluft gerichtet, die den jungen Tag verdüsterte, dem Sturm horchend, dessen Heulen stoßweise und recht beängstigend erklang, sagte sie endlich:

„Allerdings wäre es unmenschlich, Euch bei diesem Wetter auf die Straße zu jagen und ich will Mitleid haben und Euch eine Frist gönnen. Geht hinauf, wo Ihr gestern Nacht geweilt, dort bleibt und wacht über das, was — dort, etwa auf den Gängen, oder bei dem alten Gottfried vorgehen könnte. Erprobt Ihr Euch hier als wachsam, so könnte ich wohl noch einmal Gnade für Recht ergehen lassen. Geht!"

Ein kriechendes Danken des Weibes abwehrend, verließ Margot hastig das Appartement. „Jetzt zu dem Andern!" keuchte sie. „Ist der Alte nicht verrückt geworden, hat er keine Vision, sondern ein Wesen von Fleisch und Bein vor sich gehabt, so muß der Gottfried darum wissen und ich will es erfahren."

Bald stand sie vor dem Bett des kranken, durch die Gicht gelähmten Dieners. Auch dieser

schien sich ungewöhnlich wohl zu fühlen, doch wie Margot auch in ihn drang, bald mit Bitten, bald mit Drohen, er verrieth nichts und antwortete dafür mit einer solchen gutgespielten naiven Unbefangenheit, daß Margot dadurch schließlich beruhigt wurde.

„Ich sehe Gespenster, wo keine sind," sagte sie sich, die Treppen zu den Parterreräumen niedersteigend. „Und wie hätte sie auch in das Haus, bis zu ihm dringen können? Sie ist ja weggefahren — ihrem Manne nachgelaufen — und an dem Wenzel würde sie nimmer ungesehen vorbeigeschlüpft sein. Dummheiten! — Dennoch will ich sicher gehen und ruhig schlafen können."

Die Parterreräume auf der andern Seite des Korridors gehörten ebenfalls zu dem jetzigen Appartement Margots und waren ebenso luxuriös, wie die nach der Straße zu liegenden Zimmer eingerichtet, wurden jedoch von Frau von Rambert so gut wie nicht benutzt. Sämmtliche Gemächer gingen nach dem Hofe hinaus und da sie früher ebenfalls als Komptoir gedient hatten, so waren ihre Fenster, wie die der Straßenfronte auch mit zierlichen, doch starken Eisenstäben versehen. In das Zimmer, welches ehedem als Kasse gedient hatte, trat Margot ein und schaute sich prüfend nm, und bald umspielte ein häßliches Lächeln ihren Mund.

Es war ein sehr großes Gelaß, mit einer breiten und tiefen Nische in der Wand, in welcher früher die eisernen Geld- und Dokumentenschränke des Handlungshauses gestanden hatten. Von Margot

war es zu einem Schlafgemach, die Nische zu einem Alkoven hergerichtet worden. Für wen? das hatte sie damals vielleicht selber nicht gewusst — etwa weil ein solches Gelaß als Fremden- und Besuchszimmer zu einem wohleingerichteten Appartement gehörte — vielleicht auch in dem dunklen Ahnen, daß sie es einst zu dem Zweck benutzen könne — den es just in diesem Augenblick erfüllen sollte. — In dem Alkoven befand sich ein prächtiges Bett, von reichen, schweren Seidendamast-Gardinen in weichen Falten umwallt. Ein Tisch, Sessel und alles sonst noch zur Bequemlichkeit Nöthige stand dort. Das Zimmer selbst war mit einer verschwenderischen Pracht eingerichtet, nur etwas zu dunkel, weil es das letzte der Reihe war und seine Fenster auf den Hof hinausgingen, den hier die Stall- und anderen Räume begrenzten. Auch hatte es nur einen Ausgang auf den Korridor, dafür aber als früheres Kassenzimmer eine schwere und gut verwahrte Thür. Die zweite eiserne Thür, welche vordem noch den Eingang in diesen wichtigen Raum geschützt hatte, war von Margot entfernt worden; heute bedauerte sie dies. Dennoch lächelte sie boshaft, in dem Raum umherblickend.

„Wie zu einem Gefängniß geschaffen, ohne es zu scheinen," murmelte sie, die Thür in Bewegung setzend und deren starkes Schloß prüfend.

„Die Falle ist fertig! Wenn es gilt, sie zu schließen, brauche ich nur zuzugreifen," fuhr sie fort, „und sie schlägt zu. — Nun das Letzte! Den

Doktor, meinen schönen Rosembeau, habe ich noch vorzubereiten und zu bearbeiten, damit seine Weisheit — oder Schlechtigkeit! — verordnet, nicht was der Kranke — haha! nein, was die arme Margot bedarf!"

Nun schloß sie die Thür und trat in ihren Salon zurück, dort zuerst sich im Spiegel beschauend, ihre Toilette und Coiffüre ordnend und kokett verbessernd. Dann warf sie sich auf das Sopha, um, ihren Gedanken nachhängend, ihre Pläne weiter ausspinnend, den Arzt zu erwarten. — Um ihren Onkel bekümmerte sie sich nicht, Pierre war ja bei ihm, und dieser musste dem Alten als Gesellschaft genügen, wie er Margot als Wächter genügte.

Neun Uhr war vorüber, da hielt endlich das elegante Coupé des Doktors vor dem Thor des Hauses und Wenzel, der eine feine Spürnase zu haben glaubte, sprang nicht allein behende aus seiner Loge, dem einflußreichen Manne höchst eigenhändig den Eingang zu öffnen, sondern ihn auch der Herrin des Hauses zu melden. War er doch dafür eines freundlichen Dankes des Herrn Doktors und eines huldvollen Lächeln der gnädigen Frau gewiß.

Nachdem Doktor Rosembeau in den Salon getreten, Wenzel sich mit seinem stehenden „Sehr wohl, gnädige Frau", wenn auch diesmal durch nichts veranlasst, wieder entfernt hatte, blieb das prüfende Auge des schönen Arztes lange und ernst auf Frau von Rambert ruhen, die scheinbar angegriffen, mit verschleierten Blicken, wie hingegossen auf dem Sopha

lag. Sie streckte ihm die Hand entgegen, welche der Doktor erfasste und weit feuriger küsste, als sich dies für den ernsten Hausarzt wohl geziemt hätte. Doch Frau von Rambert nahm es nicht übel, im Gegentheil! Mit einem matten Lächeln deutete sie auf einen Sitz ihr zu Häupten, den wohl kein Zufall gerade dorthin gerückt hatte. Der Doktor ließ sich nieder und nach den ersten Begrüßungen fragte er nach dem Befinden des theuren Patienten.

„Es steht schlecht mit ihm, lieber Doktor," seufzte Frau von Rambert, die Augen wie in Schmerz von ihm abwendend. „Neue Symptome sind zum Vorschein gekommen, die mir Schrecken einflößten. Denken Sie nur! die ganze Nacht hat er außerhalb des Bettes zugebracht, allerlei fremde Gestalten um sich gesehen, mit ihnen verkehrt, geplaudert! Er muß einen Anfall von Geistesstörung gehabt haben und wird von nun an der strengsten Aufsicht bedürfen! Rathen, helfen Sie mir, liebster, bester Doktor, wenn ich Aermste nicht selber krank und noch unglücklicher werden soll — als ich es schon bin!"

Doktor Rosembeau war Margots Reden aufmerksam gefolgt und hatte sie dabei mit scharfen, forschenden Blicken unverwandt angeschaut. Er musste noch nicht wissen, wohinaus seine Gönnerin wollte, und so ward es ihm auch nicht möglich, eine bestimmte Haltung ihren heutigen geheimen Plänen und Wünschen gegenüber anzunehmen.

Somit beachtete er denn auch die Lamentationen Margots vor der Hand nicht und fragte nur:

„Und die Wärterin?“

„Ist ein ganz abscheuliches, gewissenloses Weib!“ entgegnete Frau von Rambert bereits gereizt, denn sie hatte ganz andere Worte erwartet. „Die ganze Nacht hat sie in den oberen Räumen bei der Dienerschaft zugebracht, was sie dort getrieben haben, mag der Himmel wissen! Sie hat mir ihre Sünden eingestanden und musste ich sie natürlich aus dem Krankenzimmer verbannen. Ich selbst werde von nun an des Onkels Wärterin sein.“

„Wie und durch wen haben Sie denn die Vorfälle der Nacht erfahren?“

„Durch wen? Nun durch den Onkel selbst.“

„So muß er also wieder zu sich gekommen sein.“

„Heute Morgen erzählte er mir all das tolle Zeug, er hat mir einen schönen Schrecken eingejagt! Doch Sie, liebster Herr Doktor, scheinen mich heute nicht begreifen zu wollen. Ihre vielen Fragen machen mich ganz nervös.“

„Ich möchte Sie dringend bitten, sich zu beruhigen,“ sprach nun Doktor Rosembeau mit freundlichster Besorgniß, dabei die matt herabhängende Hand Frau von Ramberts ergreifend und unter dem Vorwande, den Puls zu untersuchen, recht sanft und lange drückend. „Sie selbst scheinen mir krankhaft aufgeregt zu sein und werde ich mich wohl noch angelegentlicher mit Ihrer theuren Gesundheit zu befassen haben, als mit Ihrem Herrn Onkel. Sie kennen seinen Zustand so genau, besser fast, als

sein Arzt, daß Sie auch wohl im Stande sein werden, die einzuschlagende Behandlung anzudeuten. Wie denken Sie darüber? Bitte, halten Sie mir Ihre Ansicht nicht vor, ich bin überzeugt, daß Sie die richtigen Fingerzeige geben können, nach denen der Arzt wird handeln müssen."

Immerfort hielt er Margots Hand mit sanftem Druck gefasst und sie hinderte es nicht. Eine leichte Röthe ließ das wallende Blut auf ihren Wangen erscheinen und vor den Gluthblicken der schönen Augen des Arztes musste sie die ihrigen niederschlagen. Dennoch entzog sie ihm die Hand noch immer nicht und der Seufzer, welcher sich ihrer Brust entrang, konnte wohl für ihren angegriffenen Zustand sprechen, wenn er vielleicht auch ganz anderer Ursache sein Entstehen verdankte. Endlich sprach sie langsam, als ob sie über Mittel und Wege, dem Onkel zu helfen, nachsinne:

„Vor allen Dingen meine ich, daß wir den Kranken hinunterbetten müssten, in meine Nähe, damit ich selber ihn überwachen kann. Denn der Hut eines fremden Menschen möchte ich ihn nicht mehr anvertrauen."

Doktor Rosembeau hatte sie vollständig ausreden lassen und erst nach einer Pause entgegnete er:

„Ich bin durchaus mit Ihnen einverstanden. Es würde dies das Beste für unseren Patienten sein. — Nur fürchte ich, daß das Wachen Sie allzu sehr anstrengen wird."

„Ich habe ja meine Kammerfrau in meiner Nähe, die mich auf Stunden ablösen könnte."

„Dann sehe ich kein Hinderniß mehr. Doch weiter!"

„Nun müßte ich mich auf Ihr Gebiet wagen," entgegnete Margot zögernd und schüchtern, wie ein zagendes Mädchen, „und dazu fehlt mir der Muth."

„Reden Sie immerhin!" rief lächelnd und ermuthigend der Arzt. „Vielleicht wirkt Ihre Liebe zu dem theuren Onkel ein Wunder und Aesculap selber spricht durch Ihren Mund."

„Mein Vorschlag ist im Grunde ein sehr einfacher und gleich natürlicher. Ich meine, wir müßten dem Kranken für Schlaf sorgen — für einen gesunden, festen Schlaf, damit wir ihm solche Hallucinationen ersparen, wie ihn vergangene Nacht welche verfolgt und gepeinigt haben und die den Rest seiner Gesundheit nur allzu rasch zerstören würden."

„Ganz richtig! — Doch mit welchen Mitteln glauben Sie, daß hier am besten und sichersten zu wirken sein dürfte?" So sprach Doktor Rosembeau, der diesmal keine halben Worte verstehen zu wollen schien, den Blick nicht von Margot abgewendet.

„Nun, ich dächte," entgegnete diese mit einem Anflug von Verlegenheit und die Lippen zusammenpressend, „einige Opiumtropfen, oder Morphiumpulver dürften genügen. Doch dies Alles werden Sie besser wissen, als ich."

„Morphiumpulver dürfte allerdings genügen," wiederholte der Arzt. „Ich werde den Kranken unter-

suchen und ihm dann einige, doch wohl nur recht schwache verschreiben."

„Ich fürchte, Sie werden dennoch eine stärkere Dosis anwenden müssen," entgegnete Margot, unter den halbgeschlossenen Lidern einen flüchtigen, doch scharfen Blick nach dem Doktor hinsendend. „Sein Zustand wird Sie besser belehren als meine unbehülflichen Worte. Gehen Sie nur zu ihm hinauf, ich fühle mich wirklich zu Tode matt und will Ihre Anwesenheit bei unserem Kranken benutzen, um noch ein wenig auszuruhen."

„Ihrem Wunsche werde ich sofort nachkommen, gnädige Frau. Doch zuvor müssen Sie mir noch einige Worte über Ihren Zustand gestatten."

„Was kann dieser Bedenkliches haben? Wie vermöchte er Ihr besonderes Interesse zu erregen?"

„Er flößt mir allerdings kein Bedenken ein, und dennoch erregt er meine Aufmerksamkeit, mein Interesse erst recht, da mir doch Gelegenheit genug geboten wurde, die vortrefflichen Eigenschaften Ihres Herzens und Ihres Geistes kennen zu lernen und zu bewundern — selbst wenn nicht schon Ihre seltene, hervorragende Persönlichkeit jeden für weibliche Schönheit empfänglichen Mann zur Bewunderung zwänge."

„Sie sind ein Schmeichler, Doktor!"

Nur ein Arzt, verpflichtet, die Wahrheit überall zu erkennen und auszusprechen."

„Und welche Mittel würde denn dieser wahrheit-

liebende Arzt meiner armen, angegriffenen Persönlichkeit anrathen?"

„Hm! es gäbe der Mittel manche, doch nur eines würde radikal helfen," entgegnete Rosembeau, bei dem sehr rasch der Doktor vor dem galanten Manne in den Hintergrund zu treten schien.

„Und dies wäre?" klang es so unbefangen, als ob jene verfänglichen Worte an ein unerfahrenes Mädchen gerichtet gewesen wären.

„Vor allen Dingen Luftveränderung; eine Reise nach Italien und als Endziel — eine Saison in Paris."

„Ah! das wäre herrlich!" jauchzte Margot fröhlich auf, um dann sofort recht niedergeschlagen hinzuzufügen: „Ich bin thöricht wie ein Kind! Wie darf ich, eine alleinstehende Frau, an eine solche Reise, an solche Genüsse nur denken?"

„Natürlich dürfen Sie nicht allein reisen — auch würden Sie nur in Begleitung eines wahren Freundes Genuß von solcher Reise haben."

„Und am allersichersten würde sie wohl für die arme Patientin, die vor Langweile stirbt, von Statten gehen, wenn dieser wahre Freund zugleich auch — ihr Arzt wäre," entgegnete Margot schalkhaft lächelnd.

„Wie immer, treffen Sie auch hier das Richtige!" rief Rosembeau, gleich heiter auf einen scheinbaren Scherz eingehend. Der heiße Kuß, den er dabei auf die feine, weiße Hand Margots drückte, sprach indessen ganz anders und sehr deutlich, wie ernst die Worte gemeint gewesen.

„Wir reden später — ein anderes Mal darüber, lieber Doktor," rief Margot, plötzlich den Ton wechselnd. „Beschäftigen wir uns vor der Hand nur mit dem Zunächstliegenden — auch habe ich Sie dem armen Onkel schon zu lange vorenthalten. Eilen Sie zu ihm, untersuchen Sie seinen Zustand, ordnen Sie seine Uebersiedlung in mein Erdenreich an und vergessen Sie nicht das Rezept zu schreiben, damit ich es sofort in die Apotheke schicken kann."

Der warm gewordene Doktor wollte noch einigen Widerstand versuchen, doch Margot, die aufgesprungen war und ihre früher vorgeschützte große Mattigkeit vollständig vergessen haben musste, drängte ihn hinaus und die Treppe hinauf, um dann ohne weiteren Aufenthalt die Lüftung und völlige Herrichtung des neuen Schlafzimmers — oder Gefängnisses des „guten, lieben Onkels" in Angriff nehmen zu lassen.

Als nach einer Viertelstunde Doktor Rosembeau wieder bei Frau von Rambert erschien, händigte er dieser ein zierliches rosa Blättchen ein, auf dem er sein Rezept, für Laienaugen unleserlich, gekritzelt hatte. Ruhig, sogar in einem trockenen Geschäftston sprach er zu ihr:

„Ich habe all' Ihre Angaben bestätigt gefunden, Ihr Herr Onkel redet irre. Was diesen bedenklichen Zustand herbeigeführt haben kann, ist mir im Augenblick unerfindlich. Nur dies Eine steht fest: er bedarf der Ruhe, des Schlafes, und so habe ich mich denn genöthigt gesehen, stärkere Mittel in Anwen-

dung zu bringen. Hier das Rezept des Morphiumpulvers, doch ersuche ich Sie, vorsichtig in seiner Anwendung zu sein; das Mittel ist heilsam, doch auch gefährlich. Nur ein Pulver darf er nehmen, sollte der Schlaf sich nicht von selbst einstellen — mehrere derselben, vielleicht schon deren zwei, dürften den Kranken in einen Schlaf versenken — aus dem er vielleicht nimmer wieder erwachen würde."

„Haben Sie keine Sorge, bester Doktor, ich werde wachen, damit Ihre Anordnungen — und nur Ihre Anordnungen strenge befolgt werden," entgegnete Margot mit größter Unbefangenheit, sogar mit einem verbindlichen Lächeln. Nur ihre Finger zitterten ein wenig, als sie das Rezept erfassten — gewiß nur deshalb, weil der Doktor es gleich gefährlich wie heilsam bezeichnet hatte.

Doktor Rosembeau entfernte sich, trotz des Unwetters seine Rundfahrt fortzusetzen und mit dem Versprechen, morgen früh zu gleicher Stunde wiederzukehren. Frau von Rambert übergab das verhängnißvolle Rezept jedoch noch keinem Diener zur Besorgung; sie musste für einige Augenblicke in ihr Zimmer eintreten, es war ihr, als ob ein Schwindel sie befallen hätte, von dem sie sich erst erholen musste.

Neuntes Kapitel.

Magda's Bild.

An demselben Morgen hatte Frau Ilse längere Zeit in ihrer Giebelstube geweilt und dort mancherlei Hantierungen vorgenommen. Dann stieg sie wieder in ihre Wohnung hinab, weckte die Kinder, kleidete sie an und besorgte das Frühstück. Als sie glaubte, daß Mutter Bernis ihre Stube in Ordnung gebracht und ihren Morgenkaffee getrunken haben konnte, nahm sie die Kinder bei der Hand und führte sie in die untere Etage zu der alten Frau.

Diese war schon längst auf den Beinen und mit ihrer kleinen Wirthschaft in Ordnung. Schien auch irgend ein geheimer Kummer auf ihr zu lasten, der ihr faltiges Antlitz fahler erscheinen ließ, so griff sie doch rüstig zu, wenn es der gewohnten Arbeit galt, und die Leute, welche am Morgen mit ihr verkehrten, ihr die Provisionen für die Küche brachten, hatten noch keine Abnahme der rauhen Energie der Alten wahrgenommen. Als Ilse eintrat,

saß sie bereits mit einer schneeweißen Haube auf dem Kopfe, den Strickstrumpf in der Hand, auf ihrem Lieblingsplätzchen am Fenster. Die Stube war so sauber, unter dem weißen Sand leuchtete der blankgescheuerte Fußboden ordentlich hervor, die Möbel blinkten und jeder Gegenstand stand oder lag an richtiger Stelle, daß diese Ordnung und Reinlichkeit einen angenehmen Eindruck machen musste. Auch Frau Ilse empfand solche Wirkung und ihre ernsten Züge heiterten sich auf. Sie trat auf die alte Frau, an welche die Kinder sich bereits herangedrängt hatten, zu und reichte ihr die Hand zum Gruß. Ruhig, doch nicht unfreundlich wurde dieser erwidert und als Frau Ilse, nicht ohne einen Anflug von Verlegenheit, ihr Anliegen vorgebracht hatte, die Kinder auf ein Stündchen bei ihr zu lassen, weil sie — oben zu arbeiten habe, erklärte Mutter Bernis sich gerne, sogar recht eifrig damit einverstanden. Doch hielt sie die junge Frau noch zurück, um ein wenig mit ihr zu plaudern und nöthigte sie, dabei sich auf den zweiten Stuhl am Fenster niederzulassen. Einstweilen wollte sie den Kindern ihre alte Bilder-Chronik geben. Viel zu verderben sei nicht mehr an dem Buche, meinte sie, und lesen könne sie auch nicht mehr darin, und so wäre die alte Scharteke doch noch zu etwas nutz. Mutter Bernis war plötzlich gesprächig geworden und hatte dabei aus einem Kasten einen alten in Pergament gebundenen Quartband geholt und den Kleinen übergeben, was von diesen mit einem lauten Jubel

begrüßt worden war. Sie kannten das Buch mit den vielen schönen Bildern: Ritter mit wehenden Federn auf den Eisenköpfen, mörderische Schlachten und fabelhafte Städte und Burgen vorstellend, doch hatte die alte Frau es ihnen bis jetzt nur gezeigt. Nun sollten sie es allein besitzen, es nach Herzenslust vom Anfang bis zum Ende, wie sie es wollten, betrachten dürfen. Das war schön, zu herrlich! und allsogleich kauerten sie sich mit ihrem Schatze nieder. Paul nahm das schwere Buch auf seine Kniee und begann der vor ihm auf einem Schemel sitzenden Jeanne die Bilder zu zeigen und in freien Phantasieen auch zu erklären.

Mit einem stillen Glück in den Mienen schaute Ilse dem Treiben der Kleinen zu und auch Mutter Bernis musste mächtig davon berührt werden, doch blickte sie dabei nicht auf die Kleinen, sondern unverwandt, scharf und ernst auf die Mutter, ohne daß diese solches merkte. Da fuhr ein Windstoß mit Macht wider die Fenster, daß die Scheiben klirrten, der Kopf Ilsens wandte sich erschrocken herum und beide Frauen schauten einander an.

„Welch ein Wetter!" sprach Ilse fröstelnd. „Seit gestern tobt der Sturm ununterbrochen und immer heftiger; dunkel ist es, als ob die Nacht näher wäre und nicht der Tag kaum begonnen hätte."

„Das sind nun einmal unsere Heimsuchungen," entgegnete die alte Frau. „Wir müssen sie ertragen und noch froh sein, wenn es nicht schlimmer kommt. Mengt sich erst das Wasser in diesen Aufruhr dort

oben, dann wehe uns! Besonders den armen Leuten, die in den Kellern wohnen. Und das heutige Unwetter sieht mir ganz darnach aus, als ob es noch lange nicht zu Ende sei, kaum angefangen hätte."

„Ihr macht mir Angst, Mutter Bernis."

„Braucht Euch vor der Hand keine Sorge zu machen. Solche gefährliche Sturm- und Wassernöthe überkommen uns nicht allzu häufig. Allerdings habe ich deren erlebt, wo das Wasser hier auf der hochgelegenen Hellstedt bis in halber Höhe des Ladens stand. Es war eine Springfluth und entsetzliches Leid, größten, kaum zu berechnenden Schaden hat sie angerichtet. Gerade wie jetzt begann das Unglück. Das Wasser des Flusses und der Kanäle war braungelb und wogte wie kochender Schlamm und jede Fluth wuchs höher hinan, bis die letzte uns fast mit der Schnelle eines Blitzes über den Hals kam und Straßen und Häuser überschwemmte. Der Himmel bewahre uns in Gnaden vor einem solchen neuen Unglück."

„Ich habe bis jetzt kaum auf das Wetter geachtet," warf Ilse, wie in andere Gedanken versunken, ein.

Mutter Bernis schaute sie wiederum scharf und lange an, dann sprach sie:

„So habt Ihr wohl auch nicht den Rumor gehört, den der Sturm heute Nacht in unserm Hause verursacht hat?"

Ilse schaute wie aus ihren Träumen erwachend auf und erröthete. Sie fand im ersten Augenblick

keine Antwort auf die Bemerkung, welche sie verwirren musste. Da fuhr die Alte fort:

„Das ganze Haus schüttelte sich ordentlich, als ob es Furcht und Schrecken empfände vor dem tobenden Wetter. Das knarrte und knisterte überall, oben und unten; die Schiefern auf dem Dache klirrten, daß ich es in meiner Schlafkammer hören konnte, und einmal muß die rasende Windsbraut durch irgend eine schlecht verwahrte Dachluke einen Eingang gefunden haben: denn es kam die Bodentreppe herab, als ob es ein menschlicher Fuß gewesen wäre."

Ilse entgegnete kein Wort, sie schaute angsterfüllt vor sich nieder. Mutter Bernis hatte also doch nicht geschlafen, sie sogar gehört! Dennoch durfte sie ihr Unternehmen nicht aufgeben, und mit Gedanken, daß Gott ihr schon beistehen und einen Ausweg zeigen würde, erhob sie sich, um endlich ihre Arbeit zu beginnen, wie sie, sich dabei zur Ruhe zwingend, vorgab. Die Kinder küßte sie innig, schärfte ihnen nochmals ein, hübsch artig zu sein und der guten Mutter Bernis ja zu folgen, dann nahm sie Abschied von dieser. Sie drückte ihr bewegt die Hand, empfahl die Kleinen ihrer sorgenden Obhut und verließ die Stube.

Die Thür des Giebelzimmers verschloß Ilse nicht, sie hatte nicht den Muth dazu. Die alte Frau, welche so scharf auf Alles achtete, würde es gewiß gehört haben und es hätte ihr auffallen müssen. Auch dachte sie so gut vorgesorgt zu haben,

daß eine Entdeckung ihres heimlichen Thuns nicht zu befürchten sein dürfte. Die Nische war am Morgen mit einem dunkelgrünen Vorhang vollständig verhängt, und auf denselben ein Aquarell, Blumen vorstellend, befestigt worden, die wohl für Modelle, zu ihrer Arbeit dienlich, gelten konnten. Ohne weiteren Aufenthalt schlüpfte sie hinter den Vorhang und die Thür offen lassend, hinaus auf den Speicher, dann in die Dachgalerie. Bald stand sie vor dem Eingang in das Haus und horchend vernahm sie nur in der Tiefe der Parterreräume Geräusch und einzelnes verworrenes Reden. Zwar schlug ihr das Herz gewaltig, denn der Tag wirkte noch beunruhigender als die Nacht, trotzdem es kaum licht auf den Gängen war. Dennoch setzte sie muthig ihren Weg fort und gelangte auch, oftmals ängstlich horchend innehaltend, ungefährdet bei dem kranken Gottfried an.

Dieser schien Frau Ilse mit wahrer Sehnsucht erwartet zu haben, denn er streckte ihr von seinem Schmerzenslager beide Hände entgegen und schaute sie lange an. Thränen standen in seinen alten guten Augen und sein ganzes Antlitz drückte eine tiefe und innige Rührung aus, die zu bemeistern er nicht einmal versuchte, so wohl musste sie seinem Herzen thun. Endlich beantwortete er die dringenden Fragen Ilsens nach seinem Befinden und dem, was seit gestern Abend im Hause, bei ihrem Vater vorgegangen war.

„Was liegt an mir?“ flüsterte er, „nur an

Ihren Herrn Vater dürfen Sie denken. Schlimmes ist vorgegangen, doch auch Gutes für uns — wenn es auch aus dem Schlimmen entstand. Doch darnach brauchen wir nicht zu fragen, nützt es uns bei unserm Vorhaben! — Frau von Rambert muß das Eindringen einer fremden Person in das Schlafgemach des Herrn Kommerzienraths gewittert haben. Ihr Herr Vater hat vielleicht gar nicht geschlafen, sondern Sie gesehen und gehört und geglaubt, daß er träume und dies Alles muß er Frau von Rambert gesagt haben. Wie eine Furie ist sie bei mir eingetreten, mich auszuforschen, doch ich bediente mich — Gott mag es mir verzeihen! — ihrer eigenen sündhaften Waffen und log — log so natürlich, daß ich selber darüber erschrak. Doch sie glaubte mir. Dagegen hat die Wärterin, die entsetzliche Habicht, ihren ganzen Zorn fühlen müssen; Frau von Rambert hat sie in der ersten Hitze davongejagt, doch dann, sich wohl besinnend, hinauf in diese Etage verbannt. Dadurch hat sie sich das Weib zur Todfeindin — und zugleich zu unserer Bundesgenossin gemacht. Durch die Habicht habe ich Alles erfahren, was unten geschehen ist und in diesem Augenblick noch geschieht. Hören Sie Frau — Ilse, doch erschrecken Sie nicht, denn es ist entsetzlich! Gestern Abend hat Ihr Herr Vater ein Testament gemacht; Frau von Rambert erhält die Hälfte des kolossalen Vermögens und soeben — soeben wird mein guter Herr ausquartirt. Sogar sein Schlafzimmer muß er aufgeben."

Der alte Mann konnte nicht weiter reden, Schmerz und Zorn übermannten ihn. Ilse war todtenbleich geworden und auf einen Stuhl gesunken. Erst nach einer Pause vermochte sie zu sagen:

„Was liegt an dem Golde! Wisst Ihr wohin man meinen Vater bringt? Doch wohl nicht aus dem Hause?"

„Nein! Er wird in die Parterre-Wohnung, welche Frau von Rambert inne hat, geschafft; das ehemalige Kassenzimmer soll sein Schlafzimmer werden."

„Allgütiger Gott! ich kenne es wohl. In diesem kahlen, kalten und düstern Raum soll mein armer Vater schlafen und wohnen? Das ist ja so schlimm als ob er in einem Gefängniß wäre!"

„Noch schlimmer — vielleicht! und muß er in der folgenden Nacht daraus befreit werden — auf alle Fälle! Ueber Eins beruhigen Sie sich indessen: Das alte Kassenzimmer ist heute fürstlich eingerichtet."

„Ich will jetzt hinunter, offen vor die Entsetzliche hintreten."

„Es würde nichts nützen, dafür Alles verderben. Zu ihm lassen die Kreaturen der Frau von Rambert Sie nicht und dann — einen öffentlichen Skandal müssen wir Ihretwegen — Ihres Kindes wegen vermeiden. O, daß ich reden dürfte! — heimlich muß es geschehen."

„Sagt mir Eure Gedanken."

„Ich habe darüber nachgedacht. Die Tühr

der Kasse wird sie verschließen. — Wie sind Sie in das Haus gekommen?"

„Ein Hauptschlüssel" — entgegnete Ilse zögernd und das Auge niederschlagend, „den meine Cousine mir damals — vor sechs Jahren — einhändigte, hat mir auch die Thür erschlossen."

„Die Sünden der entsetzlichen Frau werden ihr Verderben! Das ist himmlische Gerechtigkeit!" rief Gottfried, die Hände faltend und den Blick in einer feierlich freudigen Bewegung nach oben gerichtet. „Ich kenne diesen Hauptschlüssel, der alle Thüren des Hauses bis in die öden Lagerhäuser hinein aufschließt — nur eine Thür nicht! die Gott sei Dank nicht mehr vorhanden ist: der eiserne Verschluß des alten Kassenzimmers. Schon einmal hat dieser entsetzliche Schlüssel Unheil angerichtet, damals, vor nun fünfzehn oder sechszehn Jahren, als ein Buchhalter unseres Hauses die Enkelin —" „Herr, Du mein Gott!" schrie er plötzlich auf, mit beiden Händen nach seinen Schläfen fahrend. „Ich bin wohl schon jetzt wahnsinnig geworden? Ach verzeihen Sie meinem armen Kopfe die unsinnigen Worte."

Befremdet blickte Ilse auf den alten Mann, dessen wirre Reden sie nicht zu verstehen vermochte. Doch dachte sie nicht weiter darüber nach, sondern suchte ihn mit freundlichen liebevollen Worten zu beruhigen. Endlich fuhr Gottfried wieder fort, doch matt klang jetzt die Stimme, denn die Aufregung

schien die Kräfte des Kranken vollends gelähmt zu haben.

„Wenn Sie diesen Schlüssel besitzen, so ist Alles gut,“ flüsterte er abgerissen und die Augen wie vor Müdigkeit schließend. „Hat er einstens der Sünde gedient, so wird er nun dazu dienen, Geschehenes zu sühnen und wieder gut zu machen. — Gehen Sie getrost, Frau Ilse, folgen Sie mir, unternehmen Sie am Tage nichts! und kehren Sie zur Nacht wieder. Ich werde Alles erfahren, was während dem vorgeht — und es Ihnen mittheilen. Dann — dann mag es mit Gottes Hülfe — zur Entscheidung kommen.“

Die letzten Worte waren in einem undeutlichen Murmeln erstorben und nun schloß der alte Mann auch die Augen. Er war ermattet eingeschlafen.

Ilse aber ging nicht fort. Sie setzte sich neben das Lager des Kranken und bewachte dessen unruhigen Schlummer. Erst nach einer halben Stunde, als Gottfried die Augen wieder aufgeschlagen und mit Schrecken Ilse an seinem Bette bemerkt hatte, da erhob sie sich, und seinen Bitten und Flehen nachgebend, trat sie den Rückweg nach ihrer Wohnung an, die sie auch ungefährdet erreichte.

In Ilsens Wohnung hatte sich während deren Abwesenheit Seltsames, Ergreifendes ereignet; ein Wunder war geschehen und eine Freude harrte ihrer, auf die sie in diesem Leben nie mehr geglaubt hoffen zu dürfen.

Als Ilse die Kinder und Mutter Bernis ver-

lassen hatte, war letztere eine ganze Weile unbeweglich in ihrem Sessel sitzen geblieben, die Hände in ihrem Schooße ruhen lassend. Endlich murmelte sie in Pausen, ohne dabei aufzusehen:

„Sie geht an ihre Arbeit — so sagt sie und ich soll — ich will es glauben — wenn ich es auch nicht recht begreifen kann. Sie malt. Was und für wen? Das weiß ich nicht, hab' es auch nicht gefragt. Hm! — aber wie sie malen kann bei diesem Wetter, bei dieser Dunkelheit, wo ich mit meiner Brille nicht im Stande wäre, eine Zeile in meinem Gebetbuch zu lesen? Das verstehe ich nicht. — Und ich möchte es doch so gerne verstehen — so gerne wissen, was sie eigentlich dort oben in der fatalen Giebelstube treibt. — Ich habe in meinem Leben noch nie die Horcherin gemacht — ich würde mich zu Tode darüber geschämt haben! — und doch käme es mir heute nicht darauf an, könnte ich mir dadurch Gewißheit verschaffen. — Es drückt mir das Herz ab und wird mich noch auf das Krankenbett werfen. — Sie ist es! ich wollte die Hand hier darauf ins Feuer legen — und dennoch ist sie es nicht. Der Knabe mit seinen sieben Jahren wirft all meine Vermuthungen und Schlüsse über den Haufen. — Ach, welch ein Glück wäre es, wenn ich das kleine liebe Ding dort mein Enkelkind nennen dürfte — wenn ihre liebliche Stimme mich einsame alte Frau „Großmutter“ nennen würde! — Und seltsam! mindestens ebenso mächtig zieht es mich zu dem Knaben. — Ich gehe noch an diesen

Gedanken zu Grunde und muß endlich Gewißheit haben. — Ich frage sie, sage ihr auf den Kopf zu, daß sie die Tochter des Imhof, die Frau meines unseligen Felix ist. Sie wird nicht lügen — sie kann nicht lügen, dafür ist sie zu brav und zu ehrlich — wenn sie auch allerlei Heimlichkeiten treibt, hinter die ich auf alle Fälle kommen will. Gestern Abend spät hat sie das Haus verlassen — ich hab' es wohl gehört! doch nicht ihre Wiederkehr, obgleich ich die ganze Nacht kein Auge zugethan und gehorcht habe. Dafür hörte ich denn wieder allerlei anderes verdächtiges Geräusch. — Ich will es wissen und sie fragen," rief sie plötzlich mit ihrer rauhen Energie und sich von ihrem Sitze erhebend. „Ich bin ja noch immer Herrin im Hause — doch dies hervorzukehren, wird wohl nicht nothwendig sein," fuhr sie wieder gelassener und mit weicherer Stimme fort. „Sie wird Mitleid mit den Herzensqualen der alten Frau haben und mir die Wahrheit sagen. — Voran!"

Schon wollte sie, der Kinder kaum noch gedenkend, die Stube verlassen, als Paul auf sie zusprang und am Rocke festhielt. Die Kleinen hatten bisheran ganz ruhig und nur flüsternd mit einander verkehrend, dagesessen und die Bilder der alten Chronik der Reihe nach angesehen und bewundert; sie waren auch gar zu schön und flößten ebensoviel Freude, wie unbewusst Ehrerbietung, einige der mörderischen Schlachten mit den vielen Todten, sogar Furcht ein. Deshalb waren sie so mäuschen-

still geblieben. Nun aber war das dicke Buch zu Ende gewesen und Paul hatte den schweren Holzdeckel zugeschlagen. Der wilde Knabe spürte das lange Kauern ordentlich in seinen jungen Gliedern; er war aufgesprungen, hatte genug geschaut und nun musste gespielt werden. Er erwischte Mutter Bernis gerade in dem Augenblicke, als diese zur Thür hinaus wollte und rief ihr hastig zu:

„Gieb mir erst etwas Anderes zum Spielen, Mutter Bernis, wir haben das ganze Buch durchgesehen und gelesen."

„So?" brummte die alte Frau, ein wenig ungehalten über die Störung, „dann fangt nur wieder von vorne an. Ich komme gleich wieder — gehe um Euch einige süße Feigen zu holen, und seid mir nur recht geschickt, so lange ich draußen bin."

Damit verließ sie die Stube, deren Thür sie hinter sich fest in das Schloß zog, und stieg die Treppe zu dem Giebelzimmer hinan, in dem sie Frau Didier bei der Arbeit zu finden glaubte.

Eine ganze Weile stand Mutter Bernis vor dem Eingang, ohne den Muth zu haben, die Hand auf den Drücker des Schlosses zu legen. Ihr altes Herz pochte ganz ungewöhnlich, denn was sie da that, wollte ihr mehr und mehr wie eine Sünde dünken. Doch horchte sie angestrengt nach dem Innern der Stube hin. Nichts ließ sich vernehmen, stille war und blieb es drinnen. Endlich klopfte sie leise an, dann stärker, doch keine Aufforderung einzutreten wollte ihr werden. Da rief sie ihre

Barschheit zu Hülfe und drückte auf die Klinke. Die Thür war nicht verschlossen, sie öffnete sich bei diesem ersten Versuch und Mutter Bernis trat besorgt über die Schwelle.

Das Giebelzimmer war leer. Wohin die Alte auch blickte, wie scharf ihr Auge auch den offen vor ihr liegenden Alkoven durchspähte, von Frau Didier vermochte sie keine Spur zu entdecken. Auf dem Tische lagen zwar eine Mappe und einzelne Kartons, kleine Farbennäpfchen standen umher, doch die Farbe darinnen war trocken und das Papier blüthenweiß, nicht das geringste Anzeichen vorhanden, daß hier gearbeitet worden war.

Doch was war das? Die Kleidernische fand sich vollständig mit einem grünen Vorhang verhängt, auf dem man eine bunte Zeichnung vermittelst Stecknadeln befestigt hatte. Sollte hinter dem leichten Stoffe das Geheimniß der Stube verborgen sein, wohl jetzt sich ihr hier offenbaren können? Die zitternden Finger griffen nach den Falten des Vorhangs, zogen ihn bei Seite, und dem Munde der alten Frau entrang sich plötzlich ein gellender Aufschrei, Schrecken und doch auch wieder Freude kündend, und taumelnd wankte sie einige Schritte zurück, um tief aufathmend schwer auf den Stuhl am Tische niederzusinken.

Hinter dem Vorhang hatte sie die halboffene Thür der Nische geschaut und einen Blick in den düstern Speicherraum des Nebenhauses werfen können. Nun war es wie durch Blitzesgewalt hell

in ihr geworden, nun wusste sie Alles: wie ihre Magda heimlich aus dem Hause entflohen, wie zehn Jahre später Felix der Schwester auf demselben Wege gefolgt war und daß außer ihm nur Ilse Imhof, seine Frau, um das Geheimniß der Thür dort wissen konnte — und daß Frau Didier —

Ein zitternder Freudenruf entrang sich plötzlich den Lippen der Mutter Bernis und aus ihren Augen rannen Thränen die gebräunten faltigen Wangen herab. Die Hände schlug sie vor das Antlitz, denn sie hatte nicht den Muth auszusprechen, was bei dem letzten Gedanken gewaltsam sich über ihre Lippen drängen wollte. Es war zu schön, zu herrlich! Sie hatte sich nicht getäuscht, ihr Ahnen war Wirklichkeit geworden: die sich Frau Didier nannte hieß Ilse Volker, sie war die Gattin ihres unglückseligen Felix, und die kleine liebe Jeanne das herzige Mädchen, war ihr — der alten einsamen Frau Enkelkind!

Die Hände in ihrem Schooße gefaltet, weinte sie still vor sich hin, und ihre Thränen, deren sie nicht achtete, bildeten das innigste, herrlichste Dankgebet, welches Herz und Lippen gen Himmel hätten senden können. Eine geraume Zeit musste sie also auf ihrem Stuhl verharren, denn Schreck und Freude waren ihr so mächtig in die alten morschen Glieder gefahren, daß diese anfangs ihrem Willen den Dienst versagen wollten. Dafür ging sie das in den letzten Tagen mit Frau Didier — nein! — mit Frau Ilse Volker Erlebte im Geiste durch, von

dem Augenblick an, wo diese bei ihr erschienen war, nach dem Giebelzimmer verlangt hatte, bis zur Stunde, wo die arme Frau wieder heimlich in ihr Elternhaus eingedrungen, wohl nur, um den Versuch zu wagen, den schwer gekränkten Vater zu versöhnen. Dies bestätigte ihr das, was sie als Wahrheit erkannt hatte und gab ihr nach und nach ihre Kraft und Ruhe wieder. Sie musste fort zu ihrem kleinen Enkelchen, das sie von Stunde an Großmutter nennen durfte, sich an dem Klang des so lange nicht gehörten Liebesnamens zu erfreuen, an den Küssen der Kleinen ihr Herz zu laben und zu kräftigen.

Doch der Knabe?

Sie hatte sich muthvoll erhoben und musste sich schon wieder an die Tischplatte klammern, so zitterten ihre Glieder bei diesem Gedanken. Doch die neue Erregung dauerte nur wenige Augenblicke, dann gab ihr die Liebe zu dem Kinde, das ja nun auch ihr gehörte, neuen Muth, und mit rauher Entschiedenheit rief sie:

„Warum mich mit diesem Räthsel quälen? An das Erreichte und Wiedergewonnene will ich mich halten, an ihm mich erfreuen und dem lieben Gott dafür danken! Alles Andere darf ich getrost ihm, seiner Weisheit und Güte anheimgeben!“

Damit verließ sie die verhängnißvolle Giebelstube, deren unglückseliges Geheimniß sich ihr nun gelüftet und in Glück verwandelt hatte, und begann von einem freudigen Muth beseelt die Treppe zu ihrem Zimmer hinabzusteigen.

Wenige Augenblicke später folgte ihr Frau Ilse auf demselben Wege.

Die gute Mutter Bernis ahnte nicht im Entferntesten, wie nahe ihr die Lösung des Räthsels war, das sie sich vergebens angestrengt zu lösen, und wie durch die Hand eines Kindes der Himmel gleichsam ein Wunder an ihr — und an einer Andern — gethan hatte, dessen beseligende Wirkung zu ertragen, ihre neu gewonnene Kraft wohl kaum ausreichen dürfte.

Wir müssen zu Paul und Jeanne zurückkehren.

Beide, besonders der Knabe, waren nicht wenig enttäuscht, sogar erschrocken über die etwas rauhe Art und Weise, in der Mutter Bernis sie verlassen hatte. Paul fasste sich zuerst und der alten Frau eine Weile mit offenem Munde nachschauend, rief er endlich mit einem kecken Trotz:

„Ich will aber nicht wieder von vorne anfangen! Nicht wahr, Jeanne, wir haben die schwarzen Bilder genug gesehen und das Buch ist so häßlich gedruckt, daß man keine Silbe buchstabiren kann. Komm', Jeanne, wir wollen uns etwas Anderes zu spielen suchen."

Damit begann er auf den Tritt am Fenster zu steigen und in dem großen Arbeitskorbe der Mutter Bernis nach einem Spielzeug zu kramen.

„Das dürfen wir nicht," meinte Jeanne, Paul ängstlich abwehrend. „Du hast es ja gehört, Mama und auch die gute Mutter Bernis haben es gesagt, wir sollen ja recht geschickt sein."

„Nun, das sind wir ja auch," entgegnete der Kleine wichtig. „Wir sind noch viel geschickter als sie, denn Mama und auch Mutter Bernis sind fortgegangen und haben uns ganz allein gelassen. Und wie bös die Mutter Bernis aussah! fast wie die Hexe in unserm Märchen von Hansel und Gretel. Ich fürchtete mich ordentlich vor ihr. Brrrr!"

„Das ist garstig von Dir," rief Jeanne schmollend, „denn Mutter Bernis ist gut, wie unsere Mama, und ich bin Dir böse."

„Nicht mehr böse sein, gut sein, liebe Jeanneton!" schmeichelte Paul, der bei den für ihn inhaltschweren Worten des kleinen Mädchens rasch und lebhaft auf dieses zugesprungen war. Mit der rechten Hand streichelte er Jeanne die Wangen, während die hocherhobene Linke einen Ring mit allerlei kleinen Schlüsseln klirrend sich bewegen ließ. „Will es nicht wieder thun und Dir hübsch folgen. Doch sieh nur, was ich in dem garstigen Korbe gefunden habe! Nun können wir der Mutter Bernis alle Schiebladen durchkramen, und da werden wir ganz bestimmt die allerschönsten Spielsachen finden."

„Pfui, schäme Dich, Paul! Sogleich legst Du die Schlüssel wieder weg, oder ich muß weinen und gehe auch fort, wie Mama, und spiele den ganzen Tag nicht mehr mit Dir."

So rief das Kind in sichtlicher Angst, und Paul beeilte sich beschämt, den kleinen Schlüsselbund wieder an seine frühere Stelle in den Arbeitskorb

zu legen. Dann trat er recht demüthig auf das Mädchen zu, fasste dessen Hand und sagte treuherzig:

„Jetzt, Jeanne, thue ich gar nichts mehr, als was Du mir sagst. Fange nur an, und Du sollst sehen, daß ich Dir folgen werde."

„So wollen wir wieder die Bilder besehen."

„In dem Buche dort?" klang es langgedehnt und recht betrübt aus dem Knaben hervor. „Ach, das ist langweilig — und doch will ich Dir folgen."

„So wollen wir die Bilder an den Wänden besehen," entgegnete Jeanne, die Mitleid mit Paul haben musste. „Das hat Mutter Bernis uns nicht verboten."

Paul war damit einverstanden und die Runde an den Wänden wurde gemacht, doch auch bald beendet, denn viel gab es dort nicht zu sehen. Am längsten fesselte sie der düstere Kupferstich der büßenden Magdalena, welcher auf dem Deckel des großen tiefbraunen Holzkastens hing. Plötzlich sagte Paul:

„Sieh nur den schönen Kasten, den haben wir noch gar nicht bemerkt, und so etwas findet sich doch nicht mehr hier in der Stube. — Sieh nur, Jeanne, wie er blinkt und wie schön die Eisen sind, die man darauf genagelt hat! Es ist der Deckel und hier — hier ist auch ein Schlüsselloch. — Was mag nur darinnen sein?"

„Das darf uns nicht kümmern," entgegnete Jeanne altklug, „denn dürften wir es sehen, so

hätte die gute Mutter Bernis es uns schon längst gezeigt."

„Ich möchte es aber gern wissen. — Soll ich den Kasten öffnen, Jeanne?"

„Jetzt bist Du wieder unartig und ich gehe fort."

„Nein, nein! Du musst bleiben und ich will nichts mehr von dem braunen, hässlichen Holzkasten wissen. Komm, Jeanne, wir stellen uns hier an das Fenster und sehen auf die Hellstedt und die vielen Leute, die vorüber laufen."

„Das wollen wir thun! und Du erzählst mir von ihnen."

So rief Jeanne freudig und Paul führte sie an das Fenster, wo das Mädchen neugierig und erregt auf die Straße hinabschaute. Doch Paul schien Anderes im Sinne zu haben, denn er blickte oftmals verstohlen nach dem Kasten, dann nach dem Arbeitskorbe auf dem Tische, ohne daß Jeanne es bemerkte. Die Hellstedt war heute gegen sonst still und leer zu nennen, das tosende Unwetter hatte die Verkäufer abgehalten zu kommen und die wenigen Käufer, die dies dennoch gewagt, verjagt. Die Buden waren geschlossen, mehrere sogar aus Furcht vor dem Wasser ausgeräumt worden und nur diejenigen Fußgänger, Karren und Wagen, welche die Hellstedt passiren mussten, belebten sie. Da die platzartige Straße zwei bevölkerte Straßenviertel verband, so war der Verkehr immer noch ein ziemlich bewegter. Das Kommen und Gehen, Fahren

und Rollen der Wagen und Karren hörte, wenn auch mit kurzen Unterbrechungen, nicht auf und die Hast, mit welcher Menschen und Pferde dem Unwetter zu entkommen trachteten, führte oftmals komische Auftritte herbei. Hinter den schützenden Fenstern der Stube konnte man dies Alles wohl mit lachender Miene übersehen, denn weder Regen noch Sturm belästigten den Beschauer und der bleigraue Himmel, welcher den Tag verdüsterte, schreckte den in sicherer Stube Weilenden nicht. So lachte auch Jeanne ungescheut laut auf, als der Sturm einem Fußgänger, der allzukühn den Regenschirm aufgespannt hatte, diesen durch die Luft davon führte, oder wenn er heimtückisch einem Fuhrmann den schweren Mantel hinterrücks emporfliegen ließ und dann als Kapuze über den Kopf warf. Jeanne erfreute sich an diesen drolligen Scenen nach Herzenslust, doch Paul benutzte sie zu einem ganz anderen Thun. Heimlich hatte er sich von ihrer Seite weggestohlen, den kleinen Schlüsselbund dem Arbeitskorbe entnommen und war dann auf einen Stuhl geklettert, der in der Nähe des Holzkastens, welcher ihn so sehr beschäftigte, stand. Nun versuchte er leise — leise einen der Schlüssel nach dem andern, das Schloß zu öffnen, dabei immerfort verstohlen nach Jeanne hinschielend. Doch diese achtete seiner nicht; das was da im Sturm und Regen auf der Hellstedt vorging, beschäftigte sie allzusehr, und so hörte sie denn auch nicht das leise Klirren der

Schlüssel, welches Paul bei seinen Versuchen, trotz aller Vorsicht nicht zu verhindern vermochte.

Endlich passte ein Schlüssel; er ließ sich in dem kleinen Schlosse drehen, die Feder spielte und der Deckel von der Hand des Knaben geführt, legte sich vollständig zurück.

Magda's Bild kam zum Vorschein.

Paul hatte kaum einen Blick auf das Porträt zu werfen gewagt, so gewaltig hatte ihn dessen plötzliches Auftauchen aus dem dunkelbraunen Kasten und die ihm entgegenschimmernde Farbenpracht überrascht und geblendet. In einer ängstlichen Unruhe mit Neugierde gepaart, ließ er sich von dem Stuhle zur Erde gleiten und stellte sich nun in einiger Entfernung hin, als ob er Furcht vor dem so unerwartet entdeckten Bilde habe, dasselbe mit offenem Munde immer erstaunter anstarrend. Plötzlich erbleichte das Gesichtchen des Knaben, um gleich darauf in einer lebhaften Röthe aufzuflammen, und in seinem ersten, schreckhaften Staunen klang es aus ihm fast tonlos hervor:

„Mama!"

So leise der Name auch erklungen war, Jeanne hatte ihn doch gehört — sie hätte ihn unter ganz anderen Umständen, bei größeren Hindernissen vernommen, denn der Name „Mutter" übt ja auf jedes Kind seinen heiligen Zauber aus. Sie wandte ihren Blick nach der Thür und als sie dort die Erwartete nicht bemerkte, kehrte sie ihn Paul zu, der da „Mama" gerufen hatte.

Nun sah sie das große, farbenprächtige Bild des jungen, schönen Mädchens und wie Paul daneben stand, es mit offenem Munde, erbleichend und nun erröthend anstarrte. Auch Jeanne war im ersten Augenblick überrascht über den Anblick des Bildes, doch sofort dachte sie an das Strafwürdige der Neugierde Pauls und deren böse Folgen. Das „wie schön!“ welches sie in der ersten Ueberraschung hatte ausstoßen wollen, blieb ihr auf den Lippen haften und statt dessen traten Thränen in ihre Aeuglein, bis sie endlich angstbeklommen stotterte:

„Was hast Du da gethan, böser Paul. Nun wird Mutter Bernis zanken und wir dürfen nicht mehr zu ihr.“

Paul aber beachtete weder Jeanne's Worte, noch ihre Angst, er nahm sie bei der Hand, zog sie näher an sich heran und auf das Porträt deutend, sagte er mit wichtiger Miene und geheimnißvollem Ton:

„Das ist meine Mama!“

„Deine Mama?!“ wiederholte Jeanne, als ob sie den Sinn dieser Worte nicht begreifen könne. War doch bis jetzt ihre Mama auch die Pauls gewesen. Doch betrachtete sie bereits das Bild ruhiger und neugieriger.

Paul musste gefühlt haben, was in dem Mädchen vorging, zugleich auch den Eindruck ahnen, den das schöne Porträt auf Jeanne machte, denn er antwortete, jetzt erläuternd und mit einer sich steigernden stolzen Freude:

„Ja, Jeanne, es ist meine Mama — bevor ich zu Dir kam, als ich noch bei ihr und der häßlichen Babiche in den großen, leeren Zimmern wohnte. Nicht wahr? wie schön sie ist! noch viel — viel schöner als Deine — nein! als unsere liebe Mama!"

Plötzlich fühlte der Kleine sich derb an der Schulter gefasst und eine rauhe Stimme herrschte ihn an:

„Wer ist Deine Mama? — dort das Bild an der Wand?"

Erschrocken wandten Paul und Jeanne sich um, da stand Mutter Bernis vor ihnen und in einer solchen Aufregung, daß der sonst so redeflinke Paul vor Schrecken über ihren Anblick keine Antwort finden konnte und Jeanne jetzt heftig zu weinen begann. Die grauen Augen der alten Frau funkelten und ihr faltiges Gesicht war erdfahl geworden. Den Knaben noch heftiger schüttelnd, rief sie ihm nun drohend zu:

„Antworte! — Das Bild vor Dir, stellt Deine Mama dar? Sage es mir noch einmal: Ist das Deine Mama?"

„Es ist — meine Mama — meine gute, liebe Mama!" stotterte der Knabe, nun auch mit Thränen in den Augen und in der Stimme.

Jetzt glaubte Jeanne, daß der Sturm über den armen Paul losbrechen würde und länger hielt sie sich nicht. Trotz ihrer Angst und Furcht vor Strafe, stürzte sie auf Mutter Bernis zu und sich an

ihr Gewand anklammernd, flehte das Kind weinend: „Thue dem armen Paul nichts, gute Mutter Bernis! Wenn er unfolgsam und neugierig gewesen ist, so that er es nur, um mir eine Freude zu machen. — Ich wollte wissen, was in dem Kasten stecke. Er wird es gewiß nicht wieder thun — und ich auch nicht!"

Doch Mutter Bernis achtete nicht auf des Kindes rührendes Flehen und Thun, das die Sünde des Bruders lieber auf sich nehmen wollte, als ihn darunter leiden zu lassen — ebenso wenig wie sie und die Kinder auf eine andere weibliche Gestalt achteten, die inzwischen in der offen gebliebenen Stubenthür erschienen war, die letzten Worte gehört hatte und nun lautlos, unbeweglich horchend, die Hände auf das Herz gepresst, stehen blieb.

„Das ist Deine Mutter — Deine Mutter?!" rief die alte Frau zum dritten Male, doch schien es, als ob dabei ihre Stimme weicher werden wollte. „Und die andere, Frau Didier?"

„Das ist die Mutter Jeanne's — und seit ich bei ihr bin, auch die meinige."

Nur diese wenigen Worte vermochte der arme Junge noch herauszubringen, der Miene machte, die zornige, alte Frau zu fliehen, von welcher er eine empfindliche Strafe befürchten musste. Doch Mutter Bernis hielt den sich sträubenden Kleinen gewaltsam zurück und sein Weinen und Flehen überhörend, rief sie mit Tönen, wie sie so mächtig ergreifend nur einem Mutterherzen entströmen können:

„Wenn die dort Deine Mutter ist — dann bist Du der Sohn meiner armen, verirrten Magda — wie Du Jeanne, das Kind meines lieben, armen Felix bist!"

Und beide Kinder an sich pressend, neigte die alte, jetzt so überselige Frau sich zu ihnen nieder, sie als die Kinder ihrer Enkel — als ihre eigenen Kinder zu küssen.

Da ertönte hinter ihr eine weibliche Stimme, die thränenerstickt, leise und flehend flüsterte:

„Verzeihung, Mutter! — Verzeihung!"

Sich jäh umwendend, erblickte Mutter Bernis Frau Ilse, die zu ihren Füßen lag, die Hände rang und bittend zu ihr aufschaute.

„Steht auf, Frau — Volker!" sprach Mutter Bernis sanft. „Fühlt Ihr Euch eines Unrechts schuldig, so habt Ihr nur vor Gott zu knieen, nicht vor mir."

„Nicht eher erhebe ich mich, bis auch Ihr mir vergeben, denn auch an Euch hab' ich gesündigt, indem ich von ihm — von Felix ging! O vergebt einem armen Weibe, dessen Herz sich durch äußere Umstände verleiten ließ, an ihrem Gatten — an seiner Liebe und Treue zu zweifeln, die fester und heiliger waren, als ihr eigener Glaube — als ihre eigene Liebe!"

„Ich verstehe Euch nicht! Doch erhebt Euch — gedenkt der Kinder."

„Seht dorthin!" rief Ilse, sich halb vom Boden emporrichtend. „Die Frau, welche das Bild dar-

stellt, die heute, wie das Erkennen ihres Kindes es bezeugt, noch die gleichen Züge trägt, sie war es, um deretwillen mein Gatte mich verließ, um deretwillen ich ihn des Treubruchs anklagte, ihn verdammte und — ihn floh. Nun ist mir Alles klar geworden: es war seine eigene Schwester, die er drei Jahre lang in Paris gesucht — die er endlich gefunden — um sie von dem Abgrund zurückzureißen, dem sie entgegenging, der er folgte, als sie ihn floh, um sie abermals zu suchen, zu finden und bereuend zu der Mutter Füßen zu führen. Und ich — o der Sünde! — zweifelte an ihm! — Ich bin eine arme Sünderin vor ihm und vor Euch! Verzeiht mir, Mutter, verzeiht mir! — soll ich je wieder vor sein Angesicht treten dürfen!"

Von ihrer Aufregung überwältigt, war sie abermals in die Knie, und dann mit dem Antlitz vollends zu Boden gesunken.

„Nur dic Liebe zu ihm ließ Euch sündigen und seine Liebe wird Euch vergeben! Die meinige habt Ihr von dem Augenblicke an besessen, wo Ihr in mein Haus eintratet." So erwiderte die alte Frau milde und hob Ilse auf, sie in ihre Arme schließend und mit einem Mutterkuß zu ihrem Kinde weihend. „Was ich durch Euch erdulden musste," fuhr sie fort, „ist vergessen und vergeben — dieser Augenblick hat es in Glück gewandelt. Und wie wir uns so wunderbar zusammengefunden und erkannt, so wird ein gütiger Gott, auch sie, die arme

Magda und meinen Felix wieder zu mir führen. Auf ihn wollen wir hoffen, wie er auch die Wünsche Eures kindlichen Herzens erfüllen wird. — Doch nun kommt, meine Kinder, das Glück dieses Augenblicks wird der alten Mutter Bernis zu schwer zu ertragen. Setzt Euch zu mir — um mich! und Ihr, meine Tochter, erzählt mir von ihm, von meinem Felix und von ihr — der armen Magda, damit die Großmutter nicht über der Urgroßmutter zu kurz kommt!"

Die alte Frau war wie verwandelt; die Milde und Güte, welche in ihrem Herzen schlummerten, hatten die rauhe Außenseite durchbrochen und zeigten sich nun in ihrer ganzen reinen Herrlichkeit, aus dem Ton der Stimme, aus ihren Worten sprachen sie. Jetzt erfasste sie auch die Kleinen und diese an sich pressend, zog sie beide fort zu ihrem Sitz. Paul und Jeanne, die bei dem wehen, ergreifenden Thun der Mutter sich ängstlich und weinend an diese gedrängt, hatten bald ihre Ruhe wiedergefunden, wenn sie auch noch immer zagend dreinschauten und nicht begreifen konnten, was da eigentlich vorgefallen war. Jeanne ließ sich von Mutter Bernis gern auf den Schooß nehmen — ihre Mama hatte sich ja neben sie gesetzt — und Paul schmiegte sich eng zwischen beiden Frauen diesen an.

Es war ein herzerfreuendes Familienbild, die Urgroßmutter mit den Kleinen und der neugewonnenen Enkeltochter, und Alle fühlten sich glücklich, besonders die beiden Frauen, wie erlöst von jahre-

langem, schwerem Leid. Im Geiste sahen sie jetzt schon ihre Lieben, die dem Kreise noch fehlten, an ihrer Seite, und betrachteten dankerfüllt das ihnen heute widerfahrene Heil, als eine Bürgschaft, als ein Zeichen von oben, daß auch dies Sehnen und Wünschen ihrer Herzen sich erfüllen würde.

Zehntes Kapitel.

Die Liebe wacht.

Am Nachmittag fuhr Ilse, trotz Regen und Sturm, nach dem Pensionat Bontemps, um den Freunden, die sie seit mehreren Tagen nicht hatte sehen können, glückliche Nachrichten zu bringen. Sie traf Malten bei Lucie und die gestrenge Pensionats-Vorsteherin vermochte bei dem unerwarteten Erscheinen Ilsens gerade so lebhaft zu erröthen, als ob sie eine ihrer eigenen jungen Pensionärinnen gewesen wäre, während Malten mit strahlenden Mienen auf Frau Didier zueilte, die Freundin zu begrüßen. Ilse lächelte verständnißvoll, doch ihr eigenes Glück erfüllte ihr Herz in solchem Maße, daß es erst sich Luft machen musste, bevor es das Glück Anderer in sich aufzunehmen vermochte. Sie erzählte, auf welche wunderbare Weise die plötzliche Flucht Felix' sich aufgeklärt habe und verlangte Rath von den Freunden, was nun zu thun sei, um den Fehler, das große Unrecht, welches sie durch ihr Verlassen der

Pariser Heimat begangen, wieder gut zu machen. Malten und Lucie theilten Ilsens Freude, und Ersterer erklärte sich bereit, sofort nach Paris abzureisen, um Felix aufzusuchen oder seiner dort zu harren.

„Hat er die Schwester wiedergefunden, so wird er mit ihr hierher zu der Großmutter reisen und hier dürfen wir ihn erwarten," meinte Ilse. „Doch ist sein Bemühen ein vergebliches, so kann er nur nach Paris zurückgekehrt und dort zu finden sein. Ich nehme Ihr Anerbieten dankbar an, nur säumen wir noch einen Tag; ich hoffe, daß morgen auch mein Ringen um die Liebe und Vergebung meines Vaters zur Entscheidung gelangen wird."

Dabei blieb es und die Freunde begnügten sich mit diesen Worten Ilsens, ohne weiter in sie zu dringen, ihnen ihr Vorhaben und das, was sie etwa schon erreicht hätte, mitzutheilen.

Diesmal kehrte Frau Ilse mit Malten in die Stadt und in ihre Wohnung auf der Hellstedt zurück und in ihrem Wagen führte sie eine Menge Blumen und frisches Grün mit sich. Der Mutter Bernis stellte sie Malten als den treuen Freund ihres Mannes und ihrer Familie vor und die alte Frau, welche sich des Genossen ihres Felix wohl erinnerte, nahm ihn freundlich auf. An der Wohnung Maltens waren sie vorbeigefahren und hatten dort einen noch immer eingepackten Gegenstand mitgenommen. Daheim schafften Beide denselben sammt den Blumen verstohlen in die Giebelstube und bald prangte an der leeren Stelle der Wand Felix' Geige,

von einem reichen, frischen Kranze umwunden. „Er wird gewiß kommen mit der Schwester,“ sagte Ilse, „und sein Lieblingsinstrument soll ihn begrüßen.“ Dann stiegen Beide wieder zu Mutter Bernis hinab, und indeß Frau Ilse sich mit den Kindern beschäftigte, erzählte Malten der alten Frau wiederholt von Magda und mit welcher Mühe Felix sie gesucht und endlich auch gefunden — doch leider auch aus falscher Scham geschwiegen habe. „Ich selber verdammte ihn,“ so schloß Malten seine Mittheilung, „ihn, den ich doch so lange Jahre und so genau gekannt hatte, der mir immerfort der liebste und treueste Freund gewesen war! Ich konnte nicht anders, ich musste es thun, denn Alles — Alles sprach gegen ihn! Und dennoch lag die richtige Lösung so nahe! Doch wer hätte sie ohne irgend eine Andeutung auch nur ahnen können? Wie danke ich Gott, daß sie endlich und durch die Hand eines reinen Kindes gefunden wurde! daß ich ihm abbitten darf, was ich durch meine Zweifel an ihm verbrochen habe, um es durch eine treue Freundschaft für das Leben zu sühnen. Ist er morgen noch nicht heimgekehrt, so fahre ich nach Paris und beginne von dort aus meine Suche nach ihm, die nicht eher enden soll, bis ich ihn Euch, seinem wackeren Weibe und seinem Kinde wieder zugeführt habe.“

„Ich danke und vertraue Euch,“ entgegnete Mutter Bernis, dem Musiker in ihrer rauhen Gutmüthigkeit derb die Hand drückend, „Gott wird weiter helfen.“

Als der Abend gekommen und Frau Ilse immer stiller geworden war, nahm Malten mit dem Versprechen Abschied, morgen in der Frühe wiederzukehren. Dann brachte die Mutter die Kinder zu Bett, wobei sie noch Vielerlei zu erzählen hatte. Denn Paul und Jeanne wollten ganz genau wissen, weshalb die alte, gute Mutter Bernis eigentlich ihre Urgroßmutter geworden wäre, was besonders Paul ungemein zu interessiren schien. Der arme Kleine sagte sich wohl jetzt mit einem heimlichen Stolz, daß er doch nicht so allein dastände, nicht nur eine wirkliche Mutter, sondern jetzt auch noch mehr als eine Großmutter — sogar eine wirkliche Urgroßmutter habe.

Frau Ilse trieb es noch einmal in das untere Stockwerk hinab. Nachdem sie Mutter Bernis gute Nacht gesagt, ihr Fuß bereits wieder auf der Schwelle stand, erfasste sie plötzlich die Hand der alten Frau und raunte ihr hastig und verwirrt zu:

„Wenn das Unwetter Euch heute Nacht etwa nicht schlafen lassen sollte, dann achtet der Kinder — ich bitte Euch, Mutter! Und morgen früh — seht auf alle Fälle nach ihnen — es könnte sein —"

„Vollbringe mit Gott die Arbeit, welche Du Dir auferlegt hast, meine Tochter," antwortete Mutter Bernis, als Ilse erröthend verstummte. „Ich werde wachen und nicht fragen, nur vertrauen und hoffen. Mit Gott — gute Nacht!"

Ohne ein Wort der Erwiderung, nur mit einem zitternden Händedruck Abschied nehmend, eilte Ilse

die Treppe hinan, an ihrer Wohnung vorüber, der Giebelstube zu.

Die Nacht war gekommen, in ihrer Stille vernahm man das Wüthen des Sturmes deutlicher; durch die öden, fast von oben bis unten hohlen Lagerhäuser erklang es in Pausen, bald mit einem unheimlichen, steigenden und fallenden Stöhnen, bald mit zornigem Zischen; durch die offene Thür der Nische drang es in die Giebelstube, daß der grüne Vorhang sich flatternd bewegte, wie ein Gespenst, das von der Wuth des Sturmes gepeitscht in der Luft sich windet und krümmt. Doch Ilse achtete nicht darauf, ihre Sinne, all' ihre Seelenkräfte waren dem Vater zugewendet. Als es elf Uhr geschlagen, erhob sie sich entschlossen, um die heimliche Wanderung durch das tiefe Dunkel und die nächtliche Stille der Korridore und Treppen zum dritten Mal anzutreten. „Es soll das letzte Mal sein, denn heute Nacht muß die Entscheidung fallen! ich will es!" sagte sie sich von einem Muth beseelt, wie nur die innigste Kindesliebe ihn in des Menschen Herzen zu entfachen vermag. Die Schwache und Zagende fühlte sich kühn und stark, selbst den schwersten, gefährlichsten Kampf mit der Unholdin ihres Lebens zu wagen.

— — — — — — — — — — — — — —

Um halb zehn Uhr Morgens hatte Doktor Rosembeau das Haus des Kommerzienraths verlassen und um zehn befand sich der vermeintliche Kranke bereits in seinem neuen, prächtigen und ach!

doch auch so düsteren und traurigen Wöhn- und Schlafzimmer: zugleich war der Sendbote aus der Apotheke mit den verhängnißvollen Morphiumpulvern zurückgekehrt. — Margot hatte ein wahres Wunder bewirkt. Um den Widerstand ihres Onkels zu brechen, der sich mit einer ganz ungewöhnlichen Energie gegen die Uebersiedelung sträubte, hatte sie wie gewöhnlich zu Schmeicheleien, dann zu Drohungen ihre Zuflucht genommen, doch Nichts wollte fruchten, der alte Mann blieb fest und erklärte endlich, daß man ihn nur mit Gewalt aus seinem Zimmer bringen könne, und Niemand den Muth haben würde, Hand an ihn zu legen. Da hatte Margot ihm nach einer Pause der Ueberlegung mit größter Kaltblütigkeit erklärt, daß er vollständig frei sei, zu gehen oder zu bleiben, zu thun und zu lassen, was und wie es ihm beliebe. Was sie bis jetzt gethan, wäre nur zu seinem Besten gewesen; sie hätte festes Vertrauen zu ihrem Arzte und glaubte an ihn wie ein Evangelium; nur noch einmal sollte der Onkel ihr folgen, des Doktors Anordnungen sich fügen, sie schwöre ihm dafür mit einem heiligen Eide zu, daß, wenn bis Morgen keine sichtliche Besserung eingetreten wäre, wie Doktor Rosembeau dies vorausgesagt habe, sie nichts — gar nichts mehr von ihm wissen wolle, sofort mit dem Onkel nach Eichenhain fahren und einen andern Arzt seiner eigenen Wahl annehmen würde.

Der alte, so hart gepeinigte Mann war besiegt. Er glaubte den bethörenden Worten der

Heuchlerin und ließ die Hände willenlos sinken, sie gleichsam freudig den Fesseln, die ihrer harrten, bietend. „Ich will Deinen Worten, Deinem Schwur glauben, mich fügen und Dir folgen. Mache mit mir, was Dir gut dünkt und der Doktor für zuträglich erklärt hat, doch morgen — morgen erinnere ich Dich an Deine Zusage!"

„Morgen, lieber Onkel," rief Margot in einer feierlichen Begeisterung, „bist Du entweder außer aller Gefahr und auf dem Wege völliger Besserung, oder — wir fahren hinaus in unser grünes Märchen-Paradies, einen anderen Arzt uns zu suchen — oder eine Deiner guten Feen zu erwarten, die Dich vollständig heilen wird!"

Der alte Mann lächelte still vor sich hin — und ließ Alles mit sich geschehen, ohne auch nur mit einer Silbe, mit einer Geberde irgend ein Unbehagen darüber zu äußern.

Um zehn Uhr war die Uebersiedelung erfolgt wenige Augenblicke später hatte Herr Imhof sein erstes Morphiumpulver genommen. Ohne dabei zu zittern, hatte Margot es ihm gereicht, mit dem süßesten Lächeln, den freundlichsten Worten, denn die Pulver, deren Natur sie vorgab, nicht zu kennen, sollten, nach Aussage des Doktors, ja wahre Wunder wirken.

Herr Imhof trank das ihm Dargebotene mit einer Gleichgültigkeit, die fast an Stumpfsinn grenzte. Die Folgen der Aufregung und Kämpfe des Morgens zeigten sich nur zu schnell, sie hatten ihn wohl

in Wirklichkeit krank gemacht, denn plötzlich ließ er sich, wie zu Tode ermattet, in die Kissen des Sophas niederfallen. Margot bat ihn, sich doch auszukleiden und in sein Bett bringen zu lassen, doch der alte Mann wehrte ihr ab, durch Geberden ausdrückend, daß er nur nach Ruhe verlange, worauf Margot leise, auf den Zehen, mit einer zur Schau getragenen rücksichtsvollen Vorsicht das Zimmer verließ.

Als Frau von Rambert, von ihrer gierigen Unruhe getrieben, nach einer Weile wieder in das Zimmer trat, da glich ihr Schritt dem Schleichen eines katzenartigen Raubthiers, das langsam und vorsichtig sich seinem Opfer nähert, an dessen Hülflosigkeit sich zu weiden, bevor es ein Ende mit ihm macht. Herr Imhof lag in der Ecke des Sophas, auf derselben Stelle, wo er sich niedergeworfen und schlief. Leicht und ruhig war sein Athemholen und seine Züge lächelten, als ob ein angenehmer Traum seine Seele umspielte.

„Das Mittel ist gut!“ murmelte Margot mit einem höhnischen, triumphirenden Blick auf den Schlafenden. „Nun kann ich seine Wirkung verfolgen. Will sehen, wie lange sein Schlaf andauert.“ Und wieder entfernte sie sich.

Um die Mittagsstunde erschien sie abermals in dem Schlafgemach; ihr Onkel schlief noch immer; um fünf Uhr war ebenfalls noch kein Erwachen erfolgt und als sie Abends um Zehn wiederkehrte, war sein Zustand derselbe. Nur erfolgte das Athmen

in längeren Pausen und war weniger hörbar als im Verlauf des Tages.

Lange stand Margot sinnend vor dem alten Mann. Endlich murmelte sie kaum hörbar vor sich hin:

„Er muß jetzt aufwachen, soll er später — für immer einschlafen können! Ich muß ihn wecken, für alle Fälle passenden Vorwand dafür zur Hand haben.“

Wenige Augenblicke später brachten zwei Bedienten einen kleinen, servirten Tisch, den sie vor das Sopha niedersetzten. Eine Tasse Fleischbrühe, Brot, kaltes Fleisch und eine Flasche Chambertin, der Lieblingswein des Kommerzienraths, standen darauf. Als die Diener das Zimmer geräuschlos verlassen hatten, rüttelte Margot den Schläfer anhaltend und immer derber an der Schulter, ihr Thun mit aufmunternden Worten unterstützend.

Erst nach einer geraumen Weile schlug Herr Imhof die Augen auf und starrte um sich wie Jemand, der aus einer todesähnlichen Betäubung aufgeweckt wird. Irre war der Blick der weitaufgerissenen, glanzlosen Augen, als ob deren Sehkraft erloschen wäre, doch die Mienen drückten keinen Schrecken, sondern nur eine leichte, unbehagliche Ueberraschung aus. Margot ließ mit ihrem Rütteln und Zurufen nicht nach, eine freudige Heiterkeit dabei zur Schau tragend, steigerte sie ihre Zurufe, die sich bald in Bitten, bald in lauten Aeußerungen eines naiven Staunens kundgaben. Da blieben die

Blicke des Schlaftrunkenen auf ihrem Antlitz haften — eine ganze Weile starrte er Margot an, die er erkennen musste, bis er endlich abgerissen hervorstieß:

„Du bist's — Margot? — Ich bin bei Dir?! — Ach, wenn Du wüsstest, wie schön, wie wunderbar schön ich geträumt habe!"

„Das ist ja herrlich!" jauchzte Margot mit einer gut gespielten, kindlichen Freude auf. „So haben die Pulver also doch und heilsam gewirkt und Du wirst dem guten Doktor Abbitte thun müssen! O, wie freue ich mich über Deinen gesunden und erquickenden Schlaf!"

„Ja, er hat mich recht erquickt — wenn auch ein wenig angegriffen," sprach jetzt Herr Imhof, wie über das im Schlaf Erlebte nachsinnend, „doch ich will es gern ertragen, denn mein Traum war gar zu schön — und lebendig! als ob er Wirklichkeit gewesen wäre."

„Und weißt Du auch, wie lange Du geschlafen hast, lieb Onkelchen?"

„Nun?" —

„Volle — zwölf Stunden! von heute Morgen zehn Uhr bis jetzt, wo es soeben wieder Zehn geschlagen hat. Noch ein so guter, fester und ruhiger Schlaf und Du bist wieder gesund und wir können nach Eichenhain fahren."

„Du wirst Recht haben, gute Margot," sagte Herr Imhof stillvergnügt, seiner Nichte in das Antlitz schauend, ihre Worte theilweise, doch schon wieder mit einem Anflug von Betäubung wiederholend.

„Noch ein so guter Schlaf — noch ein solcher schöner Traum, und ich bin wieder gesund. Ich könnte — sogleich wieder einschlafen. Gieb mir noch eines Deiner Pulver."

„Jetzt nicht, Onkelchen! es wäre zu rasch nach einander und könnte Dir schaden!" rief Margot, hinter einem scheinbaren Schrecken ihre grimme Freude verbergend, daß der einfältige Alte ihr auf halbem Wege entgegen komme. Jetzt nicht — später! im Laufe der Nacht. Vorerst nimm etwas Speise und Trank zu Dir, lieber Onkel! Bedenke doch, Du hast den ganzen Tag geschlafen und nichts genossen. Trinke diese Tasse Bouillon, ein Gläschen Chambertin, esse einen Bissen und lege Dich zu Bett. Dann komme ich wieder zu Dir und bereite Dir Deine Arznei, die Dich morgen wieder gesund erwachen lassen wird. Hoffentlich hat bis dorthin auch das häßliche Unwetter aufgehört, damit wir unsere Fahrt nach dem schönen Eichenhain ungesäumt antreten können, nach dessen frischer Luft und Sonnenstrahlen, wie nach seinem sanften Grün, seinem Blüthen- und Blumenflor die arme Margot sich ebenso mächtig sehnt, wie der böse — gute und liebe Onkel!"

So plauderte Frau von Rambert, während sie Herrn Imhof die Tasse Bouillon reichte und ihm ein Glas des schweren Weines einschenkte. Gierig trank dieser den Inhalt der Tasse, aß ein Stückchen Brot und nippte dann an dem Wein.

„Auch jetzt wirst Du wieder Recht haben —

wie immer," sprach er dabei, „und ich will Dir folgen, mich zu Bette legen und später mein Wunderpulver nehmen."

„Ich werde Dir sogleich den Pierre schicken, Dir beim Auskleiden behülflich zu sein."

„Es ist nicht nothwendig," entgegnete Herr Imhof unbehaglich, „ich möchte den Mann gerade jetzt nicht um mich sehen. Kehre getrost in Dein Zimmer zurück, mein Kind, ich kleide mich allein aus — doch vergiß nicht, mir das Pulver zurecht zu machen und stelle es auf das Tischchen neben meinem Bette, denn gleich angenehm wie am Tage möchte ich während der Nacht schlafen — und träumen. Ich werde wohl noch für ein Stündchen schlummern — dies fühle ich, und den Trank beim Erwachen zu mir nehmen."

„Schlummere noch ein Weilchen, lieb' Onkelchen," flötete Margot mit glänzenden Augen, deren unheimliches Feuer ihr kaum zu dämpfen gelang. „Ich kehre später wieder, leise — ganz leise und mische Dir den Trank. Gute Nacht — und noch viel schönere Träume wie am Tage!"

Damit schlüpfte sie zur Thür hinaus, diese unhörbar und nur leicht in das Schloß legend und kehrte in ihre gegenüberliegenden Zimmer zurück. Auf dem Korridor horchte sie scharf nach allen Richtungen hin, ihre Augen leuchteten dabei wie die einer Katze. Kein anderes Geräusch war hörbar als das entfernte Singen des Portiers, der wohl wie gewöhnlich bei den Flaschen saß und sich

auf seine Weise unterhielt. Nur undeutlich drangen dann und wann einzelne rauhe oder grelle Töne seines Sanges durch die Stille der Nacht. Die gesammte Dienerschaft, mit Ausnahme der Kammerfrau Margots, welche den Auftrag erhalten hatte, im Schlafzimmer ihrer Herrin zu wachen, befand sich wie alle Tage in der oberen Etage, ihre gewohnte Zusammenkunft zu halten und mit einem zornigen Fluch dachte Margot daran. „Wartet nur!" zischelte es über ihre Lippen, während sie in ihr Zimmer trat, „ist Alles überstanden, bin ich Herrin im Hause — dann hinaus mit Euch Allen! Mit Schimpf und Schande jage ich Euch davon!"

In ihrem Salon warf sich Margot schwer aufathmend auf ihren Divan und versank in ein Brüten, das nach und nach ihre ganze Geistesthätigkeit derart fesselte, daß sie taub und blind für das wurde, was in ihrer Nähe etwa vorgehen konnte. Wie gewöhnlich bei solchen Anlässen, wenn ihre Gedanken allzu mächtig in ihr wurden, gestalteten diese auch jetzt sich für Augenblicke zu Worten. Ein leises höhnisches Lachen unterbrach plötzlich die Stille, dann tönte es:

„Der Doktor wird es ausbaden müssen — er hat's gethan! — aus Unvorsichtigkeit! Und warum nicht? — Er kann ja einmal ebenso gut einen Schreibfehler machen, wie andere Leute! Oder — der Apotheker hat sein Gekritzel falsch gelesen und anstatt einen Bruchtheil des heilsamen doch gefährlichen Mittels — so sagte der gute, sich so überaus

gescheidt dünkende Rosembeau! — deren zehn genommen! Eine Null ist ein so unbedeutendes Ding und bewirkt doch so viel, wenn sie an unrechter Stelle steht. — Haha! Er hat's gethan und wird es nicht leugnen — sogar recht gern gethan haben, wenn ihm der ersehnte Lohn dafür wird. Und dann — wer will den Arzt anklagen, der seinen Patienten zur ewigen Ruhe bringt? Ach! da müssten die Herren Doktoren sammt und sonders vor den Richter citirt werden! Denn sterben müssen nun einmal alle Patienten, früher oder später, und mit Hülfe eines Arztes. — Die es ohne einen solchen fertig bringen, zählen hier nicht mit.“ —

In Pausen waren diese Worte erklungen, jetzt verstummte die Brütende wieder und andere, angenehme Gedanken mochten in ihr aufgetaucht sein, denn nun lächelte ihr Antlitz. Wieder verging eine Spanne Zeit und als Margot endlich einmal aufschaute und ihr Blick auf die Uhr fiel, schrak sie jäh zusammen. Mitternacht war nahe, fast zwei volle Stunden hatte sie sich ihren schwarzen Gedanken überlassen.

„Es ist Zeit — höchste Zeit!“ sprach sie, sich erhebend. „Der Alte wird wohl schon aufgewacht sein und nach mir und seinem Schlaftrunk verlangt haben — ich darf den armen Mann nicht warten lassen. Sollte er jedoch noch immer schlummern, so muß er unfehlbar in der nächsten Viertelstunde munter werden und es wäre wahrlich ein

sündiges Vergehen, würde er dann sein Labsal nicht finden, das ihn — von aller Erdennoth befreien wird."

Damit verließ sie leise ihr Zimmer, ohne eine Ahnung zu haben, was während der Zeit in dem Schlafgemach des armen, erbarmungslos dem Tode geweihten Mannes vorgegangen war.

Nachdem Margot den Onkel verlassen, hatte dieser begonnen sich langsam seiner Kleider zu entledigen. Doch seine Müdigkeit war so groß, daß er sich nur theilweise ausgekleidet auf sein Bett warf, bereits halb im Schlafe, behaglich die Glieder dehnte und bald vollends wieder einschlief. Wäre Margot nur nach einer Viertelstunde wiedergekehrt, sie hätte ungestört ihre Hantirung vornehmen können, denn Herr Imhof schlief so fest, daß er die Kanonenschüsse nicht gehört haben würde, die in diesem Augenblick in der Ferne das Tosen des Sturmes zu durchdringen suchten, wären sie ganz in seiner Nähe abgefeuert worden. Margot war jedoch so in ihren Gedanken vertieft, daß sie der Zeit vergaß und ebenso wenig des leichten Frauenschrittes achtete, der da die große Treppe hinabhuschte und sich mit gleicher Vorsicht dem ehemaligen Kassenzimmer näherte.

Ilse hatte ihre nächtliche Wanderung angetreten und zuerst in dem Zimmer Gottfrieds Einkehr gehalten, hier erfuhr sie Genaueres über das neue Schlafgemach des Vaters und dessen Uebersiedelung und ohne weiteren Aufenthalt, von einem bangen

Ahnen erfüllt, von den Segenswünschen des alten treuen Dieners begleitet, setzte sie ihren Weg fort.

Den Korridor der Parterre-Räume hat sie erreicht, nun auch den wohlbekannten Eingang der früheren Kasse. Ein schwacher Lichtschimmer dringt durch die Thürspalte, ein Zeichen, daß die Thür selbst nur angelehnt ist — und wenn dies auch nicht der Fall gewesen wäre, so hätte es nicht einmal ihres Hauptschlüssels bedurft, sie zu öffnen, denn der Schlüssel stak im Schloß, wie ihre Hand dies beim ersten Griff fühlte. Diese Entdeckung läßt sie freudig aufathmen; nur zu drücken braucht sie und die Thür bewegt sich unhörbar in ihren Angeln — sie steht in dem Zimmer.

Eine kleine Lampe mit mattgeschliffener Glaskugel erhellt nur schwach das große Gelaß, welches an seinen Enden in dämmernden Schatten liegt. Das Licht ist so gestellt, daß es nicht auf den Alkoven fällt, wodurch Ilsens suchendes Auge den Vater nicht sofort erblicken konnte. Jetzt hat sie ihn bemerkt und mit einem Freudenseufzer eilt sie auf ihn zu. Er schläft — schläft fest und ruhig, wie sein gleichmäßiges tiefes Athmen, die im Schlafe lächelnden Züge des guten lieben Angesichts es deutlich ankündigen. Ein schöner Traum muß an seiner Seele vorüberziehen und es wäre Sünde ihm diesen zu zerstören. Seine Hand gedachte Ilse zu fassen, doch ihre Hände fahren nun scheu zurück. Dafür schaut sie forschend im Zimmer umher.

Auf einem Tischchen, sichtlich zufällig vor dem

Sopha aufgestellt, befinden sich Speisen, von denen der Vater genossen haben muß. Auf einem andern größeren Tisch, der zur Einrichtung des Zimmers gehört, steht eine kleine bunte Schachtel, deren Herkunft nur die Apotheke sein kann, ein geschliffenes Wasserglas mit silbernem Loffel, eine halbgefüllte Wasserflasche nnd eine andere dunkle, wohl mit Wein gefüllt, wie dies der am Halsrande der Flasche zurückgebliebene grüne Lack andeutet. Ihr Vater hat also hier Etwas genossen, gegessen und Medizin genommen, sagt sich Ilse, und unwillkürlich überfällt ein Frösteln ihren Körper. Dann muß er versucht haben sich ohne Hülfe seiner Kleidungsstücke zu entledigen doch nicht dazu gelangt sein, denn nur halb ausgekleidet liegt er auf den Decken des Bettes. Armer Vater! wie hat man ihn vernachlässigt! Doch er schläft fest und gut, sein Aussehen ist freundlich und beruhigend und dies verdrängt alle anderen ängstlichen Gedanken.

Ilse versucht die Decke unter dem Schlafenden hervorzuziehen, langsam — behutsam verfährt sie dabei und es gelingt. Nun deckt sie den Vater sorgfältig zu und ruhig kann er jetzt schlafen. Hinter das Bett tritt sie, auch dort die Decken zu ordnen, und blickt nun mit gefalteten Händen auf den Vater. Ihr Antlitz wird ernst, denn Ilse hat sich nicht allein fest vorgenommen über den Vater zu wachen, sondern am Tage ihrer Feindin offen entgegen zu treten und eine Entscheidung herbeizuführen.

„Wovon mag er träumen?" sagt sie sich, Blicke und Gedanken wieder dem Schlafenden zuwendend. Da erschaut sie unter den Kissen des Kopfes einen befremdenden Gegenstand, dessen Natur sie im ersten Augenblick nicht errathen kann. Vorsichtig zieht sie ihn hervor — es ist ein Buch! Ilse bringt es dem Lichtschimmer näher, schlägt es auf und erkennt es wieder! Es ist das rothe Märchenbuch, das die Geschichte der armen Prinzessin Ilse enthält. Doch wie alt — nein, nur zerlesen sieht es aus! Ihr Vater muß es zahllose Male durchgeblättert, gelesen haben und es werth halten, denn das abgegriffene Büchlein barg er ja unter seinem Kopfkissen. Es wäre gewiß nicht zum Vorschein gekommen, hätte er sich nicht wohl schon halb im Schlafe auf sein Lager hingeworfen.

Schon will Ilse, von der Erinnerung mächtig ergriffen, das Buch, sein verhängnißvolles Märchen aufschlagen, als draußen Geräusch, das Oeffnen einer Thür hörbar wird. Zusammenschreckend verbirgt sie sich hastig hinter die schweren Vorhänge des Bettes und von diesen und dem Dunkel des Alkovens geschützt, vermag sie zwischen den Gardinen hindurch zu sehen, was in dem Zimmer vorgeht.

Behutsam wird die Thüre geöffnet und Margot schleicht herein. Ihr glühendes Auge sucht sofort den Schlafenden und unhörbar sich ihm nähernd, beugt sie sich über sein Antlitz nieder, dem ruhigen Athemzug der Brust zu horchen.

„Er schläft noch immer,“ flüsterte sie nach einer Pause mit zischelndem Ton, „doch muß er bald erwachen und ungestört kann ich meine Arbeit vollbringen.“

Nun näherte sie sich dem Tische, auf dem das Kästchen mit den Pulvern steht — in athemloser Spannung folgt der Blick Ilsens ihrem Thun.

Margot nimmt aus dem Kästchen eines der Pulver, schlägt behutsam die zierlich gefaltete Papierhülle auseinander und leert den Inhalt in das Glas. In gleicher Weise verfährt sie mit einem zweiten — nun mit einem dritten Pulver. Ihr Antlitz ist fahl geworden, und die Lippen muß sie fest zusammenbeißen, um das leichte Zittern ihrer Finger zu verhindern. Nun gießt sie ein wenig Wasser auf die Pulver, verrührt sie und stellt das Glas wieder an seine vorige Stelle. Es ist geschehen und ein keuchender, langgedehnt verhallender Seufzer entringt sich ihrer Brust, die sich wohl von einer großen Last befreit fühlt — in demselben Augenblick, wo sie sich eine schwere Todsünde — ein Verbrechen aufgebürdet hat!

Ohne sich nach dem Schlafenden umzusehen, enteilt sie hastig dem Zimmer. Schon will Ilse, die Entsetzliches ahnen mag, aus ihrem Versteck hervortreten, als draußen abermals Thüren geöffnet und bald darauf Margots Stimme und die einer andern weiblichen Persönlichkeit hörbar werden. Nun treten beide ein. Es war die Kammerfrau, welche recht schlaftrunken ihrer gestrengen Gebieterin

folgte. Im Schlafgemach der gnädigen Frau hatte sie deren Befehle erwartet und war darüber sanft eingeschlummert. Plötzlich und derb geweckt, schien die arme Person noch immer nicht recht zu wissen, ob sie wache oder träume.

„Ich kann mich auf Niemand mehr verlassen," flüsterte Frau von Rambert mit auffallend sanfter Stimme, „die Habicht hat mein Vertrauen in unwürdigster Weise mißbraucht und ich werde Dich wohl zur Wärterin meines armen Onkels heranbilden müssen, denn ich weiß, daß ich mich auf meine Liese verlassen darf. — Hilf mir jetzt die Medizin des Onkels bereiten; nimm eines der Pulver dort aus dem Kästchen und schütte es in das Glas, während ich Wasser hinzugieße!"

Dabei hatte sie das Glas unten mit der vollen Hand erfasst und so das Wenige, was sich bereits darinnen befand, geschickt zu verdecken gewusst. Die andere Hand hielt die Wasserflasche, bereit zuzugießen. Die arme Person wusste kaum, wie ihr geschah, doch that sie maschinenmäßig was man ihr befohlen hatte. Sie entnahm dem eleganten Kästchen eine der kleinen Papierhüllen, schüttete den Inhalt in das Glas, worauf dasselbe sich sofort bis zum vierten Theil mit Wasser füllte und Margot stark und anhaltend zu rühren begann. Nach einer Weile, während der die Kammerfrau endlich vollständig wach geworden, dem Thun ihrer Herrin aufmerksam folgte, setzte Frau von Rambert das Glas mit dem präparirten Trank auf das Tischchen neben das

Bett. Dann flüsterte sie gutmüthig und voller Theilnahme:

„So, nun wird der gute Onkel beim Erwachen seine Medicin finden und wir können uns endlich zu Bette legen. Geh' auch Du zur Ruhe, Liese, und kehre nicht mehr bei der lockeren Gesellschaft dort oben ein, schlafe, so gut Du es bei diesem Unwetter vermagst.“

Hierauf verließen Beide das Zimmer, Margot nicht ohne dem Schlafenden noch durch ein Kußhändchen ein zärtliches „Gute Nacht!“ zu senden. Die Kammerfrau eilte die Treppe hinauf, doch nicht um sich, wie ihr geheißen, in ihr Bett zu legen, sondern um sofort in dem bewussten Salon bei ihren Kollegen und Kolleginnen einzukehren, welche es praktischer fanden, die entsetzliche Sturmnacht plaudernd und trinkend auf den weich gepolsterten Sophas zuzubringen, als in ihren Betten unter den rasselnden Schiefern des Daches. In den Parterreräumen wurden mehrere Thüren geöffnet und geschlossen, dann trat eine tiefe Stille ein; die unheimlichen Vorgänge der Nacht waren wohl vorüber.

Eine Weile horchte Ilse athemlos dem, was draußen vorging; als endlich Stille eingetreten war, eilte sie hinter den Gardinen hervor und ergriff das Glas mit dem verdächtigen Inhalt. Sie hatte Alles gesehen: wie Margot der Pulver drei in das Glas geleert und durch die Kammerfrau ein viertes hatte hinzuthun lassen. Was dies bedeutete, was es bezwecken sollte — wohl ein Verbrechen! — vermochte

sie nicht auszudenken. Ihre zitternden Finger schütteten den Inhalt des Glases unter einem Schauer des Schreckens und des Abscheus in eine Ecke des Alkovens. Dann goß sie frisches Wasser hinein und das Glas damit reinigend, stellte sie es wieder an seine frühere Stelle. Nun athmete Ilse auf und sandte unter Thränen ein Dankgebet nach oben, da der Herr ihr vergönnt hatte, ein gewiß entsetzliches Unheil zu verhüten und zugleich der schon so schwer belasteten Seele der unnatürlichen Verwandten eine neue Sünde zu ersparen. Dann erhob sie sich und bald auf den Vater, der ruhig fort schlief, bald hinaus horchend, ob durch das Tosen des Wetters kein verdächtiges Geräusch im Hause hörbar werde, erwartete sie muthig, was weiter noch erfolgen würde.

Zwei Uhr musste nicht mehr fern sein und hätte das Unwetter den Himmel nicht verfinstert, so würde das Licht des jungen Tages sich bald gezeigt und der in banger Angst Harrenden neuen Muth und Hoffnung gemacht haben. Doch finster blieb die Nacht und Ilse war allein auf ihre Seelenkräfte angewiesen zu erstarken und zu hoffen.

Da wurde die Stille der Nacht durch das leichte Geräusch nahender Schritte unterbrochen und Ilse zog sich hinter die bergenden Vorhänge zurück.

Nun schlüpfte Margot im Nachtgewande in das Zimmer. Ihre glühenden Blicke hatten sofort das Glas auf dem Tischchen vor dem Bette gesucht — jetzt griffen die Finger gierig darnach und ein triumphirendes häßliches Lächeln verzerrte ihre Züge.

Das Glas war leer, sein Inhalt verschwunden. „Er ist aufgewacht — hat den köstlichen Schlaftrunk geleert — bis auf den letzten Tropfen! Wohl bekomm' es ihm!" keuchte es mit einer teuflischen Freude aus ihr hervor, indem sie das Glas wieder niedersetzte. Dann neigte sie ihr Antlitz über das des Schlafenden und flüsterte ihm höhnisch zu:

„Nun schlafe, lieb' Onkelchen — und träume ruhig weiter von Deiner Ilse! Diese unschuldige Freude muß ich Dir wohl noch gönnen, es ist Deine letzte, wie Dein Schlaf Dein letzter sein und Dich glücklich in die Ewigkeit hinüberleiten wird. — Gute Nacht, alter, schwacher Mann! durch Deine Margot von allem Erdenleid erlöst. Gute Nacht! — Auch ich will jetzt ruhig schlafen gehen!"

Mit trotzig erzwungenen festen Schritten verließ sie das Gemach.

„Unselige!" rief Ilse, als die Thür sich hinter Margot geschlossen hatte, ihr nach. Gehe und schlafe, wenn Du es in Deinen Sünden vermagst. Mir hat Gott vergönnt, Dein verbrecherisches Werk zu vernichten und so in etwas die Schuld zu sühnen, die ich an dem besten der Väter begangen. Gehe und schlafe in dem Glauben, daß Dein entsetzliches Thun gelungen ist, seine Tochter — die arme Ilse, wird über den Vater wachen. Sie fürchtet Dich nicht mehr."

Dann warf sie sich vor dem Lager auf die Knie nieder und betete für den geretteten, ihr nun auch wohl wiedergegebenen Vater.

Elftes Kapitel.

Magdalena und die Wunder der Geige.

An dem nun abgelaufenen Tage war es, wo Felix und Magda, in Begleitung des Herrn Hendrik de Voß ihre Reise von Rotterdam nach der Heimat angetreten hatten. Das rauhe Regenwetter, welches sie von ihrer Abfahrt an begleitete, war, je näher dem Ziel der Reise, je stürmischer geworden, so daß es sie gegen Abend orkanartig umtobte. Felix wollte die Reise unterbrechen, wie der Arzt es angeordnet hatte, um der Schwester Ruhe zu gönnen, doch diese bestand in einer so entschlossenen Weise auf der Weiterfahrt, daß der Bruder nachgeben musste. So langten sie denn erst in der Nacht nach elf Uhr, und unter einem wahren Aufruhr der Elemente in der Vaterstadt an, von drei schweren Kanonenschüssen gleichsam begrüßt, deren ernste Bedeutung den beiden Männern nur zu gut bekannt war. Sie sollten die Bewohner, besonders die der untern und der Hafenstadt warnen, ihnen sagen, daß die Nacht

genaht und größte Vorsicht geboten sei, da bei dem schon mehrere Tage andauernden heftigen Sturm die nächsten Stunden verhängnißvoll werden könnten. Besonders auf Magda machte dieser Einzug in die Heimat unter dem Brausen des Sturmes und strömendem Regen einen tiefen Eindruck und sehr ernst gestimmt langte sie im Gasthofe an. Die Geschwister hatten einen solchen aufsuchen müssen, da sie gegen Mitternacht die alte Großmutter nicht mehr heimsuchen konnten, dabei aber ein Hotel gewählt, das in allernächster Nähe der Hellstedt lag.

Die Nacht verging, der Morgen kam endlich heran, wenn auch noch gegen sieben Uhr eine trübe Dämmerung in den Straßen herrschte. Das Wetter hatte sich womöglich noch verschlimmert, das Wasser stieg mit der Fluth fortwährend und in den unteren Stadttheilen waren Fluß und Kanäle bereits über ihre Ufer getreten. Dabei dauerte die Fluth noch zwei volle Stunden an und geschah kein Wunder, so war schon jetzt Noth und Elend genug zu befürchten. Doch traten noch andere, im Bereich der Möglichkeit liegende Umstände hinzu, so konnte die Stadt und ihre Bewohner entsetzliches, unabsehbares Unglück treffen.

Ein Wagen war nicht aufzutreiben und nachdem die Geschwister noch eine Weile gezögert, entschlossen sie sich endlich gegen acht Uhr, so gut als möglich in Mäntel eingehüllt, durch den vom Winde gepeitschten Regen den Weg nach der nahen Hellstedt zu suchen. Herr de Voß versprach bald nach-

zukommen, da er die ersten Augenblicke des Wiedersehens den Geschwistern ungestört überlassen musste.

Felix und Martha betraten das wohlbekannte Haus und übermächtig stürmte plötzlich die Erinnerung auf Beide ein, im Verein mit den Gedanken der Reue, welche sie hierher geführt. Magda sah den kleinen Laden, in dem sie einstens unter andern Verhältnissen geweilt; sie sah Ihn lebendig vor sich, mit den dunklen, blitzenden Augen, den verlockenden Worten auf den Lippen, Ihn, mit dem sie dann geflohen war und der nun auf eine solche entsetzliche Weise sich von ihr hatte losreißen müssen. Das war das Ende eines Lebens, so toll und lustig begonnen, in sündigem Leichtsinn fortgeführt, um endlich in Schande und Blut zu enden. Sie schauderte und musste die Hände vor das Antlitz schlagen, den Gesichten zu wehren, die nun von allen Seiten peinigend ihr näher treten wollten. Felix gedachte jener schönen, märchenhaften Zeit, wo er seine Ilse gefunden — die er nun so lange hatte meiden müssen, und nach der plötzlich eine Sehnsucht ihn überkam, die sein Herz zu sprengen drohte. Trotz des Regens hatte er beim Betreten der Hellstedt einen Blick nach dem Fenster seiner ehemaligen Giebelstube geworfen und da war es über ihn gekommen. Der Schwester tiefe Erregung bemerkend, ließ er diese für einen Augenblick in den von außen geschlossenen Laden eintreten, sich zu sammeln, wo Beide denn auch mit Bewilligung der Besitzer ihre durchnässten Kleider ablegten. Auf ihre Frage nach

Mutter Bernis wurde ihnen die Antwort, daß die alte Frau oben in ihrer Stube sei und nun begannen sie langsam die Stufen der morschen Treppe zu ersteigen.

„Laß mich zuerst bei ihr eintreten, Bruder," flehte Magda mit zitternder Stimme, und Felix, immer heftiger erregt, vermochte ihr nur durch einen Händedruck bejahend zu antworten. Als sie an die Stubenthür gelangt waren, zögerte Magda, die Hand auf den Drücker des Schlosses zu legen. Doch Felix, die Augen voller Thränen, die Lippen fest zusammengebissen, munterte sie durch Geberden dazu auf, dann flog er die Treppe weiter hinan, so lange bis er kommen dürfe, bei dem Bewohner der Giebelstube, wer es auch immer sein möge, eine Zuflucht zu suchen.

Magda klopfte schüchtern an und als nach einer Weile keine Antwort erfolgte, öffnete sie langsam die Thür und trat ein.

Die Stube war leer. Wohin Magda auch spähend schaute, von Mutter Bernis vermochte sie keine Spur zu entdecken. Dafür trafen ihre Blicke den alten Kupferstich der büßenden Magdalena auf dem Deckel des seltsamen Holzkastens und unwillkürlich faltete sie ihre Hände wie zum Gebet. In dem Bilde sah sie sich selbst, zerknirscht, ihre Sünden bereuend vor dem Heilande, seine Füße mit ihren Thränen benetzend.

In solchen Gedanken versunken, das Herz zu Gott erhoben, war Magda vor dem Bilde der

Büßerin, die nun doppelt ihre Patronin geworden war, in die Knie gesunken. und das Haupt auf die Brust gesenkt, betete sie.

Sie hörte nicht den leisen, schlürfenden Tritt der Mutter Bernis, die langsam, von den Kindern kommend, zu ihrer Wohnung niederstieg.

Die alte Frau war schon seit Stunden wach und hatte bereits manche Wanderung, Trepp auf, Trepp ab gemacht. Ihr erster Gang galt dem Schlafzimmer Ilsens; dieses war leer, unberührt stand das Bett im Alkoven. Doch die kleine Jeanne. ein Bild lieblichster Unschuld, schlief ruhig in ihrem Bettchen, wie Paul in dem Nebengemach. Mit gefalteten Händen blickte die glückliche Alte auf das Mädchen, das ihres Blutes war, um dann wieder durch die offene Thüre sich an dem blühenden Knaben zu erfreuen, der ihr ja auch gehörte. Dann betete sie für die Kinder, für die Mütter und ihren Felix. Leise kehrte sie hierauf in ihr Zimmer zurück, denn sie hätte es nicht über das Herz bringen können, die Kleinen jetzt schon zu wecken.

Nach der Mutter fragte die Alte nicht; sie wusste ja, wo Ilse war — wenn sie auch keine Ahnung hatte von dem, was jene zur Zeit erlebte. Ist es gethan, ist ihre Aufgabe vollbracht, wird sie wiederkehren und bis dahin kann die alte Großmutter schon wachen. So sagte sie sich, ihre Stube ordnend und für das Frühstück sorgend. Damit kam sie indessen nicht weit, denn kaum fand sich die

Wohnstube einigermaßen in gewohntem sauberen Zustande, als sie abermals den Weg zu den Kindern antrat und sich bei diesen niedersetzte. Paul erwachte zuerst, dann Jeanne und die ersten Fragen beider galten der Mama, die sie nicht wie gewöhnlich beim Erwachen an ihrem Bettchen fanden. Nun war es die alte Großmutter, welche bei ihnen wachte und diese hatte Mühe, die Kinder zu beruhigen: Mama habe ausgehen müssen, werde jedoch bald wiederkehren und den lieben Kindern ganz bestimmt Herrliches mitbringen. Diese vielverheißende Versprechung brachte Alles rasch wieder ins Geleise und nun ließen beide sich von der etwas rauhen Hand der Großmutter waschen und anziehen. Es dauerte eine geraume Weile, bis die alte Frau, welche derlei Hantirung längst verlernt hatte, damit fertig geworden war und als die Kinder endlich sauber und nett wie die Püppchen dastanden, war es bereits acht Uhr geworden. Wie Mutter Bernis ihre Urenkelchen von allen Seiten bewundernd betrachtete, horchte sie plötzlich auf. Es war ihr, als hätte sie leise Schritte auf der Treppe, nach der Giebelstube zu, vernommen. Doch nun hörte sie nichts mehr. „Es ist der garstige Sturmwind, der die Pfosten und Dielen zum Knarren bringt!" sagte sie sich und dachte endlich an das Frühstück, welches sie halb vergessen hatte. Die Kleinen ermahnend, hübsch ruhig noch ein Weilchen in dem Zimmer zu bleiben, damit sie den Kaffee für Mama und Alle kochen könne, ihnen versprechend, sie bald zu holen, verließ

sie das Zimmer, um langsam in ihre Wohnstube zurückzukehren.

Dort lag Magda vor dem Bilde der büßenden Magdalena auf ihren Knieen und rang betend um Vergebung ihrer Schuld. Ihre Gedanken waren zu Worten geworden und die alte Frau, welche unter der Thür der Stube stand, dort jäh zusammenfahrend und erbleichend stehend blieb, hörte sie.

„Auch sie wird Dir vergeben,“ also klang demüthig und doch auch wieder hoffnungsfroh der Schluß des Gebets der Knieenden, „denn wie unser Heiland Jener dort die Sünden der Liebe verzieh, so hat er durch den Mund Seines Priesters auch Dir, der Reuigen und Büßenden vergeben! Gestatte in Deiner Gnade und Güte, daß auch sie, die Mutter, die schwergekränkte, mir die Sündenschuld vergiebt!“

Da hörte die Betende in ihrer Nähe den Namen Magda nennen, dann klang es mit rauhen, zitternden Tönen:

„Magda! — der Reuigen hat die Mutter längst vergeben!“

„Großmutter!“ schrie Magda mit thränenerstickter Stimme auf, vom Boden emportaumelnd, um in die ausgebreiteten Arme der alten Frau, an das doch noch immer so warm pochende Mutterherz zu sinken.

Mehr vermochte sie nicht zu sprechen. Auch Mutter Bernis konnte nur mit Mühe die Worte stammeln: „Herr Gott, ich danke Dir!“ Dann weinten beide, einander in den Armen haltend, sich

aus, und ihre Thränen wurden dem Herrn dort oben zum schönsten, reinsten Dankgebet.

Als die erste Aufregung dieses unerwarteten und ergreifenden Wiedersehens vorüber war, faßte die alte Frau den Kopf Magda's mit beiden Händen, und barg ihn, wie den eines Kindes an ihrer Brust. Nun blickte sie lange in das bleiche und doch noch immer so schöne Antlitz, als ob sie des jungen Mädchens Züge wieder erkennen wollte und sprach dann in rauher, rührender Herzlichkeit:

„Du böses Kind, hast die alte Großmutter lange — lange auf diesen Augenblick warten lassen! Daß Du wiederkehren würdest, wie jenes Bild dort es zeigt, bereuend und gebessert, das wußte ich — mein Herz sagte es mir. Doch zu lange fast hast Du gesäumt, denn viel Zeit, Deiner Heimkehr zu harren, hat die alte Mutter Bernis nicht mehr. Gottlob, daß Du endlich gekommen bist — daß ich diesen Augenblick — daß ich Deine Reue noch erlebt habe!"

„Ich verdiene solche Güte noch nicht, liebe, gute Großmutter," flüsterte Magda, in ihrer Freude erröthend und den Blick niederschlagend. „Doch meinen Worten, dem Drange meines Herzens — ein neues Leben zu beginnen, darfst Du glauben. Dein Mutterkuß hat mich entsühnt und geweiht, wie das die Sünden lösende Wort und der Segen des Priesters. Nimm mich wieder auf als Dein Kind und was ich durch die wilde Gluth und Liebe meines Herzens an Dir gesündigt, soll die treue

Kindesliebe wieder gut machen, Dir noch am Abend Deines Lebens zu vergelten, was Du für mich gethan. Denn nur für Dich allein will ich noch leben, meine gute, liebe Großmutter!"

Vor der alten Frau wollte Magda niederfallen, doch diese verhinderte es. Sie schloß das ihr neugeschenkte Kind abermals in ihre Arme und küßte es auf die Stirn. Dann sprach sie, den thränennassen Blick sehnsüchtig in die Ferne richtend:

„Nun fehlt noch Einer und unser Glück wäre vollkommen! — Doch auch er wird zu der Großmutter zurückkehren und mein Auge ihn sehen, den Liebling meiner Seele, meinen guten, lieben Felix, — wenn seine Geige mir einstens wieder erklingen wird."

Geschah denn hier ein Wunder?! — In demselben Augenblick, wo die alte Frau jene Worte sprach, wurden in der Höhe des Hauses die Töne einer Geige laut, die siegreich mit der gewaltigen Stimme des Sturmwindes, dem scharfen, zornigen Zischen, dem steigenden und fallenden Brausen kämpften und bis in die Stube zur Mutter Bernis drangen.

Diese horchte einen Augenblick dem Sang des Instruments, wie zu einer Bildsäule erstarrt, dann belebten sich ihre Züge wieder und plötzlich sprach sie in einer freudigen Verwirrung:

„Wie ich es geahnt, so ist es geschehen! auch er, mein Felix, ist wieder heimgekehrt. Ich muß zu ihm — zu ihm! Bleibe Du nur hier, Magda,

ich werde Dir Jemand senden, der Dir für die wenigen Augenblicke meiner Abwesenheit willkommenen Ersatz bieten wird." Zugleich eilte sie auf die Thür zu und rief mit dem ganzen Aufgebot ihrer Kraft die Treppe hinan: „Paul — Paul, komme gleich herab — Deine Mutter ist da!"

Ohne eine Aeußerung Magda's abzuwarten, die bei dem so unerwartet erklungenen Namen „Paul" bleich wie eine Leiche geworden war und wankend sich an die Kante des Tisches klammern musste, sprang Mutter Bernis mit einer fast drollig wirkenden Behendigkeit die Stufen der Treppe hinan, während von oben der leichte Schritt des Knaben vernehmbar wurde.

Ein Bekenntniß war es noch, vor dem Magda schuldbewusst gezittert hatte und nun war es durch eine gütige Vorsehung bereits glücklich überwunden! Die Großmutter wusste nicht allein von der Existenz ihres Knaben, sondern kannte ihn — hatte ihn bereits in ihrer Nähe. Ueber das Wunderbare, was da geschehen, vermochte Magda nicht nachzudenken, denn schon sprang Paul in die Stube und mit einem Jubelruf an den Hals der Mutter, die ihn weinend an sich drückte und in ihren Küssen den Augenblick segnete, der ihr die Großmutter und zugleich auch ihr Kind wiedergegeben hatte.

Sie achtete in ihrer Freude auf nichts mehr, was um sie her vorging, sah auch den Herrn nicht, der die Treppe erstiegen hatte und ohne sich bei der Wohnung der Mutter Bernis aufzuhalten,

seinen Weg nach den oberen Räumen des Hauses hastig fortsetzte.

Was war während dieser Zeit in der Giebelstube vorgegangen? — Das Wunder des Augenblicks, durch den Sang der Geige hervorgerufen, gelangte hier erst recht zu seiner vollen und schönsten Entfaltung.

Felix war vor der Thür seiner ehemaligen Wohnstube angelangt; er klopfte, trotz seiner Aufregung, leise und bescheiden an, doch als keine Aufforderung, einzutreten, erfolgte, hielt er sich nicht länger und öffnete den Eingang. Auf der Schwelle blieb er wie gebannt stehen, ein Ruf der Ueberraschung erstarb auf seinen Lippen, denn die Stube, welche er endlich betrat, war noch immer seine eigene; wie er sie vor sechs Jahren verlassen hatte, sah er sie wieder — nichts schien ihm darinnen verändert zu sein. Doch ein Gegenstand, der seinen Blick magisch angezogen haben mußte, entriß ihm einen Aufschrei, in dem freudiges Staunen sich mit Schrecken mischte. Dort an der Wand hing, von frischen Blumen umkränzt, seine Geige! — seine eigene Geige! Es konnte nicht anders sein, er kannte sie nur zu gut. Schon hatten seine vor Freude zitternden Finger sie ergriffen, von der Wand herabgeholt, seine erste, heiß Geliebte, die er so lange hatte entbehren müssen, deren Töne so oft allem, was in seinem Herzen lebte, Jubel und Trauer, Gram und Glück, Leben und Ausdruck gegeben, und die er dann nicht mehr gehört. Alles

Andere vergaß er über solchen Gedanken, und als ob die Finger die Freude mit empfunden hätten, ließen sie bereits leise die Saiten prüfend erklingen. Ein leichtes Steigen und Fallen, ein Zusammenklingen zweier Saiten wurde hörbar und das Instrument war gestimmt, bereit, in einem Jubelhymnus dies Wiedersehen zu feiern.

Die Rechte hatte den Bogen ergriffen und als Felix mit einem freudetrunkenen Blick die Geige hob, Kinn und Wange die Berührung der zarten, gewölbten Decke des Instruments empfanden, da war es ihm, als ob eine Jugendgeliebte sich an ihn schmiegte und er ihren Kuß auf seiner Wange fühlte. Begeistert begann er sein Spiel. Einen Jubelsang ließ Felix den Saiten entsteigen, so froh und so herrlich, als ob Alles, was ihn umgebe, nur Glück und Seligkeit gewesen wäre. Doch bald ging das Jubiliren in ernstere Weisen über, es hatte wohl als die Einleitung eines frohen, dankerfüllten Herzens zu dem frommen Gebet gelten sollen, das nun in weihevoller, tiefempfundener Melodie erklang, dessen Begleitung die mächtige Musik des Sturmwindes draußen bildete. Vergebens versuchte sein grausiges Brausen und Heulen, sein Zischen und Zürnen sich gegen den frommen Sang aufzulehnen, majestätisch tönte und schritt er darüber hinweg, wie einstens der Herr über die brausenden Wogen.

Im Hause vernahm man den seltenen Sang der Geige. Da war eine alte Frau, die ihn gehört, erkannt hatte, und übermächtig von ihm an-

gezogen, ihm und seinem Urheber entgegenstrebte. In einem andern Raum, und den Klängen näher, gab es ein Mädchen, das ebenfalls dem Singen der Geige horchte, und dabei die Händchen auf das kleine Herz presste, denn was es da vernahm, verursachte ihm fast ebenso viel Schreck wie Staunen. Es war dem Kinde, als hätte es schon früher solche schöne Töne, solches Singen und seltsames Klingen vernommen — früher, als es noch viel kleiner und jünger gewesen war als jetzt. Und wer war es, der sie hervorgebracht? Ihr Köpfchen marterte die kleine Jeanne ab, diese Frage zu beantworten, bis sie plötzlich mit einem Jubelton aufschrie: „Der Papa! — der Papa!" Und schon im folgenden Augenblick flog auch sie aus der Stube und den Tönen der Geige — dem Vater entgegen.

Doch die Kleine hatte lange Zeit gebraucht, zu hören, von ihrem Staunen und Schrecken sich zu erholen und endlich zu begreifen. Paul war davon gelaufen, sie wusste es nicht, die alte Frau und ein anderer Herr waren ihr zuvorgekommen.

Der Geiger in der Giebelstube hatte sein Spiel für einen Augenblick unterbrechen müssen, denn es war ihm gewesen, als ob er eine helle Kinderstimme gehört hätte, die jubelnd „Papa" gerufen und daß diese Stimme die — seiner kleinen Jeanne gewesen wäre!

„Thorheit! — Trugbilder meiner erregten Phantasie!" rief Felix. „Ein Wunder müsste geschehen sein, oder meiner Geige ein Feenzauber inne-

wohnen, von dem die Märchen uns erzählen." Und er spielte weiter.

Doch da kam es heran, das Wunder, der Feenzauber seiner Geige verwirklichte sich!

Die Thür wurde gewaltsam zurückgestoßen und Mutter Bernis fiel fast in das Zimmer und in die jubelnd ausgestreckten Arme Felix', kaum noch Athem und Kraft genug findend, dessen Namen hervorzustammeln. Dafür presste sie ihn mit aller Macht wider ihr Herz und ihre Küsse ersetzten die Worte Vergebung und neue Mutterliebe, um die Felix leise bat und flehte.

Noch hielt er sein Großmütterchen im Arm, das just zu reden anfangen, der Herzensfreude Ausdruck geben wollte, als Felix zusammenfahrend einen langgedehnten Schreckensschrei ausstieß, der jedoch noch vor dem Verklingen sich in einen solchen der Freude wandelte. Er hatte aber auch Ursache dazu, denn in der offenen Thür stand Malten, ihm mit leuchtendem Blick die Hände entgegenstreckend und ihm ein freudiges Willkommen zurufend.

„Malten!" rief Felix, mit der Linken die Großmutter haltend und den freien Arm ausgestreckt, den Freund zu umfangen. „Malten — wie kommst Du hierher?"

„Der Klang und Sang Deiner Geige hat mich — von Paris in Deine Arme gezaubert!" erwiderte der Musiker heiter und lachend, den Freund umfangend und in einem Kuß das Wiedersehen fei-

ernd. „O, Du sollst noch ganz andere Wunder erleben!“ rief er dem ungläubig Staunenden zu.

Da ertönte immer lauter und näher der Ruf der Kinderstimme. „Papa! lieber Papa!“ rief es in jubelnden Tönen und in der Giebelstube erschien nun Jeanne, das liebe, hübsche Gesichtchen von einer seligen Freude verklärt.

Nun wusste der arme Felix nicht mehr, was er denken, thun und reden sollte und ein Glück war es, daß die beiden Andern mehr Kenntniß der Verhältnisse und dabei Geistesgegenwart genug hatten, Unvorhergesehenem zu begegnen. Denn Felix ließ plötzlich beide fahren, machte die Arme frei, um Jeanne, die zu ihm herangesprungen war, emporzuheben, sich von seinem Kinde umhalsen zu lassen und seine Küsse unter Freudenthränen zu erwidern.

Noch hatte er keine Worte gefunden, eine Erklärung dieses Zusammentreffens, das ihm wahrlich wunderbar dünken musste, zu verlangen, als drei neue Personen ihren Einzug in die zu einem Tempel reiner Freude und Glückseligkeit gewordene Giebelstube hielten. Zwei von ihnen, die still und lautlos nahten, Magda und de Voß, überraschten Felix nicht, doch der Knabe, welcher mit dem gleichen Jubelruf wie Jeanne hereinstürmte, dafür um so mehr.

„Paul?! — Auch Du bist hier?!“ vermochte der glückliche Vater nur zu stammeln, als der Knabe, welcher mit einem Satz an ihm hinauf gesprungen, seinen Hals umschlungen hielt, ihm den Mund mit seinen glücklichen Willkommküssen schon wieder schloß.

Nachdem dieser neue Rausch des Wiedersehens vorüber war, schien es, als ob sich Felix eine Unruhe bemächtigte, und immer dringender, wie von Zweifel und Hoffnung erfüllt, blickte er umher, bald auf den Kreis seiner Lieben, bald auf die noch immer weit offene Thür der märchenhaften Giebelstube, bis er endlich mit einem Gemisch von Angst und banger Freude hervorstieß:

„— Und Ilse?“ —

Zwölftes Kapitel.

Ein Drama.

Und Ilse? — Zu ihr, der Tochter, deren treue Liebe den Vater so wirksam bewacht, müssen wir jetzt zurückkehren.

In dem Schlafzimmer herrschte wieder tiefe Ruhe, die in scharfem Gegensatz stand zu dem Brausen des Sturmes, der draußen wüthete. Margot war in ihr Schlafzimmer zurückgekehrt, um endlich den Schlaf zu suchen, dessen sie nothwendig bedurfte. Sie konnte sich ihm auch unbesorgt überlassen, wie sie fest glaubte, denn ihre Arbeit war zu Ende, schon am andern Morgen musste die Frucht der nächtlichen Saat sich zeigen. Die Pulver werden ihre Schuldigkeit gethan, der alte Mann wird die ewige Ruhe und sie selbst die ersehnte Freiheit gefunden haben. Dies war ihr letztes Denken, dann schlief Margot so ruhig ein, als ob ihr Gewissen rein und nie von einer Unthat beschwert gewesen sei.

Ilse hatte sich vorsichtig auf den Rand des Bettes niedergelassen. Die im Schlafe lächelnden Züge des Vaters bannten ihren Blick und mit einer innigen Herzensfreude weidete sie sich an ihnen. Wäre er jetzt erwacht, sie würde sich an seine Brust geworfen, im Sturme leidenschaftlicher Kindesliebe seine Verzeihung und sein Herz wiedergewonnen haben. Doch der Vater schlief immerfort, so lange sie auch wachte, mit ihren Blicken ihn zu erwecken suchte.

„Sein Schlaf ist ein unnatürlicher," sagte sie sich endlich mit wachsendem Schrecken. „Er wird doch nicht schon von diesen entsetzlichen Pulvern genommen haben?"

Im folgenden Augenblick stand sie vor dem Tische auf dem das Pappkästchen mit den Pulvern lag. Als ob es Gift gewesen wäre, griffen die Finger zögernd darnach. Nun las sie die Aufschrift, welche lautete:

„Morphiumpulver, zehn Stück, täglich einzeln zu nehmen."

Jetzt zog sie die kleine Lade hervor und zählte die noch vorhandenen Pulver. Es waren ihrer fünf.

„Drei hat die Unselige in das Glas gethan — ich habe sie wohl gezählt! — ein viertes in Gegenwart ihrer Kammerfrau, und durch diese einschütten lassen. O, die Schlange! sie hat wohl gewusst weshalb: ein Zeuge ihrer Schuldlosigkeit ist nun vorhanden! — Der Vater muß somit schon früher ein Pulver erhalten haben und deshalb der tiefe Schlaf. Doch eines schadet ihm nichts, die ärztliche

Anordnung bestätigt, verlangt es ja und so darf ich ruhig sein, getrost sein endliches Erwachen abwarten."

Sie kehrte zu dem Lager zurück und ließ sich an früherer Stelle nieder, ihr stilles Schauen und Denken von Neuem zu beginnen. So verging die Zeit, doch endlich hielt es Ilse nicht länger, ihre Sehnsucht war zu mächtig in ihr geworden. Behutsam erfasste sie die Hand des Schlafenden und leise — leise, mit zitternden Tönen begann sie ihm zuzuflüstern:

„Vater! — lieber, theurer Vater, schläfst Du denn noch immer? — ahnst Du nicht, daß Deine Ilse bei Dir weilt und wacht und welche entsetzliche Gefahr Dir droht?" —

Da hauchten die Lippen des Vaters im Schlafe kaum hörbar den Namen „Ilse!" und seine Züge verklärten, verzogen sich mehr und mehr zu einem glücklichen Lächeln.

Ilsens Athem stockte, die Hand fuhr zurück, doch dem jähen Erschrecken folgte ebenso schnell eine stille selige Freude und mit Thränen in den Augen, des Vaters Hand wieder ergreifend, fuhr sie zu dem Schlafenden gewendet in ihrem Reden kühner fort:

„Du weißt also, daß ich hier bin — ahnest meine Nähe — siehst wohl gar Deine Ilse und verstehst ihre Worte? O, dann laß mich Dir sagen, theurer Vater, wie lieb ich Dich habe, wie ich Dich immer so innig geliebt und wie unendlich ich bereue, Dich gekränkt und — verlassen zu haben. O vergieb Deiner armen Ilse," flehte sie jetzt in

rührenden Tönen, „sie wusste nicht, was sie that, glaubte in wenigen Tagen nach ihrer Flucht Deine Verzeihung erlangen zu können. — Ich ward betrogen, verlockt und verrathen," fuhr sie ungestümer mit blitzenden Augen fort — „verrathen von der Unseligen, der Gottvergessenen, die mich in sündiger Absicht aus dem Hause trieb, um mich ewig Dir fern zu halten, die den Tod ihres Gatten herbeiführte, sogar Dir, dem Bruder ihrer Mutter nach dem Leben trachtete und ihn, den ich nach Dir am meisten auf Erden liebe, meinen Gatten zum Diebe machte, während sie selbst — und nur sie! — die frevelnde Hand nach Deinem Golde ausstreckte. O, mein Vater, vergieb auch ihm, denn er ist unschuldig, wie ich und — der Vater meines Kindes — meiner kleinen, lieben Jeanne, die Dich lieben, erfreuen und ehren wird. Uns Allen vergieb unsere Sünden, die wir an Dir begangen, in Thränen bereuen und in Liebe sühnen werden! Gedenke des Gebetes, das die Mutter als Kind mich lehrte: Herr, vergieb uns unsere Schuld, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern! Amen!"

Betend, die Hände gefaltet, das Herz zum Ueberströmen voll von Reue und Liebe, war sie in die Kniee gesunken und barg nun ihr weinendes Antlitz in den Kissen des Lagers.

Der Schlafende regte sich nicht, nur seine Züge veränderten sich, matt und traurig erschienen sie, um dann langsam wieder ihr früheres, stillseliges Lächeln zu zeigen.

Eine tiefe Stille war eingetreten, da hob die Knieende jäh den Kopf empor und horchte. Die Lippen des Schlafenden hatten einen Namen geflüstert und diesmal lautete er:

„Jeanne — Didier!"

„O, er hat mich gehört, verstanden — mein Kind bereits erkannt — und gewiß auch der armen Mutter — uns Allen verziehen! Herr Gott, ich danke Dir für diese Gnade!"

So jubelte Ilse mit vor Weinen erstickter Stimme. Dann ließ sie frei ihre Thränen rinnen, dadurch dem frohen, dankerfüllten Herzen Luft zu machen.

Wieder vergingen Stunden — wie viel Uhr es sein konnte, ob der Morgen nahe oder noch fern war, vermochte Ilse nicht zu errathen, denn das Gemach enthielt keine Uhr und kein Glockenschlag war im ganzen Hause hörbar geworden. Dafür hatte sie durch das Wüthen des Sturmwinds wie aus weiter Ferne, dumpfe Kanonenschüsse vernommen, die rasch einander folgten um nach Pausen wieder zu beginnen. Wie Donner erklangen sie in dem Brausen des Wetters. Auch war ein seltsames Plätschern hörbar geworden, das vom Hofe herzukommen schien und fast dem Rauschen von sturmgepeitschten Wogen glich.

Ilse achtete nicht darauf, auch wurde ihre Aufmerksamkeit bald in anderer Weise in Anspruch genommen.

Im Hause war bis jetzt Alles ruhig und stille geblieben. Entweder dauerte die Nacht noch an und die Dienerschaft schlief noch immer, oder das Haus enthielt überhaupt kein lebendes Wesen mehr. Gegen ersteres sprach die bleigraue nebelschwere Dämmerung, welche draußen dem tiefen nächtlichen Dunkel gefolgt war und die Stille in den Gängen, auf den Treppen des Hauses unheimlich erscheinen ließ, doch auch den andern Gedanken, so seltsam er auch klingen mochte, der Möglichkeit näher rückte. Was hatte sich während der Nacht im Hause draußen ereignet, was ging dort wohl noch immer vor? Ilse vermochte nicht, es sich zu erklären, auch gab sie sich keine Mühe darum, denn dort vor ihr lag der Vater, für den sie denken, handeln musste.

Da endlich! wurde draußen das Oeffnen einer Thür hörbar, nun erklangen auch Schritte auf dem Korridor, die sich dem Schlafzimmer näherten. Sie ist es! und nun wird es zur Entscheidung kommen, sagte sich Ilse und trat zu Häupten des Bettes hinter dessen Vorhänge, bereit, im ersten Augenblick sich ihrer Feindin entgegenzustellen.

Die Thür öffnete sich und Frau von Rambert im leichten Morgenanzug erschien. Trotzdem sie die Hälfte der Nacht geschlafen hatte, musste dieser Schlaf doch kein ruhiger und erquickender gewesen sein, denn ihr Antlitz war erschreckend bleich, die Lippen blutlos und das dunkle Auge glühte in einem unheimlichen Feuer. Schleichend, die Augen weit offen, näherte sie sich dem Bette um sofort, wie von

einem jähen Schreck erfasst, zurückzufahren. Unbeweglich starrte sie den Schlafenden an und ihre Mienen, die bisher einen Ausdruck grimmiger gieriger Freude gezeigt hatten, wurden finster.

„Er schläft noch immer — doch leicht und ruhig,“ keuchte es mit einer Mischung von Zorn und Staunen aus ihr hervor, „so ruhig, als ob er im nächsten Augenblick erwachen wollte. — Was ist da vorgegangen? — Die Pulver hat er zu sich genommen, das Glas ist leer — bis auf den letzten Tropfen hat er den Inhalt, der ihn betäuben musste, getrunken.“

Schon vorher hatte sie das leere Glas, welches auf dem Tischchen stand, ergriffen, es untersucht und stellte es nun wieder an seinen vorigen Platz.

Jetzt schaute sie den Schläfer lange mit finstern sinnenden Blicken an und endlich begann sie wieder zu murmeln, anfangs leise und abgerissen, dann immer hastiger, mit scharfem Ton:

„Ich bin eine Thörin, mich zu ängstigen — er hat die Pulver genommen und wird — muß ihrer Wirkung erliegen. Ob die Anzeichen dafür in einem leichten ruhigen Schlafen sich kundgeben — ob sie sich anders äußern — ich weiß es nicht, brauche nicht darnach zu fragen. — Aber lange scheint es dauern zu wollen, bis es zu Ende geht — viel zu lange für mich, die ich nun schon Jahr um Jahr darauf warte und endlich — endlich frei sein will! — heute noch frei sein will! — Und warum könnte ich nicht —“ hier sank der Stimme

Ton zu einem zischelnden Flüstern herab — „ein wenig nachhelfen — wie damals! wo es mir so vortrefflich gelang?“

Wieder verstummte sie und blickte nachsinnend vor sich nieder.

Ilse hatte hinter den Vorhängen jedes Wort gehört und ihr Herz wollte vor Entsetzen erstarren. Es war nicht Furcht, die sie zurückhielt, nur die Ungewissheit dessen, was die Unholdin noch ersinnen und unternehmen könne, wogegen sie anzukämpfen haben würde.

Da erklang die Stimme Margots wieder, doch jetzt mit einem wilden trotzigen Höhnen, während ihre Züge ein grelles Lächeln verzerrte.

„Schlafe ruhig weiter, alter Mann! Deine gute Margot hat Mitleid mit Dir!“ so tönte es fast lustig über den Schlafenden hin. „Wie sie es gelobt, will sie Dir in Deinen Nöthen beistehen — Dir helfen die ewige Seligkeit zu gewinnen — und zwar so rasch als möglich! Jeder unnütz verlorene Augenblick wäre eine Sünde, an Dir begangen — und an mir. Komm an!“

Dabei waren die Finger beschäftigt gewesen, vorsichtig eines der Kopfkissen unter dem Haupte des Schläfers hervorzuziehen, um dessen Antlitz damit zu überdecken, ihm so den letzten Athem zu rauben.

Doch noch hatte Margot ihr Vorhaben nicht ausführen, es durch ihr Thun nur andeuten können, als Ilse vorsprang, ihr das Kissen aus der Hand

riß und es weit fortschleudernd mit einer Stimme voll Zorn und Abscheu ihr zuschrie:

„Zurück von ihm, Unselige, elende Verbrecherin!"

Zugleich war Herr Imhof erwacht und streckte nun, als ob er beide Frauen längst erkannt, Alles gehört hätte, die matten Arme hülfesuchend nach Ilse aus, dieser mit flehenden Tönen zurufend:

„Ilse! — Ilse! mein Kind, schütze mich vor der Entsetzlichen!"

„O, sei ruhig, mein Vater!" jauchzte Ilse auf, diesen, der sich halb erhoben, mit dem linken Arm fest umklammerd, während die Rechte sich abwehrend und wie kampfbereit gegen Margot ausstreckte. „Sei ruhig, lieber Vater, ich bin bei Dir und das schreckliche, unnatürliche Weib soll Dir nichts mehr anhaben können."

Margot war bei dem Erscheinen Ilsens, die so urplötzlich, wie aus dem Boden hervorgewachsen — nein! wie ein dem Himmel entstiegener schützender Engel — zwischen sie und das Opfer ihrer unseligen Goldgier getreten war, entsetzt einige Schritte zurückgefahren und starrte nun ihre Feindin mit Zorn und Wuth in den Mienen an. Jetzt, so nahe dem Ziel, sollte sie Alles — Alles verlieren? Anstatt des so mühsam errungenen Goldes, der so glücklich erschlichenen Millionen, sollten ihr durch die Entdeckung ihrer Unthat Schande und Strafe werden? Das durfte nicht sein. Sie musste weiter auf dem einmal betretenen Wege, und wenn er zu ihrem

Untergang führen sollte. Doch was thun? In ihrem Kopfe jagten die Gedanken einander in glühender, fieberhafter Hast, und ihr irrer Blick suchte vergebens nach einer Waffe; ihre Brust senkte und hob sich keuchend und die Hände zitterten, während ihr Fuß vor Schrecken an die Stelle gebannt zu sein schien. Und dabei tönten immerfort die Anklagen, welche das empörte Herz Ilse's ihr entgegen schleuderte, an ihr Ohr, ihre Wuth, ihr Entsetzen steigernd, sie zugleich immer mehr verwirrend und vernichtend.

„Elende!“ rief Ilse, deren Herzen jedes Mitleid entwichen zu sein schien, mit der Stimme und Geberde eines zürnenden Richters. „Elende! Deinen Gatten hast Du durch ein Verbrechen dem Tode überliefert, durch Diebstahl Dich geschändet und Deine Sünden dann einem Unschuldigen aufgebürdet, und nun hast Du die verbrecherische Hand gegen den Mann erhoben, dessen Haupt Dir heilig sein sollte, dessen Leben Du aber Jahre lang durch Deine Lügen und Ränke vergiftetest! Hebe Dich weg von uns, wir haben keinen Theil mehr an Dir! Fliehe! wir überlassen Dich dem ewigen Richter dort oben, dessen Strafgericht Du nicht wirst entfliehen können.“

Immer mächtiger hatte es in Margot gearbeitet, jede Anklage, jedes Wort traf die Unselige wie ein Dolchstich, der ihr höllische Pein verursachte, doch auch ihren Zorn und ihre Aufregung zu einer wahnsinnigen Wuth aufstachelte. Nur eine tödtliche Waffe! und sie würde sich auf die Ver-

haßte, die Verachtete geworfen haben, um sie zum Schweigen zu bringen, sich an ihr zu rächen, gleichviel, was daraus für sie hätte entstehen müssen. Schärfer blickte sie umher — dort auf dem Tische, bei den Speiseresten, liegt ein Messer. Schon will Margot sich darauf stürzen, als sie plötzlich inne hält, einen gellenden Aufschrei hören läßt und dann ruft: „Das Wasser! — das Wasser!"

Sie hatte recht gesehen. Schon kam es heran, durch die Ritzen der Fenster, unter der Thür her, der ganze Fußboden war bereits damit bedeckt und immerfort rann und träufelte es zu. Und dort — vor den Fenstern! Herr und Gott! Der ganze Hof ein wogendes, sturmgepeitschtes Meer, dessen schmutzig gelbe schäumende Wogen bereits wider die Fenster schlugen. Es war als ob die Hölle der ihr Verfallenen Hülfe, einen Bundesgenossen gesandt hätte, im Verein mit ihm das Werk der Nacht zu vollenden. Mit einem Schlag hatte Margot ihre volle Besinnung wieder erlangt, und eine grelle höhnische Lache ausstoßend, sprang sie auf eines der Fenster zu, riß es auf und eilte dann nach der Thür. Während die schlammigen Fluthen sich jetzt mit Macht in das Zimmer ergossen — nun auch durch die Thür eindrangen, rief sie Vater und Tochter, die vor Schrecken keinen Laut zu finden vermochten, mit einem teuflischen Höhnen zu:

„Nun rettet Euch, wenn Ihr könnt! Mir seid Ihr entgangen, doch nur — um in den Fluthen Euer Ende zu finden!"

Im folgenden Augenblick war sie verschwunden. Die Thür schloß sich hinter ihr, dann wurde das zweimalige laute Knarren und Klirren des schweren Schlosses hörbar. Die Unselige hatte den Eingang von dem Korridor aus fest zugeschlossen.

Nun wird es im Hause stille, und in dem Schlafgemach ist nur das unheimliche Rauschen und Plätschern des eindringenden Wassers zu hören, das höher und höher steigt und das Zimmer wohl bald bis an die Decke überfluthet haben wird.

Dreizehntes Kapitel.

Die Springfluth und ein Gottesgericht.

„Und Ilse?!“ hatte Felix zwischen Freude und Furcht schwankend gefragt.

„Sie ist Dir nahe!“ antwortete Malten mit begeistertem Jubelruf.

„Sie ist bei ihrem Vater,“ ergänzte Mutter Bernis die Worte des Musikers in tiefernster Weise. Dabei deutete sie auf den dunkelgrünen Vorhang, der die Kleidernische bedeckte und von Felix bis jetzt wohl nicht beachtet worden war.

Dieser hatte bei Maltens Worten sich wie von einer schweren Last erleichtert gefühlt, an deren Stelle helle Freude, jedoch nur zögernd treten wollte. Ihr die Bahn vollends frei zu machen, schwebte schon die Frage auf seinen Lippen, wie dies Alles möglich geworden und seine Lieben sich hier zusammengefunden? Da gab Mutter Bernis ihm, besonders durch ihren Hinweis auf die Nische, bedeutsame Antwort und mit einem Ruf des Ver-

ständnisses eilte Felix auf den Vorhang zu, den er zurückriß und nun die halboffen gebliebene Thür schaute.

„Dort hinaus — heimlich hat sie zu ihrem Vater gelangen müssen?!" fragte er ergriffen.

„Weil ein Satan die Thore des Hauses bewacht," entgegnete Malten in seiner raschen, erregten Weise.

„Und wann ging sie hinüber?" lautete die weitere Frage Felix', diesmal an die Großmutter gerichtet. „Es ist doch noch so früh, nicht einmal acht Uhr."

„Seit gestern Abend weilt sie dort," antwortete die alte Frau.

„Seit gestern Abend?" schrie Felix auf, verwirrt bald auf die Großmutter, bald auf Malten schauend. „Hat sie die ganze Nacht bei ihrem Vater zugebracht, so müßte sie doch jetzt zu ihrem Kinde zurückgekehrt sein. Ich fürchte Schlimmes. O, meine Freunde, beruhigt mich! klärt mir Alles auf was hier geschehen ist, oder — ich eile selbst hinüber und suche, hole mir mein Weib. — O, ich kenne die geheimen Wege nur zu gut."

„Ich darf Dir nicht verhehlen, daß auch mich ihr langes Ausbleiben ängstlich macht," sagte Mutter Bernis rauh und ernst wie früher, „und glaube fest, daß Du es wagen dürftest — daß es sogar Deine Pflicht wäre, hinüber zu gehen."

Felix hatte in seiner Unruhe den Vorhang so heftig von der Nische weggezerrt, daß er zu Boden

gefallen war, die Thüre vollends aufgestoßen und war dann hinaus auf den Speicher des ehemaligen Lagerhauses getreten. Hier bemerkte er sofort den offenen Eingang zu der Galerie. „Dort hinaus hat sie ihren Weg genommen," sagte er sich und war schon im folgenden Augenblick bei dem Fenster um durch die Läden hinüber nach dem Hause des Kommerzienraths zu spähen.

Der schmale Spalt zwischen den beiden Ladenflügeln wollte dem Aufgeregten nicht genug Licht geben; die Finger krallte er krampfhaft hinein, da gab das morsche Holzwerk, in welchem die eisernen Bänder kaum noch hielten, nach und der halbe Laden, nur noch von dem unteren Kloben gehalten, bog sich knarrend herab, einen Theil der scheibenlosen Fensteröffnung frei gebend.

Kaum vermochte Felix einen Blick in den Hof hinabzuwerfen, so fegte der Sturm in die ihm neu eröffnete Bahn. Doch musste er genug gesehen haben, denn entsetzt sprang er einen Schritt zurück und schrie:

„Das Wasser! — Das Wasser! Der ganze Hof ist ein See, die Fluthen erreichen beinahe schon die Fenster."

In der Giebelstube waren die Männer, Mutter Bernis an das Fenster geeilt und hier ertönte nun der gleiche Ruf des Schreckens, denn die Hellstedt war zu einem wogenden Meer geworden. Und urplötzlich war das Wasser gekommen und gestiegen.

„Eine Springfluth," sagte Mutter Bernis, die

Hände faltend. „Der Herr sei unserer Stadt und den armen Bewohnern der Niederungen gnädig!"

„Im unteren Stockwerk des Hauses ist ein Fenster geöffnet worden!" schrie Felix, der dem Wasser trotzend, sich abermals dem Speicherfenster genähert hatte. „Durch das Heulen des Sturmes glaube ich Hülfegeschrei zu vernehmen. — Eine Frauenstimme ruft — es ist Ilse!"

Felix' Aufregung war eine fast wahnsinnige geworden und ohne sich um seine Umgebung zu kümmern, stürzte er schon die lange Dachgalerie dahin. Malten und de Voß, die sich ihm genähert hatten, folgten mit gleicher Hast, doch ruhiger und besonnener. De Voß erblickte unter dem Gerümpel eine kurze Eisenstange, er hob sie auf. Die Thür, welche in das Haus führte, war erreicht und nun eilten die drei die Treppe hinab. In dem Hause selbst herrschte tiefe Stille, doch auf dem Korridor der ersten Etage, wo sich der Eingang zu dem früheren Schlafzimmer des Kommerzienraths befand, hörten sie ein schwaches Hülferufen.

„Dort wird es sein!" schrie Felix und eilte den Tönen entgegen. Die Thür des Zimmers stand offen und drinnen lag der alte Gottfried am Boden, in seinen Schmerzen wimmernd Hülfe rufend. Kaum hatte er die Männer gesehen, Herrn de Voß erkannt, als er, jeder Frage zuvorkommend, stöhnte:

„Rettet sie! — um des Herrn Barmherzigkeit willen, rettet sie — den Herrn Kommerzienrath und Frau — Ilse. Ich vermochte nur aus meinem

Bette die kleine Treppe hinab — bis hierher zu kriechen! Da — da nehmt!"

„Wo sind sie?" schrie Felix, der sich vergebens nach einem lebenden Wesen in den Räumen umgesehen hatte, in denen keine Gefahr zu befürchten war.

„Unten — in dem früheren Kassenzimmer! — Eilt und nehmt! — wenn es nicht zu spät sein soll."

Der alte Mann hatte einen schweren Hammer nachgeschleppt, denn er musste wissen, was unten geschehen und nöthig war, dann sank er, als ob es nun vollends mit ihm zu Ende gehen sollte, mit einem letzten Seufzer zu Boden.

Felix hatte schon den Hammer ergriffen und stürmte weiter, von Malten gefolgt. De Voß hob mitleidig den alten treuen Diener vom Boden empor und trug ihn zu dem Sopha, wo er ihn wohlgebettet niederlegte. Dann eilte auch er den beiden Andern nach.

Jetzt öffneten sich auch in der oberen Etage einzelne Thüren, die Herren und Damen der Dienerschaft waren wohl durch das Heranstürmen und Rufen der drei Männer aus ihrem süßen Schlaf oder ihrer sicheren Ruhe aufgeschreckt worden. Unten aber erklang die Stimme Felix'; durch das Brausen uud Zischen des Windes tönte es: „Ilse! — Ilse! — ich komme!" als Antwort auf den immer schwächer werdenden, dann verstummenden Hülferuf.

* * *

Als Margot den gellenden Schrei ausgestoßen, das Fenster aufgerissen hatte, dann aus dem Schlafzimmer floh, war Ilse ihrem Thun und dessen nächster Wirkung mit Schrecken gefolgt. Sie sah die schlammige Fluth sich rauschend durch das Fenster in das Zimmer ergießen, den Fußboden vollends überschwemmen und mit jeder Minute höher und höher anschwellen. Jetzt netzte sie ihre Füße, Nässe und Kälte drangen an ihr hinauf und dieser neue Schrecken weckte sie aus ihrer Betäubung. Den zitternden Händen, die sie zu halten suchten, entwand sie sich und watete durch das bereits fußhohe Wasser nach dem Fenster, dieses zu schließen. Es ward ihr unmöglich, denn die Fluth stieg mit einer solchen Schnelligkeit, ergoß sich mit der Macht eines Mühlbachs über die Brüstung, daß ihre Kraft nicht ausreichte, die Fensterflügel auch nur zu bewegen. Der rasende Sturm jagte Ilse gewaltsam von der Stelle fort und nun strebte sie der Thür des Zimmers zu. Diese war von außen verschlossen, doch sie hatte ja ihren Hauptschlüssel. Mit vor Aufregung zitternden Fingern versuchte sie ihn in das Schloß zu führen. Entsetzen! er paßte nicht! — nicht allein der verschwundene eiserne Verschluß des ehemaligen Kassenzimmers, sondern auch das Schloß der noch vorhandenen Holzthür widerstanden ihm — die Annahme des alten Gottfrieds war eine irrige gewesen. Kein Rütteln, kein Drücken half, das starke Schloß wich und wankte nicht. Nun begann die Aermste in ihrer Angst heftig um

Hülfe zu rufen; dem Fenster versuchte sie sich dabei zu nähern, obgleich sie ahnte, daß von dort aus Niemand sie hören könne. Dennoch ließ sie von ihrem jammernden Rufen nicht ab. Da hörte sie hinter sich ihren Namen aussprechen und sich wendend, sah Ilse den Vater, der, kein Auge für die entsetzliche Gefahr, nur nach seinem Kinde geschaut hatte und ihm verlangend die Arme entgegenstreckte.

Da hielt Ilse sich nicht mehr; auch für sie verschwand die Gefahr und nur ihrer Liebe zu dem Vater blieb sie sich bewusst. So schnell sie es vermochte, eilte sie auf ihn zu, mit ihren Armen ihn heftig umschlingend und ihr weinendes Antlitz an seiner Brust bergend.

Der alte Mann erfasste mit beiden Händen das Haupt seiner Tochter, drückte es an sich, streichelte das schöne glänzende Haar so ruhig, als ob er sich mit ihr am sichersten Ort befunden hätte. Dann sprach er mit einer stillen, rührenden Freude.

„Ilse — mein Kind! endlich — endlich hab' ich Dich wieder. Wie verlangte ich nach Dir, Tag für Tag und Jahr um Jahr, und Du wolltest nicht kommen, kein Lebenszeichen Deinem alten einsamen Vater senden!" —

„Die mich durch Lügen, in verbrecherischer Absicht hinausgetrieben," unterbrach Ilse hastig und mit fast rauher Stimme den Vater, „sie hat alle Briefe, die wir Dir sandten, in denen wir um Verzeihung flehten, Dir vorenthalten. — Ah! sieh nur,

wie das Wasser steigt!" schrie sie plötzlich auf. „Es wird bald die Stube bis zur Decke gefüllt haben."

„Ich weiß Alles, habe es geträumt — oder im Traume erlebt," entgegnete der Vater, auf den Angstschrei Ilsens nicht hörend und in gleich sanfter Weise wie früher. — „O rede fort zu mir, mein liebes gutes Kind, ich habe Deine liebe Stimme so lange nicht gehört."

„Als ich Dir die Geburt meines Kindes kündete," fuhr Ilse fort, wie von den Worten des Vaters diesem Ort der Noth entrückt, „da sandte sie, die Entsetzliche, mir als Antwort einen Brief, den sie gefälscht haben musste — einen Brief, der all mein Hoffen in Elend verwandelte, denn er kündete mir — meines Vaters Fluch!"

„Und ich — ich segnete Dich in meinem Herzen. O, sprich weiter, von Deinem Kinde, ob es Dir gleicht, so lieb und gut ist, wie meine Ilse es in ihrer Kindheit war! Sage mir, ob ich es wirklich schon gesehen, oder ob ich dies auch nur geträumt habe?"

„Du sahst meine kleine Jeanne in der Wirklichkeit und im Traume, theurer Vater! — Meine Jeanne! — Ach! das Wasser! — Hülfe!" kreischte Ilse jäh in ihrer Todesnoth auf, denn sie musste ihres Kindes gedenken, die steigende Fluth mahnte unbarmherzig an das Ende.

„Meine Jeanne!" hauchte der Vater, als einzige Antwort auf diese Schreckensrufe, den leuchtenden Blick in das Dunkel vor ihm gerichtet. „Ich

sah sie — erkannte sie, trotz des fremden Namens. Es war ein Wunder meines alten Märchenbuches."

„Wir müssen beten, Vater," sprach Ilse scharf und ernst, den alten Mann aus seinen Träumen zu wecken versuchend, ihm die entsetzliche Wirklichkeit vor Augen zu führen. „Sieh nur, wie das Wasser steigt! mit der wogenden Fluth im Hofe steht es gleich und immer höher schwillt sie an! In Sekunden wird die erste Scheibe des Fensters verschwunden sein — nur wohl noch wenige Minuten und das Wasser wird die Decke des Zimmers erreicht haben. Geschieht kein Wunder, so sind wir verloren und müssen sterben."

„Sterben? was sprichst Du da, Ilse?" fragte der alte Mann verwundert. „Sterben, jetzt, wo wir uns wiedergefunden — Alle — Alle! — und wieder glücklich sein werden?"

„Ah!" kreischte Ilse mit einem entsetzlichen Angstschrei auf. „Das Wasser hebt mich empor — das Bett schwankt — es schwimmt in der Fluth!"

Dabei suchte sie sich an das Bett fest zu klammern, das in der That hin und her zu schwanken begann, sich endlich hob und von der Stelle bewegte.

„Herauf zu mir!" rief Herr Imhof, Ilse helfend sich auf die Kissen des Lagers zu schwingen. Hier umkrallten ihre Finger den schweren seidenen Vorhang, der in starken Eisen an der Decke befestigt war, wodurch das wie ein Boot auf stürmischer See hin und her schaukelnde Bett einen Halt erhielt.

„Wir wollen beten, mein Kind," sagte jetzt der Vater ernst, „auf Gott vertrauen, daß er uns helfen wird — und auf die gute Fee Deines Lebensmärchens," fügte er leise, mit einem milden hoffenden Blick in die Ferne, hinzu. „Und soll es nicht sein, dann — dann wollen vereint wir sterben, im Tode unser Wiedersehen feiern."

„Das Lager sinkt! Hülfe! Hülfe!" jammerte Ilse, den Vater krampfhaft umschlingend. „Pfühle und Kissen sind vollgesogen mit Wasser, ihre Schwere zieht uns auf den Boden nieder! und immer und immer steigt die Fluth! — Hülfe! Hülfe! oder wir sind rettungslos verloren! Meine arme Jeanne! — mein armes Kind! Erbarme Dich ihrer, o Herr, wenn Du uns vernichten willst!"

Das Schwanken des Bettes hatte aufgehört, dafür begann es langsam zu sinken. Noch einmal rief Ilse mit erstickter Stimme um Hülfe, dann war es, als ob ihre Kräfte plötzlich geschwunden wären und sie sich willenlos in ihr Schicksal ergäbe. Den Vater unter heißen Thränen zum letzten Mal küssend, flüsterte sie ihm noch mit matter Stimme zu:

„Ich sterbe mit Dir, Vater — es ist die Strafe für meine Sünde. Dank, daß ich mit Deiner Verzeihung sterben kann! — Doch ungerecht ist das Gericht, flammte es noch einmal zürnend aus ihr hervor, daß ich Dich, den ich retten wollte, mit in mein Unglück — in den Tod hinabreißen muß."

„Hoffe, mein Kind, noch ist nicht Alles verloren," hauchte der Vater ihr zu, trotzdem er jetzt

wohl selbst an jeder Rettung verzweifelte, denn das Bett war bereits so tief gesunken, daß die Wasser seinen Rand zu bespülen begannen.

„Hoffen dürfen wir nur noch auf ein Wiedersehen, ein neues Leben dort oben,“ entgegnete Ilse, sich fester an ihn pressend und zum Sterben bereit. „Lebe wohl, mein theurer Vater! — Lebe wohl, meine liebe Jeanne — mein armer, guter, so schwer verkannter Gatte! — Lebt Alle — Alle wohl!“

Die Lippen verstummten, Vater und Tochter waren bereit, vereint und widerstandslos in den Fluthen versinkend, den Tod zu finden.

Da wurden im Hause wirre Stimmen laut, die wohl schon früher erklungen, doch durch den Sturm unhörbar geworden waren. Sie kamen näher, ihr Rufen wurde deutlicher. Jetzt erklang der Rettungsruf durch den Korridor!

„Ilse! — Ilse, ich komme! — Muth und Ausdauer! Hülfe — Rettung ist Dir nahe!“

„Ein Wunder — Felix! er ist es!“ jauchzte Ilse von einem neuen Lebensmuth erfüllt auf, und mit einer Stimme, die von der Todesnoth und der hoffenden Freude neue Kraft empfing, erklang es als Antwort stark und laut: „Hierher, Felix! Hülfe! — Hülfe! rette den Vater!“

Nun erfasste sie aufs Neue die Vorhänge, zog sie auf das Lager und den Vater damit umschlingend, klammerte sie sich daran fest, einen — ach! wohl nur trügerischen Halt zu finden, wenn das Bett vollends überflutet werden sollte.

Die Retter mussten bei der Thür angelangt sein, denn jetzt ertönte der erlösende Ruf Felix' ganz in der Nähe und nun wurden gewichtige Schläge wider die Thür geführt, die in ihren Angeln zu beben begann. Ein zweiter Retter schien an anderer Stelle zu arbeiten, ein Eisen zwischen die Thür und den Pfosten einzubohren, und durch das Getöse erklangen die Rufe immerfort, denen Ilse mit dem letzten Aufgebot ihrer Kräfte antwortete.

Da erfolgte ein schrilles Krachen, die gesprengte Thür wurde aufgestoßen und Felix erschien, mit einem wilden Freudenruf Ilse und den Vater, die Geretteten begrüßend. Auf einem erhöhten Gegenstand stehend, ließ er sich in die Fluthen niedergleiten um schwimmend das Lager zu erreichen; de Voß folgte ihm auf gleichem Wege, in gleicher Weise.

Ilse, zu Tode erschöpft, hatte noch in einem letzten Athemzuge ausrufen können:

„Felix! — rette den Vater!"

Dann waren ihr die Sinne vergangen. Kraftlos ließen die Hände den schützenden Vorhang fahren, und in das Wasser sank die Aermste, als ob sie jetzt schon leblos wäre, hinab. — Doch nicht in ihr Grab! Felix' starker Arm hatte sie aufgefangen und ruderte schon wieder mit ihr der Thür zu, wo Malten schwimmend einen Tisch zu halten suchte, der durch das Wasser herangeschwemmt, Felix und de Voß dazu gedient hatte ihr Rettungswerk auszuführen.

Von de Voß war Herr Imhof erfaßt worden und nun suchte auch Ersterer schwimmend und watend mit dem Geretteten den Ausgang zu erreichen.

Felix hatte mit Hülfe des Tisches und Malten's den Körper der ohnmächtigen Ilse in eine zweckmäßige Lage auf seine Schulter gebracht und strebte ohne Aufenthalt mit seiner theuren Bürde der nahen Haupttreppe zu, de Voß, von Malten unterstützt, folgte und bald fühlten die kühnen Männer die rettenden Stufen der Treppe unter ihren Füßen.

Nun vermochten sie sich zu erheben und die Treppe hinansteigend den Korridor, das Zimmer des alten Herrn zu erreichen. Jetzt erst war das Rettungswerk mit Hülfe Gottes vollbracht.

Da wurden auch mehrere Personen der Dienerschaft sichtbar, zögernd nahten sie sich und starrten erstaunt auf die fremden Personen, welche auf eine so räthselhafte Weise in das Haus gekommen waren und den Herrn nebst der jungen fremden Dame dort gerettet hatten. Wer waren Jene, die sich geberdeten als ob sie die Herren wären? Gottfried allein schien sie zu kennen — und wo war die gnädige Frau von Rambert?

So dachten die Lakaien wohl, doch kamen sie nicht dazu ihre Frage laut werden zu lassen, denn der alte Gottfried, dessen Herzensfreude Angst und Anstrengung wunderbar schnell verscheucht hatte, kommandirte von seinem Sopha aus in einer so

wirksamen Weise, daß keiner der betressten Gesellen zu widersprechen wagte.

„Den Herrn Kommerzienrath enkleidet, bringt ihn zu Bett!" fuhr er den stolzen Pierre an. Dann wendete er sich an ein junges Ding, das so etwas wie ein Stubenmädchen sein musste und rief; „Hinauf in die zweite Etage, in die ehemaligen Zimmer des Fräuleins vom Hause! Die Thüren, Kasten und Schränke werden eingeschlagen, wenn keine Schlüssel zur Hand sind! Wäsche, Kleider herbei! für die ohnmächtige Dame dort, Frau Ilse Volker, die Tochter des Herrn Kommerzienraths."

Hei! wie flogen die Herren und Damen der Livree, trotz der zitternden Stimme des gebrechlichen Alten, den sie so oft verhöhnt hatten, wie sie noch nie auf einen Befehl der gnädigen Frau von Rambert geflogen waren. Doch schon erschien für Frau Ilse die rechte Hülfe. Mutter Bernis hatte in ihrer Angst um ihre Lieben ebenfalls die Schwelle der geheimen Thür überschritten und auch glücklich den Weg zu den Geretteten gefunden. Einige Lakaien, die sich im oberen Stockwerk der wie aus den Wolken gefallenen alten Frau in den Weg hatten stellen wollen, waren von dieser durch Wort, Blick und Geberde in schnelle Flucht geschlagen worden. Felix begrüßte mit einem Freudenruf die Großmutter und vereint mit ihr brachte er Ilse in ein Nebenzimmer, wo die alte Frau die langsam wieder zum Leben Erwachende, aus- und umzukleiden begann. Nun mussten auch die drei Herren

an das Umkleiden denken; jetzt brauchte der alte Gottfried nur zu winken und die Lakaien flogen so behende nach Kleidern aus, daß Felix, de Voß und Malten sich bald in frischen und passenden Anzügen, der vorhandenen Garderobe entnommen, befanden.

Bald erklang im Nebenzimmer der freudige Ruf einer Frauenstimme. Ilse feierte in einem Kusse ihr Wiedersehen mit Felix, zugleich dem Gatten den Dank ihres Herzens für die Rettung des Vaters spendend. Nun trat sie, ihn umschlungen haltend, in das Schlafgemach ihres Vaters, wo dieser unter den wärmenden Decken seines Lagers lag. Nur die beiden Herren und der alte Gottfried waren noch zugegen. Mutter Bernis hatte die ganze Livree kurzer Hand hinausgeschafft und war dann selber, doch gewiß nur mit Absicht und für Augenblicke verschwunden.

Ilse trat zögernd und leicht erröthend, doch den Blick voll und furchtlos auf den Vater gerichtet, diesem näher. Herr de Voß schloß sich beiden an und blieb hinter Volker stehen.

„Vater," sprach Ilse mit bewegter Stimme, „ich bringe Dir meinen Gatten, schuldig und doch auch wieder schuldlos wie ich. Ach, wir liebten uns so innig! ohne Ahnung einer an Dir zu begehenden Sünde. Wie es gekommen, weißt Du; Liebe ließ uns sündigen, laß Deine Vaterliebe walten und sie wird uns verzeihen!"

Herr Imhof kämpfte sichtlich einen schweren Kampf, der wohl mehr seiner eigenen Aufregung

galt, als den Gefühlen, die einer Annäherung an Felix widerstreben mochten. Da war Herr de Voß schon vorgetreten und mit erhobener Stimme sprach er, Felix' Hand ergreifend;

„Mein edler Wohlthäter — er ist mein Freund und würdig Ihr Sohn zu sein!"

„Mein Retter — mein Sohn!" stammelte Herr Imhof, endlich der Sprache wieder mächtig und beide Arme nach Felix ausstreckend. Mit einem Jubelruf warfen Ilse und Felix sich an des Vaters Brust, diesen mit ihren Freudenküssen fast erstickend. Da flüsterte der alte Mann Felix noch zu:

„Heute hast Du sie Dir neu errungen! Um das, was Du heute an meinem Kinde gethan hast, will ich des erduldeten Wehs vergessen. Nun ist sie zum zweiten Mal Dein eigen geworden, durch die Hand des Vaters, liebe sie bis an das Ende."

Da ertönte plötzlich eine fröhliche Kinderstimme, die nach der Mutter, nach dem Vater rief. Mutter Bernis hatte die kleine Jeanne geholt und auf den Armen in das Zimmer getragen. Hier aber galt ihr erster Jubelruf dem Vater, dessen Anblick das Kind so lange hatte entbehren müssen, und die Mutter stand gerne zurück. Jeanne flog an seinen Hals und Felix küsste sie unter Thränen der Freude, die Kleine dann in die Arme ihres glücklichen Großvaters legend, dem aus größter Gefahr und Noth ein höchstes Glück entstanden war. —

Und Margot? —

Während die Rettung der vom Wassertod Be-

drängten erfolgte, die glücklich dem Leben Zurückgegebenen das Fest ihrer Wiedervereinigung feierten, vollzog sich in einem andern Theile der Parterreräume an einer Schuldigen ein Gottesgericht.

Margot hatte beim Verlassen des Schlafzimmers den Korridor hoch überschwemmt gefunden. Wenn in dem Zimmer das Wasser kaum ihre Ferse genetzt hatte, so watete sie hier bis weit über den Knöcheln in der schlammigen Fluth und deutlich spüren konnte sie, wie diese erschreckend rasch höher und höher stieg. Den Schlüssel der Thür des ehemaligen Kassenzimmers hatte sie abgezogen und weitweg in die Fluth geworfen. In ihrem Hirn war es wirre geworden, es flimmerte wie glühendes Gold und nur eines Gedankes mächtig, bewegte sie sich, anstatt auf die rettende Treppe, auf die Thür ihres Appartements zu, öffnete diese und trat ein. Ein Wasserschwall stürzte ihr entgegen, sie hatte beim Verlassen des Bettes, wie gewöhnlich die Fenster halb geöffnet, frische Luft einzulassen und dort war das Wasser eingedrungen. Ueber die Brüstung der Fenster fluthete es und hatte die ganze Zimmerreihe gefüllt von Sekunde zu Sekunde höher anschwellend. Nur an Eines denkt Margot, nur Eines will sie: ihr Gold! — ihr Gold! Mit Mühe watet sie durch die Zimmer, in denen bereits Stühle und kleinere leichte Möbelstücke umherschwimmen. Jetzt ist sie in dem Gelaß angelangt, wo in sicherem Mauerschrank ihr goldener Schatz verborgen ruht. Doch wo — wo ist der Schlüssel des Schrankes? — wo

hat sie ihn nach jener letzten Nacht des gierigen Schauens versteckt? Sie weiß es nicht mehr, die Angst lähmt ihr sonst so scharfes Denkvermögen vollständig. Sie sucht, quält sich ab, doch anstatt zu finden, was sie haben will — haben muß, wird sie verwirrter — und das Wasser steigt unaufhaltsam und unbarmherzig höher und höher. Schon raunt ihr eine Stimme zu: „Begnüge Dich mit den Millionen, die das Testament Dir sichert und fliehe! begnüge Dich mit dem, was Du schon morgen erhalten wirst, denn der alte Mann und seine Tochter werden sterben! — fliehe! — fliehe! — Nein, nein!“ kreischt sie, als Antwort dieser Gedanken, mit gellenden Tönen auf, „ich will nicht verlieren, woran Jahre lang mein Herz gehangen und sich erfreut, wofür ich unablässig gekämpft und gesündigt. Mein Gold, ich will es haben — haben!“

Unter diesem furchtbaren Ringen wird es plötzlich licht in ihr; wohl im letzten entscheidenden Augenblick weiß sie wieder wo der entsetzliche Schlüssel des Schrankes zu finden ist. Dort in das Pult hat sie ihn verschlossen und ihr kleiner Schlüssel, der die Eisenkassette öffnet, erschließt auch jenen Behälter. Schon reißt sie sich das Ledertäschchen vom Halse, entnimmt ihm was sie braucht und öffnet das Pult. Mit einem Aufschrei grimmiger Freude fassen die Finger mit gierigem Griff den Schlüssel, dann wendet sie sich dem Mauerschrank zu. Es wird ihr schwer die kurze Strecke zurückzulegen denn das Wasser geht ihr jetzt fast bis an die Taille —

„Herr Du mein Gott,“ keucht sie, sich in ihrer Verzweiflung an den wendend, den sie ihr ganzes Leben lang gelästert hat, denn die immerfort steigende Fluth wird in kurzer Zeit ihr bis unter die Achseln reichen, sie emporheben, niederziehen — wenn sie nicht bald mit ihrem gleißenden Schatz flieht — dort durch die kleine Tapetenthür, die dunkle enge Treppe hinauf.

Der Schrank ist geöffnet, da steht die Eisenkiste. Margots Augen beginnen bei ihrem Anblick zu glühen; er muß ihr neue Kräfte geben, denn mit einer wilden Hast zerrt sie die schwere Kassette von ihrem Lager herab, daß sie mit lautem Schlag in das Wasser sinkt. Doch das tückische Element muß Mitleid mit der Sünderin, ihrer gierigen Angst und Qual haben — oder sein ihm verfallenes Opfer spielend und höhnend vernichten wollen! — denn es erleichtert ihr das mühsame Werk. Spülend hilft die Fluth die Schatzkiste voran zu bringen, Margot vermag sie sich nach zu ziehen und endlich — endlich hat sie die erste Stufe der Verbindungstreppe erreicht.

Es war die allerhöchste Zeit, denn schon fühlte sie wie die sprudelnden Wellen sie hatten emporheben wollen, um sie dann zu verschlingen. Jetzt aber dünkte sie sich schon gerettet, denn sie stand fest auf der Treppe und ihr linker Fuß suchte schon deren zweite Stufe. Doch das Wasser folgte ihr — es schien sie nicht lassen zu wollen. Wie sie sich auch, eine Stufe gewinnend, aus ihm erhob,

nur Sekunden, und es hatte sie schon wieder eingeholt. Es war entsetzlich, nur die Hölle konnte ein solches furchtbares Spiel mit ihrem Opfer treiben! Und dabei wurde die Eisenkiste ihr schwerer und schwerer: es dünkt ihr als ob die Millionen, die Berge Goldes, welche ihr gieriges Auge geschaut, sich jetzt darinnen befänden, und erst der Stufen drei hatte sie den kostbaren Schatz hinangeschleppt! Schon begann die frühere Stimme ihr wieder zuzuraunen: „Laß fahren — laß fahren das eitle Gold und rette Dein Leben. Die Fluth schwemmt Deinen schweren goldenen Schatz nicht mit sich fort, Du wirst ihn wiederfinden. Laß fahren — laß fahren!"

„Fluch Dir, Versucher!" keuchte Margot, vor Angst und Aufregung dem Wahnsinn nahe. „Zuerst hast Du mich angetrieben durch Sünde und Verbrechen das glänzende Gold zu gewinnen und nun willst Du es mir durch Deinen Lügenrath wieder entreißen? Nein, nein! ich wahre mir, was ich errungen und halte. Die tückische Fluth wird das Papier zerstören — Du willst mich betrügen, zur Bettlerin machen wie die — haha! — die arme Prinzessin Ilse! Weiche von mir! und herauf — herauf, Du mein goldener Schatz — meine einzige Liebe!"

Und wieder zerrte und zog sie an der Eisenkiste, doch diese bewegte sich nicht mehr von der Stelle. Dafür steigt ihr das Wasser bis an ihre Brust heran. Ihre letzten Kräfte setzte sie unter verzweifelndem Ringen ein, doch es war zu Ende,

das gleißende, tückische Gold gehorchte nicht mehr dem Willen seiner bisherigen Herrin, sein Dämon sagte sich von ihr los und gab den goldenen Schätzen die Freiheit wieder. Ihrem eigenen Willen folgten sie und sanken langsam zum Grunde der Fluth. Die Finger der Unseligen, blutig gekrallt, hielten wie im Starrkrampf den Ring der Kassette, die kostbare — elende Beute gefasst; jetzt wollte Margot sie lösen und vermochte es nicht, und mit einem letzten Fluch, einer Gotteslästerung sank sie kraftlos, von dem Golde hinabgezogen, diesem nach. Ihr Körper — ihr Kopf beugten sich hintenüber, die Wellen spülten die Gotteslästerung von den bleichen Lippen hinweg, und sprudelnd theilte sich die Wassermasse, ihr Opfer zu empfangen und sich gurgelnd wieder über ihm zu schließen.

Alles war vorüber. — — —

In unheimlicher Ruhe wogte, immerfort steigend das Wasser über dem nassen Grabe der Sünderin und ihrem gleißenden Golde, für das sie Leben geopfert und nun das eigene Leben hatte lassen müssen.

Ein Gottesgericht! — —

Vierzehntes Kapitel.

Schluß.

Ebenso schnell wie die Springfluth gestiegen, war sie gefallen und noch an demselben Tage floß das Wasser des Flusses und der Kanäle wieder in seinen Ufergrenzen. Sturm und Regen hatte aufgehört und die düstern Wolkenmassen sich verzogen, der Himmel begann sich aufzuklären und die Sonne sandte ihre milden Strahlen auf die schwer heimgesuchte Stadt nieder. Unsägliches Unglück hatte die Ueberschwemmung, welche Stadt und Bewohner so urplötzlich betroffen, angerichtet und das Elend der ärmeren Klasse, besonders der Einwohner der tiefer gelegenen Stadttheile, war unbeschreiblich, herzzerreißend und schleunigste Hülfe that Noth. Die Väter und die Reichen der Stadt säumten auch nicht und von allen Seiten flossen Gaben, Geld und Nahrungsmittel, Kleidung und Bettwerk in reicher Fülle dem rasch gebildeten Hülfs-Komité zu, die erste dringendste Noth zu lindern. Schon in wenigen Tagen durfte man hoffen dem angerichteten, kaum

noch zu übersehenden Schaden wirksam vorgebeugt zu haben.

Als die Bewohner des Imhof'schen Hauses sich gegen Mittag in das untere, vom Wasser wieder freie Stockwerk wagten, stellte sich ihnen ein entsetzlicher Anblick dar. In der Portierloge lag die Leiche Wenzels von vollen und geleerten Flaschen umgeben. Die Fluth hatte den Mann im Weinrausch überrascht und besinnungslos musste er in den Wellen sein Grab gefunden haben. Doch schrecklicher war die Entdeckung, welche in dem letzten Zimmer der Appartements der Frau von Rambert gemacht wurde. Auf dem Boden, halb in schmutzigem Schlamm gebettet, von Schlamm bedeckt, fand man die gnädige Frau, nach welcher man sich während der Katastrophe vergebens umgeschaut, an deren Rettung keiner ihres zahlreichen Hofgesindes gedacht, oder nur einen Versuch dazu gewagt hatte. Entseelt, das bleiche Antlitz furchtbar entstellt, lag sie da, die von Wunden zerrissene blutige Hand so fest um den Ringgriff einer eisernen Kassette gekrallt, daß dieser kaum aus den erstarrten Fingern zu lösen war. Die Lakaien, jetzt ebenso kriechend dienstbeflissen dem Hausherrn gegenüber, wie sie sich früher gleichgültig über ihn hinweggesetzt, brachten die Trauernachricht in das Schlafgemach des Kommerzienraths, wo sie mit einem ernsten Schweigen aufgenommen wurde.

„Der Herr hat sie gerichtet," sagte Herr Imhof leise und tief erschüttert zu den Seinigen. „Der Herr mag ihrer armen Seele gnädig sein!"

Doktor Rosembeau, der mit dem besseren Wetter angelangt war, vermochte nur den Tod durch Ertrinken der gnädigen Frau von Rambert und des Portiers Wenzel zu konstatiren, denn Herr Kommerzienrath Imhof, den er besuchen wollte, empfing ihn nicht und ließ ihm sagen, daß er sich vollkommen wohl fühle und seiner Dienste weder jetzt noch später mehr bedürfe. Verlegen und beschämt, einen Fluch verschluckend, müsste der schöne Doktor wieder abziehen, doch tröstete er sich wohl über den Verlust einer millionenreichen Braut und eines Patienten mit dem Gedanken, daß er, trotz diesem Mißerfolg, immer noch der Lieblingsarzt der Damen sei und unter ihnen, das heißt unter den reichsten von ihnen, doch noch mit der Zeit eine passende Partie finden werde.

Die schwere, räthselhafte Eisenkassette, welche man bei der Leiche Margots gefunden, ließ Herr Imhof zu sich hinaufschaffen und öffnen; durch ihren Inhalt erkannte man schaudernd, was vorgegangen und wie das Gold, an dessen Besitz die Unselige sich geklammert, deren schreckliches Ende herbeigeführt hatte. Die bedeutenden Summen in Papier und Gold, welche die Kassette enthielt, wollte der Kommerzienrath nicht mehr als sein Eigenthum betrachten, trotzdem er überzeugt sein musste, daß sie ihm durch die vom Dämon des Goldes Verblendete entwendet worden waren, wie die werthvollen Schmuckstücke und Geschmeide, deren er sich nie zu Margots Gunsten entäußert hatte. Nur die

Juwelen seiner verstorbenen Gattin, der Mutter Ilsens und den Ehrenbecher der Stadt entnahm er dem durch Sünde und Verbrechen zusammengerafften Schatz und legte dafür eine dem Werth der Gegenstände entsprechende Baarsumme hinein. Nun ließ er einen der Vorstände des Hülfs-Komités zu sich bitten und übergab diesem die Kassette, um deren reichen Inhalt in seinem und seiner Kinder Namen unter ihre, durch das Wasser ins Unglück gerathenen Mitbürger zu vertheilen.

So wurde der Fluch, welcher auf dem Golde ruhte, in reichen Segen verwandelt, den die Armen auf die Häupter des gütigen Gebers und der Seinigen herabflehten.

In wenigen Tagen hatte das Haus des Kommerzienraths eine vollständig veränderte Organisation erhalten. Die sämmtliche Dienerschaft, bis auf die letzte Magd herab, war mit Auszahlung des vollen Gehaltes, trotzdem die Leute es nichts weniger als verdient hatten, entlassen worden, und neue tüchtige, erprobte Personen zogen in die gesäuberten Räume. Frau Ilse, ihr Gatte Felix und Jeanne bezogen die Appartements der ersten Etage, denn Herr Imhof, der wieder frisch und gesund geworden war, wollte sich auch nicht um eines Zimmers Länge von seinen Lieben trennen. „Lange genug — viel zu lange, für die wenigen Jahre, die mir noch bleiben werden, habe ich einsam, nur von einem bösen Feinde umgeben, gelebt,“ so sagte er. „Nun will ich mein so schwer erkauftes Familien-

glück im vollen Maße genießen, kein Augenblick darf und soll es mir entziehen."

Felix gewann er von Stunde zu Stunde lieber und es hätte der ernsten Auseinandersetzung des Herrn de Voß nicht bedurft, um ihm die Ueberzeugung beizubringen wie sehr er den jungen Mann verkannt hatte, und daß er würdig sei sein Sohn zu heißen. Doch am lautesten für den Werth Felix' sprach die Liebe Ilsens zu dem Gatten, und der Vater dankte im Stillen Gott dem Herrn, daß er ihn einen solchen Schutz für sein liebes Kind hatte finden lassen.

Magdalena Volker war von Ilse mit einer milden Herzlichkeit aufgenommen worden, sie durfte an deren Reue glauben und that es, ach! so gerne, schon um Pauls, des Sohnes Magda's, willen, den sie ja auch wie eine Mutter, wie ihr eigenes Kind liebte. In Demuth empfing Magda den Schwestergruß und zugleich den schönsten Lohn für die so eifrig erstrebte Wandlung ihres Lebens.

Auch Herr Imhof munterte Magda in freundlicher wohlwollender Weise auf, sich in ihrem Familienkreise heimisch zu fühlen und den kleinen muntern Paul liebte er fast ebenso sehr wie seine Jeanne. Dem stillen Wunsch seiner Kinder kam er zuvor — ihm wurde ja dadurch eine neue reine Freude — und bat Magda, mit Paul in sein Haus überzusiedeln. Das obere Appartement, vor Jahren von dem Hauptmann von Rambert und seiner unwürdigen Gattin bewohnt, hatte er ganz

neu herrichten lassen, ohne den eigentlichen Zweck, den er dabei im Auge hatte, zu verrathen. Als Alles für einen Einzug fertig war, führte er Magda dort ein und der Dank der ihm von Mutter und Sohn, von seinen eigenen Kindern wurde, entlockte ihm Thränen der Freude.

Nun sollte auch Mutter Bernis ihre Wohnung auf der Hellstedt verlassen und zu ihren Kindern ziehen, dort die große Haushaltung und das Gesinde zu überwachen. Doch die Alte sträubte sich ganz gewaltig dagegen und erklärte kurz und bündig:

„Das wird die Magda besorgen und noch viel besser, als ich alte Frau es zu thun vermag. Sie weiß dann auch wozu sie noch nutz ist auf der Welt. Ich aber will in meinem alten Hause auf der Hellstedt in meinem Stübchen bleiben. An dem Orte, wo die Meinigen gelebt, wo ich mich ihrer gefreut, durch sie gelitten, um endlich wieder glücklich zu werden, wie ich es kaum je in meinen langen achtzig Jahren gewesen bin, dort will ich leben, der Vergangenheit gedenken, Eure Zukunft dem Herrn empfehlen — und sterben."

Dabei blieb es. Nur wurde die geheime Thür der Giebelstube zu einer schließbaren gemacht, die Treppe des Lagerhauses schön hergerichtet, bis zu dem Eingang des Wintergartens hinab, und auch dieser vollends geöffnet. So konnte denn die alte Frau zu jeder Stunde ungehindert ihre Kinder finden, und diese in gleicher Weise die Groß- und Urgroßmutter heimsuchen.

Herr Hendrik de Voß war nach einem Aufenthalt von nur wenigen Tagen wieder nach Rotterdam zurückgereist, sichtlich noch ernster gestimmt, als er für gewöhnlich sich zeigte. Es rührte dies wohl von einer Unterredung zwischen ihm und Fräulein Lucie Bontemps her, die er am Tage vor seiner Heimkehr gehabt hatte, deren Inhalt und Ergebniß mit wenigen Worten zu verrathen, Pflicht des Erzählers sein dürfte.

Herr de Voß war in gewählter Toilette nach dem Pensionat Bontemps gefahren und hatte sich durch seine Karte dessen Vorsteherin melden lassen, mit der Bitte sie für einige Augenblicke sehen und in einer Privatangelegenheit sprechen zu dürfen. Von der Dienerin war er in den uns bekannten, gleich ernst wie vornehm ausgestatteten Salon geführt worden, doch musste er hier eine ganze Weile warten, bis die Ersehnte erschien.

Endlich trat Fräulein Bontemps ein. Ihre imposante Gestalt, noch gehoben durch die geschmackvoll einfache Toilette, ließ sie den geblendeten Augen des Holländers wie eine seltene, strenge Schönheit, Bewunderung und Ehrerbietung heischend erscheinen. De Voß hatte Lucie seit fast sechs Jahren nicht mehr gesehen, und wenn sie und ihr ernstes Wesen schon damals seinen Augen wohlgefallen, so war dies heute in einem Grade der Fall, daß der sonst so kalte und gewandte Mann sie nur anstaunen, als Gruß nur eine Verbeugung und keine passenden Worte zu finden vermochte.

Fräulein Bontemps fühlte dies wohl und mußte sie in einer frohen, glücklichen Stimmung sein, denn sie lächelte dem Befangenen freundlich zu, den sie unter gewöhnlichen Verhältnissen, eingedenk seines damaligen schnellen verdammenden Urtheils, wohl nur kalt und ernst, vielleicht gar nicht vorgelassen haben würde. Unbefangen trat sie auf ihn zu, reichte ihm die Hand zum Gruße und nach den ersten gewechselten Worten, ihr heutiges Wiedersehen unter ganz anderen, glücklichen Verhältnissen betreffend, sagte sie lächelnd:

„Und nun werden Sie Ihrer Mannesehre wohl nichts vergeben, wenn Sie mir eingestehen, daß Sie damals ein wenig zu schnell Ihre sonst stets gute Meinung über mich änderten! Der Schein sprach allerdings in etwas gegen mich, aber man hätte mich doch hören, meiner Anklägerin gegenüberstellen können."

„Daß dies nicht geschehen, mein werthes Fräulein," entgegnete de Voß, der seine Ruhe und Redegewandheit wiedergefunden hatte, dessen dunkle Augen in einem seltsamen Feuer zu leuchten begannen, „habe ich mehr denn einmal und Jahre hindurch genug bereut. Doch die Zeit fehlte mir, den begangenen Fehler durch eine offene Abbitte wieder gut zu machen. Ich hatte eine große, schwere Last, fast zu schwer für die Schultern eines Mannes, auf mich genommen. Es galt ein altes, geachtetes Handlungshaus vom Verderben zu retten, dessen Interessen nun auch die meinigen ge-

worden waren. Meine Bemühungen hatten Erfolg und heute steht die Firma van der Meulen und Kompagnie unter meiner Leitung glänzender da, tritt auf dem Weltmarkt bestimmender auf als je!" — Und nun begann er von der großen Bedeutung seines Hauses in enthusiastischer Weise zu reden, zugleich, daß er noch immer allein stehe, keine Zeit gefunden habe, sich nach einer passenden Gefährtin seines arbeitreichen Lebens umzusehen, und wie er doch immerfort das Bild einer solchen mit sich herumgetragen habe.

Immer erregter und feuriger hatte er gesprochen, und Fräulein Bontemps lächelte nicht mehr; sie war ernst geworden. Als de Voß endlich gestand, daß er hauptsächlich, um dem Bilde seiner Träume näher zu treten, die Verwirklichung seiner lang gehegten stillen Wünsche zu erstreben, sein Geschäft verlassen habe und mit Herrn Volker hierher gereist sei, da unterbrach sie ihn und sagte in freundlicher Weise:

„Bevor Sie weiter reden, Herr de Voß, müssen Sie mir gestatten, Ihnen einen Gast vorzustellen, dessen Sie sich von früher her wohl kaum noch werden entsinnen dürfen."

Dabei hatte sie sich erhoben, war auf die Thür zugegangen, durch welche sie den Salon betreten und diese durchschreitend erschien sie schon im folgenden Augenblick wieder, Malten an der Hand führend. Noch hatte de Voß sich nicht von seinem peinlichen Erstaunen über diese unerwartete

Unterbrechung seiner Werbung erholt, als Fräulein Bontemps schon wieder mit einem sprechenden, doch nicht unfreundlichen Lächeln in ihrer Rede fortfuhr:

„Da Sie sich in so liebenswürdiger Weise für mich zu interessiren scheinen," sagte sie, Malten vorstellend, „so wird es Sie gewiß freuen, in Herrn Malten nicht allein den besten und treuesten Freund des jungen Herrn Volker und seiner Gattin, sondern auch — meinen Verlobten kennen zu lernen."

Der arme de Voß war aus all seinen Himmeln herabgefallen, eine Handelskrisis hätte kaum herber auf ihn wirken können. Das ist Deine Strafe! musste er sich sagen und suchte unter einer langen Verbeugung seine fahle Bläße zu verbergen, die für Augenblicke sein Gesicht bedeckte.

Die Unterhaltung nahm, Dank der Gewandtheit Lucie's und dadurch, daß de Voß den Musiker bereits kannte, wohl ihren Fortgang, doch gerieth sie bald wieder ins Stocken und nachdem Herr de Voß dem jungen Paare seine Glückwünsche in bester Form dargebracht hatte, empfahl er sich.

Am folgenden Tage reiste er ab.

* *
*

Es ist ein schöner Spätsommer-Nachmittag, die Sonne neigt sich ihrem Untergange zu und ihre Strahlen sind nur noch belebend, nicht glühend, die Menschen aus ihrem goldigen Bereich verscheuchend. In Eichenhain, auf der großen Terrasse

der Villa, finden wir die ganze Familie des Herrn Kommerzienraths Imhof, im frohen Kreise um das Haupt des Hauses versammelt, heiter plaudernd und sich der schönen Stunden, des Orts und ihres ungetrübten glücklichen Beisammenseins freuend.

Herr Imhof scheint um Jahre jünger geworden zu sein, in leichter heller Sommerkleidung, auf dem Kopfe den breitgeränderten Strohhut, unter dem die lange weiße Lockenfülle hervorquillt, sitzt er inmitten der Seinigen. Sein Antlitz hat die blühende Farbe der Gesundheit, welche vor Jahren ihm eigen war und sein freundliches, zufriedenes und gutmüthiges Lächeln zurückerhalten. Neben ihm hat Frau Ilse Platz genommen; auch die Rosen ihrer Wangen sind wiedergekehrt und die einfache, dabei elegante Toilette, hebt ihre körperlichen Vorzüge unabsichtlich auf das Vortheilhafteste hervor. Neben ihr weilt Fräulein Lucie Bontemps in der ganzen Würde ihrer doppelten Eigenschaft als Pensionats-Vorsteherin und Braut, denn in wenigen Wochen wird das große und weitberühmte Institut für junge Damen den Namen „Malten-Bontemps“ annehmen. Die Herren Felix und Malten nehmen die andere Seite des Hausherrn ein und von den Damen etwas abseits sitzt Frau Magda Volker in einfach dunklem Gewande, doch mit einem Ausdruck innerer Zufriedenheit in den Mienen, der die Schönheit ihrer Züge noch erhöht und ihnen einen Reiz verleiht, den Magda nur in ihrer ersten Jugend, in ihren reinen Mädchenjahren besessen haben

konnte. Auch Mutter Bernis fehlte nicht, doch hält es die noch immer rüstige Frau nicht auf ihrem Sitz; sie geht ab und zu und hilft das Nachtessen ordnen, das an einladender Stelle im Garten und in der Nähe der Terrasse eingenommen werden soll, zu dem Diener in einfachen dunklen Livreen das Nöthige herbeitragen. Die Kinder spielen zu Füßen des alten Herrn, den beide Großvater nennen, und horchen auch wohl den Reden um sie herum. Da unterbricht Jeanne das Plaudern und als ob plötzlich ein Gedanke in ihr aufgestiegen wäre, der sie lebhaft beschäftigte, schmiegt sie sich an den Großvater und ruft diesem zu: „Großvater — weißt Du noch, als wir hier zum ersten Mal in Deinem schönen Zaubergarten waren, hattest Du ein rothes Büchlein, in dem das Märchen stand, das da heißt wie meine Mama. — Hast Du es noch, dann gieb es mir oder lies es uns vor — oder erzähle es uns."

Alle waren verstummt und aufmerksam geworden; die Rede des Kindes musste ein seltsames Echo, froh und traurig zugleich, in den meisten der hier versammelten Herzen wecken. Da sprach der alte Herr mit ernst-freundlicher Miene:

„Wohl hab' ich das alte rothe Märchenbuch noch, mein Kind; wie es nimmer mich verlassen, so ist es auch heute noch mein treuer Begleiter. Sieh' nur her!"

Und aus der Brusttasche seines Rockes zog er das abgegriffene Buch in seinem verblichenen rothen Gewande.

Ilse erkannte es wohl. Der Vater schaute sie mit inniger Liebe an und sagte dann:

„Du kennst nur den ersten Theil des Märchens, das Deinen Namen trägt. Jene Vorleserin, deren Namen ich nicht mehr aussprechen kann, warf es — damals — bei einer Stelle weg, wo die böse Fee erschien, der die arme Ilse und ihr Vater alles Unglück zu verdanken hatten, das über beide gekommen war; sie warf es weg, weil sie sich in der Unholdin wiedererkannte. Soll ich Dir die Fortsetzung und den Schluß Deines Märchens lesen, die Dir jener letzte trauliche Abend am Kamin schuldig geblieben ist?"

Schon schlug er das Büchlein auf, doch plötzlich rief er, es wieder aus der Hand legend, mit freudig erregter Stimme:

„Wozu lesen?! Wie Ihr Beide, Du und Felix, den Anfang des Märchens erlebt, so bildet Euer Lieben und Leiden, Ringen und Hoffen und endliches Glück den Schluß desselben. Die gütige Fee des Märchens hat uns beschützt, uns aus dem Zauberwalde voll Nacht und Grauen an das Licht und zu einem neuen, schönen Leben geführt. Ihr wollen wir getrost unser schwer errungenes Glück und unsere Zukunft anvertrauen; sie wird uns schirmen wie bisher, die gute Fee

des Märchens von der Prinzessin Ilse!

Ende.

Berliner Buchdruckerei-Actien-Gesellschaft. Setzerinnenschule des Lette-Vereins.

Inhalt des dritten Bandes.

Prinzessin Ilse

Bd.: 3.

1882